

Schwarze Diamanten (Bruno Bd 3)

Martin Walker



calibre 0.8.24

Martin Walker

Schwarze Diamanten

Der dritte Fall für Bruno, Chef de police

Roman

Aus dem Englischen von Michael Windgassen

Chapter 1

Es kam nicht oft vor, dass Bruno Courreges seinen Job ungern tat, aber heute war so ein Tag. Am Wetter konnte es nicht liegen. Hohe dünne Wolken trieben über den spätherbstlichen Himmel, der trotzdem hartnäckig blau blieb. Trotz der frühen Morgenstunde schien die Sonne warm auf Brunos Gesicht und ließ die wenigen verbliebenen Blätter an den alten Eichen, die das Rugbyfeld einsäumten, golden leuchten. Sie wärmte die alten Mauern der Mairie auf der anderen Flussseite und die roten Ziegeldächer der Häuser am Hügel. Es war noch so mild, dass die Frauen die Fenster und die blaugestrichenen Fensterläden geöffnet hatten. Tupfer in Blau und Weiß, gestreift und geblümt, zierten das Bild des Städtchens, wo Bettwäsche auf den Baikonen gelüftet wurde - vielleicht zum letzten Mal in diesem Jahr. Auf dem Rasen hatte schon Reif gelegen, als Bruno vorhin mit seinem Hund die übliche Runde gegangen war, und am Wochenende hatte er im Supermarkt die ersten Weihnachtslieder gehört.

Bruno richtete seinen Blick auf eine kleine Schar von Demonstranten, die sich vor dem Tor des Sägewerks versammelt hatten. Der Schornstein rauchte nicht mehr, und die Gabelstapler, die dort sonst immer mit schweren Holzlasten umherfuhren, parkten in der Garage. Noch hing der würzige Geruch frisch gesägten Holzes in der Luft, der sich aber schon bald verflüchtigen würde, denn der Betrieb der Sägemühle, des größten und ältesten Arbeitgebers von Saint-Denis, sollte heute eingestellt werden.

Bruno hatte zwei Wochen zuvor im Auftrag der Präfektur einen Stilllegungsbescheid zustellen müssen, mit dem ein Urteil gegen die *Scierie Pons* und ihren Besitzer wegen Verstoßes gegen Umweltauflagen vollstreckt wurde. Als dem einzigen Polizeibeamten der Stadt war Bruno die unangenehme Aufgabe zugefallen, eine Kopie des Beschlusses, wetterfest in Zellophan verpackt, an das Fabriktor zu heften. Nun musste er mitansehen, wie das Gesetz seinen Lauf nahm, und natürlich war es seine Pflicht, in dem seit Jahren währenden Streit zwischen den Grünen, die jetzt triumphierten, und dem Mann zu schlichten, den sie als „Dreckschleuder von Saint-Denis“ bezeichneten.

„Pons raus, Pons raus“, skandierte die Gruppe im Chor, die von einem gut aussehenden Mann mit Megaphon angeführt wurde. Er trug eine teure Lederjacke mit weißem Seidenschal und hatte seine langen blonden Haare im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengefasst. Am Revers seiner Jacke steckte ein großer Button der Grünen Partei. Die Transparente der Demonstranten erklärten den Grund der Schließung. Verantwortlich dafür waren nicht etwa wirtschaftliche Probleme, finanzielle Engpässe oder gar eine Verknappung von Rohstoffen, die die Waldgebiete der Dordogne seit Jahrhunderten in Fülle lieferten. Es lag auch nicht an mangelnder Nachfrage nach Eichen-, Kastanien-, Kiefern- und Fichtenholz. Vielmehr war bekanntgeworden, dass Boniface Pons, der Erbe des seit vielen Generationen in Familienbesitz befindlichen Sägewerks, mit seinem Unternehmen in eine andere Gemeinde umziehen wollte, an einen Ort inmitten weiter Wälder und von nur rund zweihundert Wahlberechtigten bewohnt, wo er sich sicher sein konnte, nicht von all den Demonstrationen und endlosen Gerichtsverfahren behelligt zu werden, die ihn aus Saint-Denis vertrieben hatten.

„Endlich können unsere Kinder wieder atmen“, las Bruno auf einem der Transparente und verdrehte bei dieser Übertreibung die Augen. Er hatte auf dem nahe gelegenen Sportplatz zahllose Stunden Rugby gespielt und Dutzende von Trainingseinheiten

durchgeführt, während der Schornstein rauchte, war aber nie wegen schlechter Luft in Atemnot geraten.

„Umwelt i - Pons o“ stand auf einem anderen Transparent, was, wie Bruno fand, der Wahrheit schon ein bisschen näher kam. Das Sägewerk hatte während der zehn Jahre, in denen Bruno als Polizist der Stadt seinen Dienst versah, zwei verschiedene Rauchfilteranlagen installiert, die aber beide, obwohl jeweils auf dem neuesten technologischen Stand, schon nach wenigen Jahren überholt waren, weil die Europäische Union in Brüssel immer wieder neue, schärfere Auflagen durchsetzte. Die jüngste Direktive, die für staub- und rauchemittierende Schornsteine einen Mindestabstand zu Wohngebieten vorschrieb, hatte Boniface Pons den Rest gegeben. Es sei nicht seine Schuld, hatte er gesagt, dass die Kommune von Saint-Denis wenige Jahre zuvor beschlossen habe, eine Sozialbausiedlung zu errichten, die bis auf zweiundvierzig Meter an den Zaun seiner Fabrik heranreichte.

Nach der neuesten Verordnung war der geforderte Mindestabstand nun um acht Meter unterschritten.

„Ich habe die Schnauze voll von diesem grünen Unsinn“, hatte Pons während der letzten, hitzig geführten Ratsdebatte geschimpft. „Wenn ihr die Jobs, die ich bereitstelle, und meine 200 000 Euro Steuern im Jahr nicht wollt, muss ich eben dahin gehen, wo meine Arbeitsplätze willkommen sind.“

Bruno hatte gehofft, die Betriebsschließung könnte ohne weiteren Ärger vonstatten gehen: dass Pons einfach seine Fabrik abschließen und Saint-Denis erhobenen Hauptes verlassen würde, während die *eco/os*, die Umweltaktivisten der Stadt, ihren Triumph in aller Stille auskosteten. Was aber in den Cafes und an den Marktständen zu diesem Thema zu hören gewesen war, ließ anderes befürchten. Bruno hatte mit Bürgermeister Gerard Mangin darüber diskutiert, ob es ratsam wäre, die Gendarmerie zur Verstärkung hinzuzuziehen, aber in Anbetracht der tölpelhaften Art von Capitaine Duroc Abstand von dieser Idee genommen. Der Einsatz der Gendarmen wäre als Vorsichtsmaßnahme nur dann sinnvoll gewesen, wenn nicht Duroc, sondern sein Stellvertreter, der sehr viel besonnenere Sergeant Jules, das Kommando geführt hätte. Wie nun die Dinge standen, wussten der Bürgermeister und Bruno, dass sie sich nur auf sich selbst und das über viele Jahre erworbene Vertrauen ihrer Mitbürger verlassen konnten.

Es waren mehr Menschen zusammengekommen als erwartet, aus Neugier und vielleicht auch aus dem Gefühl heraus, dass eine Epoche zu Ende ging und die Holzindustrie, die über Jahrhunderte Saint-Denis am Leben erhalten hatte, nun der Vergangenheit angehörte. In Kriegszeiten und während der Revolution, in Zeiten von Aufschwung und wirtschaftlichem Rückgang hatten die Bäume dieser Gegend immer dafür gesorgt, dass es genug Fässer für Wein und Boote für ihren Transport gab. Sie lieferten das Holz für Balken, Bohlen und Möbel in unzähligen französischen Haushalten, für die Pulte in Schulräumen und das Feuer in den Kaminen. Aus Walnussbäumen wurden Öl und Nahrungsmittel gewonnen, und die jungen grünen Früchte lieferten die Grundlage für den heimischen *vin de noix*.

Viele Leute konnten sich auch daran erinnern, dass die Kastanienbäume in den schweren Zeiten des Vichy-Regimes und der deutschen Besatzung mit ihren Früchten das

Mehl für eine Art Brot geliefert hatten.

Bei der Schließung des Sägewerks ging es für die Einwohner von Saint-Denis deshalb um sehr viel mehr als nur um Arbeitsplätze. Das konnte Bruno nachempfinden, als er die Pensionäre vom Seniorenheim in kleinen Grüppchen die Straße entlangschlurfen sah. Die Älteste, Rosalie Prarial, wurde von Pater Sentout gestützt. Sie war die einzige Einwohnerin der Stadt, die noch behaupten konnte, 1918 den Ausmarsch junger Männer zu den letzten Kämpfen des Ersten Weltkriegs gesehen zu haben. Wie viele der anderen Pensionäre hatte Rosalie ihr Leben lang im Sägewerk gearbeitet, anfangs noch unter der Leitung von Boniface' Großvater. Montsouris, das einzige kommunistische Ratsmitglied der Stadt, hatte sich als Lokführer offenbar einen freien Tag genommen. Er war in Begleitung seiner noch viel radikaleren Frau. Ihnen folgte eine Delegation der Handelskammer. Bruno runzelte erstaunt die Stirn. Es war schon ein seltenes Ereignis, dass die Linken und die städtischen Kleinunternehmer für dieselbe Sache demonstrierten.

Die halbe Stadt schien sich versammelt zu haben, und Bruno befürchtete, dass die meisten von ihnen nicht glücklich über diesen Erfolg der Grünen sein würden. Aber er wusste auch, dass seine Mitbürger recht ausgeglichen und gesetzestreu waren. Während es bei ähnlichen Veranstaltungen durchaus zu gewaltsamen Unruhen kommen konnte, hatten sich seine Leute nicht in Kampflinien aufgestellt. Vielmehr bildeten sie kleinere und größere separate Gruppen. Ein bisschen wie auf einer Beerdigung, dachte Bruno, so, als würden sich die Trauergäste aus Respekt vor der Familie im Hintergrund halten.

Der Bürgermeister stand unter den Bäumen, die das Rugbyfeld eingrenzten, und schien bewusst Abstand zur Menschenmenge und zu den Toren des Sägewerks zu halten. Neben ihm stand der Baron, der größte Landbesitzer der Gegend und Brunos Tennispartner und Freund. Albert, der Chef der städtischen Feuerwehr, war ohne Uniform erschienen und rauchte Pfeife. Um die Ecke der Sozialbausiedlung kam ein Abschleppwagen angerumpelt. Lespinasse, der Besitzer der örtlichen Kfz-Werkstatt, kletterte heraus, gefolgt von seiner Schwester vom Blumenladen und seinem Cousin, der den *tabac* führte. Sie alle schüttelten dem Bürgermeister und seiner Gefolgschaft die Hand und winkten Bruno zu. Bald darauf war das unverkennbare Knattern eines älteren Citroen 2 cv zu hören, mit dem sich Pamela ankündigte, die Frau, mit der Bruno öfter das Bett teilte. Von vielen wurde sie immer noch „die verrückte Engländerin“ genannt, sogar in Brunos Hörweite. Weil in Frankreich mittlerweile alle ausländischen Mitbürger das Recht hatten, an Gemeindewahlen teilzunehmen, hatte der Bürgermeister vorgeschlagen, sie als Kandidatin für einen Sitz im Stadtrat aufzustellen, womit er sich erhoffte, die Stimmen der Ausländer zu gewinnen. Man konnte darin aber auch ein Zeichen dafür sehen, dass Pamela inzwischen als Bürgerin von Saint-Denis voll anerkannt wurde.

Sosehr sich Bruno über sie und ihr Lächeln freute, mit dem sie ihn anstrahlte, so war er doch durch ihr Auftauchen auch irritiert, weil er sich unter ihrer Beobachtung in seiner offiziellen Rolle gehemmt fühlte. Normalerweise mochte er Pamelas neckende und leicht spöttische Art, die die meisten Briten ihrer Polizei gegenüber an den Tag legten. Aber das stete Anwachsen der Menschenmenge machte ihn langsam nervös.

Er versuchte, die Situation einzuschätzen. Wider Erwarten begann sich die Menge in zwei Lager zu teilen. Jenseits des Haupttores kamen die *eco/los* zusammen, davor

sammelte sich der große Rest, allen voran junge Frauen mit Kinderwagen und Buggys. Einige von ihnen kannte Bruno gut. Es waren die Frauen und Kinder der Männer, die im Sägewerk arbeiteten und nun ohne Verdienst auskommen mussten, bis Pons neue Jobs für sie geschaffen haben würde. Sie gruppierten sich vor dem schmalen Seitentor, durch das ihre Ehemänner immer gegangen waren, und starrten wütend auf die skandierenden Umweltschützer. Bruno prüfte kurz den Sitz seiner Schirmmütze und schlenderte hinzu, um sie zu begrüßen und den kleinen Kindern ein wenig die Haare zu zerzausen. Mit den Müttern hatte er beim Saint-Jean-Fest getanzt, den Jüngeren Tennis beigebracht. Er war Gast auf ihren Hochzeiten und bei den Taufen der Kinder gewesen, hatte mit den Vätern gejagt und Rugby gespielt.

„Ein trauriger Tag“, sagte er zu Axelle, deren Zwillingstöchter hinter ihrem Rock verstohlen zu Bruno aufblickten.

„Verdammte *eco/os*, immer stecken sie ihre Nasen in anderer Leute Angelegenheiten“, schnauzte sie. „Wie kommt es, dass der Staat sich nicht einmal zur Abwechslung um Leute wie uns kümmert?“

„Emile wird bald wieder Arbeit haben“, versuchte Bruno zu beruhigen. „Und wie ich höre, hast du eine Stelle an der Grundschule bekommen. Emdes Mutter wird bestimmt gern auf die Kinder aufpassen.“

„Einige wenige haben Glück“, schniefte eine andere Mutter. „Für mich gibt es keine Arbeit, und die Lohntüte, die Pierre heute bekommt, wird vorerst die letzte sein. Weihnachten wird dieses Jahr ziemlich mager ausfallen.“

„Seid ihr endlich zufrieden, ihr Schweinehunde?“, brüllte Axelle den Umweltschützern entgegen. „Unsere Kinder werden hungern, weil ihr Spinner euch über ein bisschen Qualm aufregt.“

„Pons raus, Pons raus!“, skandierten die Grünen, angeführt von dem dynamischen jungen Mann mit Megaphon. Bruno hielt ihn für die merkwürdigste Figur in diesem Schauspiel. Als verlorener Sohn von Saint-Denis war er nach jahrelanger Weltenbummelei in einem brandneuen Porsche Cabrio zurückgekehrt, mit genug Geld für den Kauf eines alten Bauernhofes und dessen Umbau in ein Restaurant, dazu einer Menge exotischer Geschichten vom Leben in Hongkong, Bangkok und Singapur. Seit seiner Rückkehr zeigte er ein starkes Interesse an Lokalpolitik und viel Engagement für grüne Themen. Mit großem Eifer hatte er, nicht zuletzt finanziell, jene Klage unterstützt, die letztlich zur gerichtlichen Anordnung der Schließung des Sägewerks seines Vaters geführt hatte. Guillaume Pons, so der Name des jungen Mannes, der allerdings lieber Bill genannt werden wollte, schien entschlossen, seinen Vaterhass mit allen verfügbaren Mitteln auszuleben.

Bruno näherte sich dem Chor der brüllenden *eco/os* und tippte Bill auf die Schulter. „Könnten Sie mit den Parolen vielleicht einmal für einen Moment aufhören? Die Frauen da drüben machen sich Sorgen und sind aufgebracht, weil ihre Männer ihre Arbeit verloren haben. Dass sie das nun von Ihnen unter die Nase gerieben bekommen, hilft keinem weiter.“

„Ich weiß, es ist nicht ihre Schuld, aber unsere ebenso wenig“, entgegnete Guillaume freundlich. Als er das Megaphon sinken ließ, um Bruno zu antworten, brach der

Sprechgesang ab. „Wir wollen saubere Luft und könnten auch für saubere Arbeitsplätze sorgen, wenn man uns ließe.“

Bruno nickte und dankte ihm für die Ruhepause. „Es kommt jetzt darauf an, besonnen zu sein und den nötigen Respekt an den Tag zu legen. Es ist für alle ein trauriger Tag, und wir wollen vermeiden, dass die Wut eskaliert, wenn die Männer rauskommen.“

„Vielleicht hätte die Gemeindeverwaltung vor unserer Kampagne daran denken können, anstatt mit unseren Steuergeldern diese Dreckschleuder von Sägewerk zu unterstützen“, entgegnete Guillaume.

„Hinterher ist man immer schlauer“, erwiderte Bruno.

Das letzte Mal, als Pons mit der Schließung des Sägewerks gedroht hatte, war es Bruno und dem Bürgermeister gelungen, Geld aus dem Stadtbudget zusammenzukratzen, um die Anschaffung einer Filteranlage zu ermöglichen. Das hatte vier Jahre Aufschub gebracht, bis schließlich die neue Verordnung wirksam wurde. Und die Gewerbesteuererinnahmen aus vier zusätzlichen Betriebsjahren des Sägewerks hatten die maßvolle Subvention durch die Stadt letztlich mehr als wettgemacht.

„Im Augenblick geht es mir allein darum, zu verhindern, dass man sich nur noch gegenseitig anbrüllt“, schob Bruno nach. „Sie sind derjenige mit dem Megaphon, deshalb nehme ich Sie in die Verantwortung.“

„Keine Sorge“, meinte Guillaume mit einem Lächeln, das Bruno unter anderen Umständen wohl charmant gefunden hätte. Er legte seine Hand auf Brunos Arm. „Ich kann meine Leute auch mit dem Lautsprecher zur Ruhe bringen. Sie hören auf mich.“

„Hoffentlich, Monsieur.“ Bruno ging weiter, um Alphonse zu grüßen, den in die Jahre gekommenen Hippie aus der Kommune in den Bergen oberhalb der Stadt und ersten Grünen, der in den Stadtrat gewählt worden war.

„Kann ich mich darauf verlassen, dass es ruhig bleibt, wenn die Männer herauskommen, Alphonse?“, fragte Bruno und schüttelte die Hand des Mannes, der den besten Ziegenkäse weit und breit herstellte.

„Wir wollen keinen Ärger, Bruno“, sagte Alphonse. Eine selbstgedrehte Zigarette klebte an seiner Unterlippe. „Wir haben gewonnen.“

„Du hast hier Leute zusammengetrommelt, von denen ich etliche noch nie gesehen habe“, bemerkte Bruno, als er die Menge hinter Guillaume und Alphonse überblickte.

„In der Mehrzahl sind es die üblichen Aktivisten aus Perigueux und Bergerac und ein paar aus dem Umkreis von Bordeaux. Endlich mal eine große Kampagne in unserer Gegend. Aber mach dir keine Sorgen, Bruno. In letzter Zeit hatten wir keine auch nur annähernd erfolgreiche Aktion, deshalb ist diese für uns so wichtig.“

Plötzlich wurde die Menge unruhig. Bruno drehte sich um und sah, wie sich die Tür zum Büro öffnete und die Beschäftigten oder vielmehr jetzt Entlassenen langsam daraus hervorkamen. Einige von ihnen zählten die Geldscheine in ihrer letzten Lohntüte. Die Ersten blieben stehen, als sie die Menschenmenge am Tor warten sahen. Manche winkten ihren Frauen und Kindern zu. Bruno ging zum Seitentor hinüber und forderte die Männer mit einem Handzeichen auf, diesen Ausgang zu benutzen, denn er hoffte, dass sich die Lage entspannte, sobald sie bei ihren Familien wären. Doch Marcel, der Vorarbeiter, schüttelte den Kopf und schlenderte auf den Haupteingang zu, öffnete das

Vorhängeschloss und schob das schwere Eisentor auf.

„Es ist unser letzter Tag hier, Bruno. Wir verlassen das Werk durch den Haupteingang“, erklärte Marcel. „Wir haben die verdammte Schweinerei nicht gewollt und schleichen uns jetzt nicht durch das Seitentor hinaus.“ Er kam heraus und umarmte seine Frau, drehte sich dann um und stemmte mit drohendem Blick auf die *eco/los* die Hände in die Hüften.

Bruno trat vor, verstellte Marcel die Sicht und schüttelte jedem, der das Werksgelände verließ, die Hand, murmelte kurz seinen Namen und empfahl ihm, mit der Familie nach Hause zu gehen. Achselzuckend folgten die meisten seinem Rat. Auch der Bürgermeister, der an Brunos Seite aufgetaucht war, grüßte jeden per Handschlag und wirkte beschwichtigend auf zwei jüngere Männer ein, die den *eco/los* wütende Blicke zuwarfen. Es schien zu funktionieren. Die Stimmung war eher bedrückt als wütend. Manche der verheirateten Männer nahmen ihre Kinder auf den Arm und zogen ab.

Dann öffnete sich plötzlich die Tür zum Ausstellungsraum, und Boniface Pons selbst erschien, kraftvoll und aufrecht trotz seiner siebzig Jahre. Sein breites Kreuz zeichnete sich unter dem Jackett ab und erinnerte Bruno daran, dass Pons in seiner Jugend Kapitän der städtischen Rugbymannschaft gewesen war. Er gehörte immer noch dem Clubvorstand an und war Geschäftsmann durch und durch, was sich auch in seinem Äußeren spiegelte. Er trug Anzug und ein weißes Hemd mit Fliege. Sein kahler Kopf schimmerte in der Herbstsonne. Höflich nickte Pons zwei Sekretärinnen zu, die ihren Arbeitsplatz eilig durch das Seitentor verließen, und verriegelte die Tür eines Unternehmens, das er geerbt und ausgebaut hatte. Gelassen blickte er auf die Menschenmenge.

„Pons raus, Pons raus.“ Es war der erste, fast unsichere Ruf aus den Reihen der *eco/los*, der nicht durch irgendein Megaphon verstärkt war. Bruno bemerkte, dass Pons' Sohn dem Blick des Vaters ruhig standhielt. Die Haltung der beiden war fast identisch. Guillaume hatte sein Megaphon gesenkt und rührte sich nicht, als die Grünen hinter ihm dem Geschäftsmann ihre Buhrufe entgegenjohlten.

Schnellen Schrittes ging Bruno durch das Tor auf Pons senior zu und sprach ihn an, weniger als *chef de police* von Saint-Denis, sondern eher freundschaftlich, hatten sie doch bei vielen Clubfesten nebeneinander am Tisch gesessen. „Ihr Mercedes steht dahinten, mein Lieber. Ich rate Ihnen dringend, sofort wegzufahren, bevor es Ärger gibt. Es sind Frauen und Kinder hier.“

„Sagen Sie mir nicht, was ich tun soll, Bruno, nicht auf meinem eigenen Grund und Boden“, erwiderte Pons ruhig, den Blick unbeeindruckt auf die Menschenmenge vor dem Tor gerichtet. „Ich habe dieses Affentheater nicht gewollt und werde hochoberhöhen Hauptes hinausgehen.“

„Dann werde ich Sie begleiten müssen.“

„Wie Sie wollen.“

Pons ging mit großen Schritten auf das Tor zu. Die Buhrufe wurden lauter, und einige der *eco/los* rückten bedrohlich näher. Mit ausgestreckten Armen versuchte Pons junior, die Menge zurückzuhalten. Er lächelte frostig, als sein Vater sich ihm näherte.

Viel zu schnell, als dass Bruno hätte eingreifen können, eilte der Alte auf seinen Sohn zu und schlug ihm so wuchtig ins Gesicht, dass er nach hinten kippte und in die Knie ging.

Das Megaphon fiel ihm aus der Hand. Einige der ehemaligen Angestellten klatschten Beifall und klopfen dem Alten auf die Schulter, als er sich der Menge zuwandte und seinen Sohn nicht weiter beachtete.

Guillaume, weiß im Gesicht bis auf den brennend roten Fleck auf seiner Wange, schüttelte den Kopf und schnellte hoch, um mit ungestümer Wut über seinen Vater herzufallen. Bruno bekam Guillaume zu fassen und hielt ihn zurück. „Du Dreckskerl!“, schrie der Sohn. „Du verfluchter Dreckskerl!“

Bruno spürte Hände an seinem Hals und an seinen Armen zerren. Es waren Guillaumes Mitstreiter, die versuchten, ihren Anführer zu befreien. Zwei der jungen Arbeiter aus dem Sägewerk mischten sich ein, gefolgt von Axelle, die sich kreischend in das Getümmel warf und Guillaume mit den Fingernägeln durchs Gesicht kratzte, ihn am Revers packte, mit der Faust zulangte, zurückstieß und bespuckte. Aus Guillaumes malträtierte Nase sickerte Blut.

Bruno rammte seinen Ellbogen in den Mann, der ihm am Hals hing. Er drehte sich um, packte Axelle bei der Taille und schleuderte sie hinter sich, wo sie mit Montsouris zusammenprallte, der gerade mit Marcel und ein paar jüngeren Arbeitern angelaufen kam, um sich an der Schlägerei zu beteiligen. Plötzlich tauchten der Bürgermeister und der Baron auf. Mit hohergehobenen Armen bildeten sie eine Gasse zwischen den beiden aufgebrachten Gruppen und forderten lautstark Ruhe. Bruno versuchte, Montsouris in Schach zu halten, als er plötzlich das Krächzen einer Krähe aus den Eichen hörte. Darauf breitete sich eine Stille aus, die allen Zorn verebben ließ.

Alle schienen wieder zur Besinnung zu kommen. Axelle weinte stumm, als Pater Sentout sie zu Emile zurückbrachte, der auf den Knien hockte und seine verängstigten Kinder umarmte. Der Priester half Bruno dabei, die Demonstranten entlang des Zauns auf die Straße zu leiten, die zur Stadt führte.

„Schrecklich, Vater und Sohn so zerstritten zu sehen“, sagte Pater Sentout. „Aber bei dieser Vorgeschichte...“

„Klären Sie mich auf. Was ist passiert?“, fragte Bruno. „Es muss vor meiner Zeit gewesen sein.“

„Es gab eine hässliche Trennung, als der Junge ungefähr zwölf war und mit seiner Mutter nach Paris gezogen ist. Die Eltern wurden wohl letzten Endes geschieden. Ich hörte, dass die Mutter in Paris gestorben ist. Das muss vor fünfzehn oder zwanzig Jahren gewesen sein.“

Bruno nickte Pater Sentout zu, als dieser zwei älteren Frauen seinen Arm anbot. Pons senior war Rosalie behilflich. Der Bürgermeister wird die Familiengeschichte kennen, dachte Bruno, oder vielleicht der Baron. Jedenfalls schien die Rückkehr des Sohnes Probleme mit sich zu bringen. Bruno ließ den Blick über die Szene schweifen und fühlte sich an ein Gemälde in der Kirche von Saint-Denis erinnert. Guillaume Pons lag am Boden, das Hemd voller Blut und den Kopf auf Pamelas Schoß gebettet. Zu beiden Seiten standen der Bürgermeister und der Baron, und vor Pons' Füßen kniete Albert. Eingerahmt wurde die Gruppe von *eco/os*, die auf den Sohn hinabblickten, der von seinem Vater niedergestreckt worden war. Bruno konnte sich genau daran erinnern, wann er zuletzt das Gemälde eingehend betrachtet hatte, nämlich während des Chorkonzerts zu Ostern, als

er gleich neben dem Gemälde in der Bank gesessen hatte. Das Haydn-Oratorium *Sieben letzte Worte unseres Erlösers am Kreuze* war unter Leitung von Pater Sentout aufgeführt worden. Bruno erinnerte sich an den fotokopierten Text des Stücks und an Pater Sentouts kurze Erläuterungen. Einer der Sätze hatte ihn lange beschäftigt und kam ihm jetzt unwillkürlich wieder in den Sinn. *Eli, Eli, lama sabachthani* - Mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Chapter 2

Bruno fuhr liebend gern in der alten Citroen ds des Barons. Er genoss es, wie der Wagen in der Kurve lag, und er fand dessen Form geradezu zeitlos modern. Bruno hatte den Baron unzählige Male die Vorzüge dieses Autos preisen hören: dass es weltweit das erste mit Scheibenbremsen und hydraulischer Federung gewesen war. An all die anderen Besonderheiten konnte er sich nicht mehr genau erinnern, doch eines würde Bruno nie vergessen können, nämlich dass Charles de Gaulle diesem Auto sein Leben verdankte. Auf den *General* - so nannte der Baron seinen Helden immer noch - waren in den sechziger Jahren mehrere Attentate durch die o a s verübt worden, jene militärische Geheimorganisation, die dafür kämpfte, dass Algerien französisch blieb. Bei einem dieser Attentate waren der Präsidentenlimousine - einem Citroen ds - die Reifen zerschossen worden, und dennoch hatte sie mit voller Geschwindigkeit entkommen können.

„Wusstest du, dass ich dieses Auto von Pons gekauft habe?“, fragte der Baron, den Blick auf die schmale Allee gerichtet, deren dichtes Spalier aus Bäumen im Scheinwerferlicht flackerte. In einer Stunde würde die Sonne aufgehen, und sie wollten noch vor acht Uhr den Markt von Sainte Alvere erreichen.

„Es muss über zwanzig Jahre her sein, vielleicht auch mehr, jedenfalls kurz nachdem ihn seine Frau verlassen hat. Es war ein Schnäppchen. Heute würde ich auf einer Oldtimer-Auktion bis zu 100000 Euro dafür bekommen.“

„Du würdest ihn nie verkaufen“, sagte Bruno. „Erzähl mir von Pons. Weshalb hat ihn seine Frau verlassen?“

„Es heißt, er hat sie geschlagen. Sie kam aus dem Süden, aus der Gegend um Carcassonne, und arbeitete hier als Lehrerin am *College*. Eine richtige Schönheit, blond und mit goldener Haut, typisch Süden halt. Ich wohnte damals in Paris, und als ich im Sommer hierherkam, war sie leider schon an Pons vergeben. Olivia hieß sie.“

„Neidisch?“

„Ja, das war ich.“ Der Baron lachte. „Aber Pons war nicht gerade für seine Treue bekannt. Sie nahm seine Seitensprünge eine Weile hin, hielt sich dann aber selbst schadlos. Ich war einer der Glücklichen und beileibe nicht der Einzige. Pons kam dahinter, und mit der Ehe war's vorbei.“

„Wie kam sie finanziell weg?“

„Ich habe ihr einen Rechtsanwalt vermittelt, der dafür sorgte, dass sie gut dabei wegkam. Aber in Geldsachen war Pons ohnehin nie knauserig, schon gar nicht, wenn es um seinen Sohn ging. Allerdings hat er sich darüber beklagt, dass der Junge ihn nie sehen wollte und Olivia ihn angeblich gegen den Vater aufgehetzt hätte.“

„Wusste der Junge von ihrer Affäre mit dir?“

„Das bezweifle ich. Ich bin mir ziemlich sicher, dass auch Pons davon nichts wusste. Olivia und ich waren immer sehr diskret. Ich war ja selbst verheiratet, als sie nach Paris kam.“

„Warum dauerte es so lange, bis die beiden geschieden wurden?“

Der Baron zuckte mit den Schultern. „Damals war es nicht so leicht, sich scheiden zu lassen, zumal wenn über das Sorgerecht eines Kindes entschieden werden musste. Sie hatte den Jungen mit nach Paris genommen, und damit wollte sich Pons nicht abfinden. Pons klagte auf böswilliges Verlassen, aber ihr Anwalt konnte trotzdem eine anständige Abfindung für sie aushandeln.“

„Wie ging es weiter?“

„Sie unterrichtete noch eine Weile. Später war sie Geschäftsführerin eines Hotels in der Nähe der Opera, ehe sie ein eigenes Restaurant eröffnete. Ich habe ihr ein bisschen unter die Arme gegriffen, aber der Laden lief nicht so recht. Dann erkrankte sie an Brustkrebs, und alles ging den Bach hinunter. Der Junge machte sich als Rucksacktourist nach Asien auf und schaffte es nicht einmal, zu ihrer Beerdigung zu kommen.“

Es war kurz vor sieben, als sie den Markt erreichten. Bruno kletterte aus dem warmen Auto und zog fröstelnd seinen alten Militärmantel an. Er hielt nach ersten Anzeichen der Dämmerung am östlichen Horizont Ausschau, doch es war noch stockdunkel. Er holte einen kleinen Korb vom Rücksitz. Diesmal war die Ausbeute recht bescheiden, und er hatte nur ein paar Trüffeln zweiter Wahl anzubieten, sogenannte *brumales*. Der echte schwarze Diamant, *tuber melanosporum* oder Perigord-Trüffel genannt, würde erst Ende Dezember auf den Markt kommen. Die allerbesten, für die mehr als tausend Euro pro Kilo gezahlt wurden, waren selten vor Januar im Handel.

Bruno hatte die Allee von Weißeißen auf seinem Grundstück kurz nach seiner Ankunft in Saint-Denis angelegt, wohl wissend, dass es einige Jahre dauern würde, bis er die erste richtige Ernte einbringen konnte. An diesem Morgen waren es sechs kleine Wintertrüffeln unterschiedlicher Form und Größe. Drei hatte er unter den eigenen Bäumen gefunden, die anderen auf Streifzügen durch den Wald hinterm Haus. Zusammen brachten sie rund zweihundert Gramm auf die Waage. Der größte war etwas dicker als ein Golfball. Mit Glück würde er für alle sechs um die hundert Euro bekommen, doch darüber entschied letztlich der aktuelle Tagespreis. Bruno steckte seine Nase in den kleinen Korb, um den intensiv erdigen Geruch genüsslich einzusatmen, wickelte dann die Knollen in einer Seite der *Sud-Ouest* ein und stopfte sie in die Manteltasche. Wenn sie warm gehalten wurden, entwickelte sich ihr Aroma noch viel besser.

Die beiden schönsten Exemplare hatte er, in feinstes Olivenöl eingelegt, zu Hause gelassen, denn die wollte er sich selbst gönnen. Normalerweise ging er nie vor Ende Dezember auf den Markt, aber der Baron hatte ihm mitgeteilt, dass Hercule, dem Bruno einen großen Gefallen schuldete, ihn gern sehen würde.

Als ihm zum ersten Mal die winzigen Fliegen am Fuß eines seiner Bäume aufgefallen waren, die als Hinweis dafür galten, dass sich Trüffeln angesiedelt haben mussten, hatte er sich seine Zukunft schon in rosigen Farben ausgemalt. Der Baron hatte ihn mit einem alten Kameraden aus dem Algerienkrieg bekannt gemacht, Hercule Vendrot, der in der

Nähe von Sainte Alvere lebte, einer Stadt, die für ihre Trüffeln so bekannt war wie das Château Petrus für Weine.

Bei einem Mittagessen bei Bruno zu Hause hatte Hercule ihm Ratschläge gegeben und erklärt, wo welche Bäume am besten gepflanzt werden sollten. Seitdem kam er jedes Jahr, genoss Brunos Gastfreundschaft und suchte dann im Laub unter den jungen Eichen nach den tanzenden kleinen Fliegen. Dabei tauschten sie Kriegsgeschichten aus, bewunderten gegenseitig ihre Hunde und wurden schließlich Freunde.

Vor drei Jahren hatte Hercule dann die ersten Anzeichen einer *terre brûlée* unter Brunos Eichenbäumchen entdeckt, einen Ring schwarzer Erde, die wie verbrannt wirkte. Bruno hatte nun seine Trüffeln und konnte im ersten Jahr zweihundert Euro einnehmen, doch im Jahr darauf war es weniger als die Hälfte. Für dieses Jahr erhoffte er sich weit mehr und für die Zukunft eine sichere Einnahmequelle, die am Finanzamt vorbeisprudeln könnte.

Der offizielle Markt begann um acht Uhr, wenn sich die Tore zu der modernen, verglasten Halle neben dem Friedhof öffneten. Inzwischen gab es sogar einen Onlinemarkt, doch Bruno wusste von Hercule, dass die besten Geschäfte abgewickelt wurden, *bevor* der Markt öffnete, und zwar draußen vor der Halle. Männer in altertümlichen Mänteln mit geduligen Hunden an ihrer Seite zogen diskret Trüffeln aus der Tasche, eingewickelt in Zeitungspapier. Ein paar von ihnen waren schon da. Sie warfen einander verstohlene Blicke zu, neugierig darauf, welche Schätze die Konkurrenten wohl mitgebracht haben mochten. Aus Brunos Sicht als Polizist machten sie einen höchst verdächtigen Eindruck; auf ihn wirkten sie wie eine Ansammlung von Voyeuren, die gerade all ihren Mut zusammennahmen, um durch ein Badezimmerfenster zu spähen. Darum beschloss er, ihnen aus dem Weg zu gehen und seine Trüffeln auf dem Markt anzubieten.

Der Baron führte ihn über eine kleine höher gelegene Terrasse in das Cafe gegenüber der Kirche. Die Fenster waren beschlagen, und als er die Tür öffnete, schlug ihm Lärm entgegen. An die dreißig bis vierzig Männer drängten sich mit ihren Hunden im viel zu engen Gastraum. Desiree, die einzige Frau in der Runde, servierte Croissants und *tartines* und eilte von Tisch zu Tisch, während ihr Mann die Espressomaschine bediente.

Hercule nahm seinen Kaffee an der Tresenecke ein und bestellte bei Desiree zwei weitere Tassen, als er Bruno und den Baron eintreten sah. Hercule war ein großer, schwerer Mann mit krummem Rücken, aber noch sehr rüstig für seine siebzig Jahre. Seine blauen Augen leuchteten, und unter der Baskenmütze, die er anscheinend nie absetzte, zeigte sich ein Kranz weißer Haare. Der Gauloises-Konsum hatte seinen dichten weißen Schnurrbart in der Mitte braun verfärbt. Pom-Pom, seine schon betagte Promenadenmischung und ein legendärer Trüffeljäger, reckte den Kopf, um Brunos Hosenbeine zu beschnüffeln, denen der Geruch seines Hundes Gigi anhaftete. Die drei Männer begrüßten sich und nahmen am Tresen Platz, auf dem Desiree drei Tassen Kaffee, drei Croissants und drei große Cognacs abgestellt hatte. Wenn sie sich zur Jagd aufmachten, tranken sie immer schon bei Tagesanbruch ein Gläschen Weinbrand.

„*Salut*, Bruno, zeig mal deine Ausbeute.“

Vom Baron und Hercule abgeschirmt, kramte Bruno sein kleines Päckchen hervor und öffnete es so, dass nur Hercule hineinsehen konnte. Die Baskenmütze tauchte ab, und

Bruno konnte ihn schnuppern hören, obwohl es im Cafe sehr laut war.

„Nicht schlecht für *brumales*. Meine sind noch nicht so weit, und die Preise klettern weiter, je näher Weihnachten heranrückt. Du hast hier ungefähr zweihundertfünfzig Gramm. Ich wüsste jemanden, der sich dafür interessieren könnte. Aber lasst uns erst unser Frühstück beenden.“ Er kippte seinen Cognac hinunter und bestellte drei weitere, um sie den anderen in den Kaffee zu gießen. Eine halbe Stunde später standen sie auf dem Kirchplatz und unterhielten sich mit einem *renifleur*, einer der Spürnasen, auch Scouts genannt, die im Auftrag mehrerer Restaurants von Bordeaux einkauften. Er benutzte eine kleine Waage, und Bruno war erfreut, als er sechs 20-Euro-Scheine ausgezahlt bekam. Einen davon bot er Hercule als Provision an, doch der winkte ab.

„Ich habe dich kommen lassen, weil wir etwas miteinander zu besprechen haben“, sagte er. „Aber schauen wir uns erst einmal auf dem Markt um. Wir sollten Präsenz zeigen.“

Im Eingang hatten sich einige Männer versammelt. Bruno erkannte seinen Kollegen aus Sainte Alvere, den Stadtpolizisten Nicco. Er war um einige Jahre älter und stand kurz vor seiner Pensionierung. Nicco stellte Bruno und den Baron seinem Bürgermeister vor, einem energiegeladenen Machertypen, der den Online-Trüffelmarkt vorangebracht und europäische Gelder für ein Pilotprojekt bekommen hatte, das Sainte Alvere zu einem Standort alternativer Energiegewinnung machen würde.

Kurz vor acht erschien ein stämmiger Mann mit einem Schlüssel in der Hand. Als er den Bürgermeister sah, legte er einen Schritt zu. Es war Didier, der Geschäftsführer des Marktes. Mit aufgesetzter Freundlichkeit beeilte er sich, das Tor zu einer großen Halle aufzuschließen, die von Reihen weiß eingedeckter Tapeziertische gesäumt wurde. Eine glänzende Digitalwaage stand gut sichtbar direkt neben dem neuen Computer, der für den Onlinehandel angeschafft worden war. Drei Webcams und ein hochauflösendes Mikroskop auf einem Beistelltisch in der Ecke sollten dafür sorgen, dass keine Zweifel an der ordnungsgemäßen Bewertung der Ware aufkommen konnten.

„Ein Witz“, raunte Hercule Bruno zu. „Der eigentliche Handel hat schon draußen stattgefunden, zwischen Leuten, die sich seit Jahren kennen und keine solchen Geräte brauchen. Du wirst sehen, der *renifleur* macht sich nicht einmal die Mühe, einen Blick hier hereinzuwerfen. Abends kommt die übrig gebliebene Ware unter den Hammer, und ich wette, bei diesen Auktionen ist irgendwas faul.“

Hercule schlenderte um die Tische herum, auf denen die Verkäufer ihre Waren in kleinen Körben anboten. Gelegentlich beugte er sich darüber und schnupperte. „Riech mal“, sagte er. „Nicht schlecht, vielleicht sogar ein bisschen besser als deine.“ Er kehrte dem Verkäufer den Rücken zu und flüsterte Bruno ins Ohr: „Er verlangt fünfzig Euro für hundert Gramm. Du hast für deine mehr rausgeschlagen und dir obendrein die Marktgebühr erspart.“

Er zupfte Bruno am Ärmel, nickte mit dem Kopf in Richtung Ausgang und führte ihn und den Baron nach draußen. Sie gingen einen Hügel hinauf, am Turm der Burgruine vorbei, deren Mauern dank einer mit Hingabe durchgeführten Reinigungsaktion erstaunlich hell geworden waren und inmitten frischer Rasenflächen einen unwirklichen Anblick darboten. Hercules Hund blieb stehen und hob ein Bein am Sockel der Ruine, während sein Herrchen sportlich schnell vorausschritt und die beiden Freunde über einen Feldweg zu

seinem Haus führte.

Jedes Mal, wenn Bruno Hercules Haus betrat, staunte er, wie jemand wie er, der immer wie ein Tölpel auftrat, tatsächlich lebte. Die Wände standen voller Bücherregale. In vielen Bänden steckten kleine Notizzettel und Lesezeichen, was darauf schließen ließ, dass sie häufig benutzt wurden. In den wenigen Lücken zwischen den Regalen hingen Zeichnungen und Grafiken mit fremden Schriftzeichen, die Bruno inzwischen einigermaßen unterscheiden konnte, weil Hercule ihm die Eigenarten der in Vietnam, Kambodscha, Thailand, Laos oder China verwendeten Schriftzeichen erklärt hatte.

Die Möbel waren alt, schwer und behaglich, durchweg aus dunklem, hartem Holz und vietnamesischer Herkunft, wie Bruno inzwischen wusste. Vor dem Fenster stand ein riesiger Schreibtisch voller Zeitungsausschnitte, mit einem Laptop und gerahmten Fotos einer Asiatin mit Kind sowie einigen Bildern von französischen Soldaten in altmodischen Uniformen. Der Baron nahm eines dieser Fotos zur Hand und hielt es ans Licht.

„Bab el-Oued - zu einer Zeit, als wir dort noch willkommen waren. Hier, diese Ecke am Saint-Eugene-Friedhof erkenne ich wieder“, sagte der Baron, als Bruno ihm über die Schulter schaute. „Rechts, das ist General Massu höchstpersönlich. Die Aufnahme muss 1957 gemacht worden sein, als er den Algerienkrieg führte. - Ich wusste gar nicht, dass du Massu so gut kanntest, Hercule.“ Er stellte das Foto zurück und betrachtete seinen alten Freund. „Du hast doch irgendetwas auf dem Herzen. Erzähl schon.“

„Ja, es gibt da ein Problem. Ich glaube zwar nicht, dass ihr mir helfen könnt, aber ich muss es einfach loswerden.“ Er ging in die Knie und zündete mit einem Streichholz das Zeitungsnest unter dem Anmachholz im Kamin an, stand wieder auf und beobachtete das Auflodern der Flammen.

„Etwas zu trinken? Kaffee?“ Sie schüttelten die Köpfe. „Es ist wegen des Marktes. Da passieren merkwürdige Sachen. Einer der *renifleurs* - nicht der, den ihr getroffen habt - sagt, einige seiner Großkunden in Paris hätten bemerkt, dass ihnen Fälschungen angedreht worden sind, billige Chinatrüffeln und beigemischter Ausschuss, der sich allenfalls für Trüffelöl und zum Würzen gebrauchen lässt.“

„Gab's noch keine offiziellen Beschwerden?“, fragte Bruno.

„Damit halten sich die großen Hotels zurück, weil es ihrem Ruf schaden könnte. Das sind Häuser, die für eine edle schwarze Perigord-Trüffel gut und gerne bis zu anderthalbtausend Euro zahlen. Aber wenn sie sich betrogen fühlen, werden sie nichts mehr kaufen.“

„Hast du irgendjemandem davon erzählt?“, erkundigte sich Bruno.

„Ja, dem Marktmanager Didier, doch der sagte, ich sei verrückt. Daraufhin habe ich den Bürgermeister informiert. Aber auch der hat mich abblitzen lassen mit den Worten, er habe eine Menge Geld in den Markt und eine neue Ausstattung gesteckt, die sicherstellen solle, dass so etwas nicht vorkommen könne. Nicco habe ich damit nicht behelligen wollen, er steht kurz vor seiner Pensionierung. Darum wende ich mich an euch, vor allem an dich, Bruno. Du kennst dich mit Trüffeln aus und weißt, wie wichtig sie für unsere Region sind.“

„Wie könnten diese chinesischen Trüffeln hierhergekommen sein?“

„Direkt vom dreizehnten Arrondissement an der Place d'Italie in Paris, dem größten

Chinesenviertel in Europa. Die Trüffeln treffen dort aus China ein, und wir sind die nächste Zwischenstation. Damit kann eine Menge Geld verdient werden, nicht zuletzt auf Kosten von Sainte Alvere. Schau, ich will dir zeigen, was ich meine.“

Hercule ging in die Küche und kehrte mit einem Tablett zurück, darauf ein Stück Käse, der nach einem Brie de Meaux aussah, ein paar Scheiben Baguette und drei kleine Karaffen, die allesamt kleine schwarze Knollen enthielten und mit Öl gefüllt waren.

„Ich möchte euch bitten, das hier zu probieren“, sagte Hercule und stellte das Tablett ab. Ein kräftiges Aroma stieg Bruno in die Nase. „Vor ein paar Tagen habe ich diesen Brie der Länge nach halbiert und ein paar Trüffelscheiben dazwischengelegt. Riecht gut, nicht wahr?“ Er beschmierte drei Stückchen Brot damit und reichte je eins an Bruno und den Baron.

„Herrlich!“, schwärmte Bruno. Der gehaltvolle, cremige Käse eröffnete ihm plötzlich völlig neue Geschmacksdimensionen. Es war, als ob ... Bruno suchte nach einer passenden Beschreibung und ließ seiner Phantasie freien Lauf. Es schmeckte, als sei der Käse in behüteter Umgebung aufgewachsen, als habe er studiert, promoviert, eine Professorenkarriere eingeschlagen an der Seite einer liebenden Frau und wohlgeratener Kinder, und als sei er schließlich mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden, den er dann in edlen Champagner umgemünzt hatte.

„Duftet wie eine *Edelnutte*“, sinnierte der Baron, und Bruno fragte sich, warum Trüffeln Männer an Sex denken ließen, was jedenfalls bei ihm der Fall war. Hercule zeigte auf eine der Karaffen auf dem Tablett und sagte: „Das hier ist das Wahre, Olivenöl mit einer meiner guten schwarzen Knollen vom Vorjahr.“ Er hielt es ihnen hin. „Danach probiert einmal davon. Dasselbe Öl, aber mit einer schwarzen Chinatrüffel. Könnt ihr mir sagen, worin der Unterschied besteht?“

Bruno konnte. Das Öl duftete leicht säuerlich, wie schlechter, ausgetrockneter Mutterboden. Unterschwellig war noch ein anderer Duft wahrzunehmen, der ihn an Benzin erinnerte.

„Und jetzt eine Probe von dem, was nach Paris geliefert wird. Chinesischer Import, dem ein paar Bröckchen echter Trüffeln als Geschmacksverstärker untergemischt worden sind.“

Diesmal konnte Bruno den wahren schwarzen Perigord riechen, ein Aroma, das jedoch schnell an Intensität zu verlieren schien: der gleiche holzige Geruch, aber weniger subtil und ein bisschen ranzig.

„Der erste Eindruck ist ganz gut, aber schon nach wenigen Augenblicken deutlich schwächer als mein *brumale*“, kommentierte er. „Irgendeine Idee, wer dahinterstecken könnte?“

Hercule zuckte mit den Achseln. „Es muss jemand vom Stammpersonal sein, einer, den wir kennen und dem wir vertrauen. Es dauert, bis ein Fremder auf unserem Markt Fuß fasst.“

„Angenommen, der Bürgermeister entschließt sich, deine Bedenken ernst zu nehmen. Was könnte er unternehmen?“

„Er könnte zum Beispiel regelmäßige Stichproben vorschreiben. Es scheint mir kein Zufall zu sein, dass Missstände auftreten, seit es den Onlinehandel gibt. Die dort gekaufte

Ware wird in Vakuumpäckchen verschickt. Aber das ganze Frachtgut zu kontrollieren würde viel Zeit, Personal und Geld kosten.“

„Und die Übeltäter bleiben unerkannt“, meinte der Baron nachdenklich.

„Ich fürchte, die Sache hat viel größere Ausmaße als bislang vermutet“, fuhr Hercule fort. „Wir haben es nicht mit irgendeinem chinesischen Händler und den üblichen Schiebereien zu tun. Oder wenn doch, lässt der vielleicht einen Versuchsballon starten, um zu sehen, wie weit er gehen kann und wie viel Geld zu verdienen ist.“

„Ob das organisierte Verbrechen dahintersteckt?“, spekulierte Bruno.

„Letztes Jahr wurden in Frankreich über fünfzig Tonnen Trüffeln geerntet und für bis zu anderthalbtausend Euro das Kilo verkauft. Ein Millionengeschäft, lukrativ genug, um auch für große Tiere attraktiv zu sein. China hat letztes Jahr Perigord-Trüffeln im Wert von über fünf Millionen Euro importiert. Noch vor drei Jahren gab es dafür dort noch keinen Markt. Es ist wie beim Cognac, wie mit allem, was exklusiv ist und darum von Chinas Neureichen begehrt wird. Inzwischen kommen in China billige chinesische Trüffeln auf den Markt, denen kleine Mengen unserer Ware beigemischt werden, deklariert als französisches Produkt und entsprechend teuer. Damit wird man aber früher oder später auffliegen, und dann bricht der Markt zusammen und es gibt einen Skandal. Vor hundert Jahren wurden hier in Frankreich rund siebenhundert Tonnen geerntet, überwiegend in Kulturen gezüchtet. Die Bauern hatten nämlich gelernt, junge Bäume mit Trüffelsporen zu infizieren. Aber damit war es nach dem Ersten Weltkrieg vorbei. Habt ihr je von Escoffiers berühmtem Rezept für *Salade Jockey-Club* gehört, zubereitet aus Hühnerfleisch, Spargel und Trüffeln zu je gleichen Teilen? So etwas könnte sich heute niemand leisten. Aber jetzt werden solche Kulturen wieder betrieben, seit es dem Spanier Arotzarena in Navaleno gelungen ist, zehn bis zwanzig Tonnen im Jahr zu produzieren.“

„Ich kann mich daran erinnern, dass der alte Pons vor ein paar Jahren hier bei uns Trüffeln zu züchten versucht hat“, sagte der Baron. „Dann aber gab es diesen Rechtsstreit um sein Sägewerk, und er brauchte schnell Geld. Er ließ die Bäume fällen und verlor ein Vermögen.“

„Jetzt geht's ihm offenbar wieder besser, denn er versucht es mit einer neuen Kultur“, sagte Hercule. „Und er ist nicht der Einzige. Deshalb hat der Bürgermeister für die neue Markthalle gesorgt. In solchen Kulturen können bis zu zweihundert Kilo Trüffeln pro Hektar produziert werden, was sehr viel mehr Geld einbringt als die achthundert Euro, die für einen Hektar Weizen rausspringen. Vorausgesetzt, der Markt wird nicht durch Betrugereien ruiniert.“

„Was würde passieren, wenn sich eines dieser Pariser Hotels offiziell beschweren würde?“, fragte Bruno.

„Dann hätte der Bürgermeister ein Problem. Mit eurer Hilfe könnte ich versuchen, ihn zur Raison zu bringen, auch auf die Gefahr hin, dass er mich für unzurechnungsfähig hält.“

„Wer würde so etwas wagen?“, fragte der Baron mit Blick auf Hercules *Croix de Guerre*, das in der Ecke neben dem Schreibtisch an der Wand hing, gleich unter der Urkunde seiner Mitgliedschaft in der *Legion d'honneur*.

„Ich habe mir das folgendermaßen vorgestellt“, fuhr Hercule fort. „Ich werde unseren Bürgermeister vor die Wahl stellen, entweder die Polizei einzuschalten oder einen

Wachdienst zu beauftragen. Dann schlage ich ihm vor, dich, Bruno, zu Rate zu ziehen als jemanden, der sich mit Trüffeln auskennt und unabhängig ist, weil er hier in Sainte Alvere als Polizist nichts zu melden hat. Du bist ideal dafür.“

„Wir brauchten eine Beschwerde oder besser noch: die schriftliche Aufforderung eines dieser Großkunden, Nachforschungen anzustellen, irgendetwas, was den Bürgermeister zu einer Entscheidung zwingen würde“, sagte Bruno. „Ruf deinen *renifleur* an, sorg dafür, dass ein solcher Brief an den Bürgermeister abgeschickt wird, und schlag ihm vor, telefonisch bei mir anzufragen, ob ich für diskrete Ermittlungen zur Verfügung stehe.“

„Wer dann wirklich ein Problem hätte, wäre Didier, der Marktmanager“, warnte Hercule. „Dem Kerl ist nicht zu trauen.“

„Scheint aber doch ein ganz beflissener Typ zu sein“, sagte Bruno in Erinnerung an den Mann, der im Laufschrift herbeigeeilt war, um dem ungeduldig wartenden Bürgermeister die Markthalle aufzuschließen. „Wie könnte das chinesische Zeug an ihm vorbeigekommen sein?“

„Auf diesem neuen Internetmarkt muss alles hopplahopp gehen“, antwortete Hercule. „Aber Didier ist beileibe nicht der Schnellste. Er hat früher Pons' Trüffelpolitik beaufsichtigt und diesen Job nur deshalb bekommen, weil seine Frau Pons' Cousine ist. Als die Bäume dann verkauft werden mussten und er arbeitslos wurde, bekam er die Stelle auf dem neuen Markt. Der Mann seiner Schwester ist mit der Frau des Bürgermeisters verwandt.“

Bruno nickte. In dieser Gegend lief alles nur über Familienbeziehungen, wie wahrscheinlich überall auf der Welt. Und der Bürgermeister würde wahrscheinlich gern helfen wollen, denn wenn er die Gemeinde von Sainte Alvere unterstützte, könnte er sich durchaus Hoffnungen machen, zum Vorsitzenden des *Conseil Régional* gewählt zu werden.

„Nun zu angenehmeren Dingen“, sagte Hercule. „Ich bin an der Reihe, die Jagd auszurichten. Wann ist dein nächster freier Tag, Bruno?“

„Donnerstag.“

„Ich hätte Lust auf Rehfleisch in diesem Winter, und die Jagdsaison ist eröffnet. Im Revier stehen etliche Ricken und auch ein paar *becasses*. Das müsste dir doch gefallen.“

„Ich werde etwas später kommen, vielleicht gegen zehn. Der Bürgermeister will kein Geld für ein neues Polizeiauto lockermachen, und ich muss das alte reparieren lassen, zumal die *contrôle technique* fällig ist.“

„Donnerstag um zehn ist gut. Ich werde schon früher hinausfahren und mich ein wenig umsehen. Wir treffen uns dann am Hochsitz am Forstweg nach Paunat.“

Der Baron trat vor den Schreibtisch und nahm wieder das Foto von - wie hieß der Ort noch gleich? - Bab el-Oued in die Hand.

„Was hat es damit auf sich?“, fragte Bruno.

„Das ist ein Stadtteil von Algier, nach dem die *pieds-noirs* genannt wurden, die dort wohnten, französische Siedler, die zumeist arm waren und nach dem verlorenen Krieg nach Frankreich fliehen mussten. Sie wollten, dass Algerien französisch bleibt, und bildeten den Kern der oas, als de Gaulle beschloss, die Kolonie aufzugeben. Wie viele andere Kameraden habe ich dort einige sehr nette junge Frauen kennengelernt.“ Der Baron blickte versunken ins Kaminfeuer.

„Das war alles vor meiner Geburt“, sagte Bruno, der aber genug Geschichtsbücher gelesen hatte, um in groben Zügen über den Algerienkrieg Bescheid zu wissen. „Sooft ich im Citroen des Barons mitfahre, erzählt er mir, wie das Auto de Gaulles Leben gerettet hat, als die oas versuchte, ihn zu ermorden.“

„Ja, und nicht nur das“, knurrte Hercule. „Wir standen verdammt kurz vor einem Militärputsch, damals 1961, mit der Hälfte der Armee auf deren Seite. Sie nahmen Algier ein, und es hieß, dass sie mit Fallschirmen über Paris abspringen wollten. De Gaulle ließ die Mittelmeerküste von den Luftstreitkräften kontrollieren und gab den Befehl aus, jedes Transportflugzeug in Richtung Norden abzuschießen. Der Baron war einer der wenigen seiner Einheit, die nicht zur oas übergelaufen sind.“

„Wärt ihr immer noch Freunde, wenn er es getan hätte?“

„Ganz sicher nicht“, sagte Hercule. „Ich hätte ihn abgeknallt wie einen räudigen Hund.“

Chapter 3

Pamela steuerte ihren 2 cv durch das Tor und auf die neu angelegte Zufahrt zum Restaurant. Bei dessen Anblick stieß Bruno unwillkürlich einen bewundernden Pfiff aus. Er versuchte zu überschlagen, wie viel Geld in diesen ehemals verlassenen alten Bauernhof gesteckt worden war. Er lag in einem abgelegenen Winkel der Gemeinde von Saint-Denis, etwa acht Kilometer von der Stadt entfernt, oben auf einem Höhenzug, der den Blick auf den Fluss und die Straße nach Les Eyzies freigab. Frisch gepflanzte Obstbäume bildeten eine Allee bis zu einem großen, alten steinernen Torbogen, der den Eingang zum Hof bildete. Daneben stand ein großes, hell angestrahltes Schild, auf dem in weißen schnörkeligen Buchstaben vor grünem Hintergrund *L'Auberge des Verts* zu lesen war.

„Anfangs habe ich geglaubt, es sei das grüne Gasthaus. In Wirklichkeit nennt es sich das Gasthaus der Grünen“, sagte Pamela. „Es gilt als das erste bioorganische Restaurant im Departement und als das erste Passivhaus überhaupt.“ Spontan nahm sie die Hand vom Steuer und zwickte Brunos Knie. „Ich freue mich so, dass du mitgekommen bist.“

Das Bauernhaus war unverändert erhalten geblieben. Seine honigfarbenen Steine wurden durch unaufdringlich an der Seite angebrachte Lampen beleuchtet. Ein neu gebauter großer Wintergarten verband das Haupthaus mit dem benachbarten Stall und der Scheune. Hinter den großen Fenstern, die man in die Stallwände gebaut hatte, konnte Bruno eine weiße Kochmütze sehen und Küchenpersonal, das sich zwischen blinkenden Reihen aus Edelstahl bewegte. Die Front der Scheune war entfernt worden. Die riesigen Balken aus altem Kastanienholz wurden ebenfalls angestrahlt. Auf dem kiesbedeckten Platz schien die Scheune mit ihrem weit geöffneten Portal auf wärmere Zeiten und Sommergäste zu warten. Die meisten Fenster im Wintergarten waren mit dicken Gardinen verhängt, aber Bruno konnte durch zwei weite Lücken Gäste an weiß gedeckten Tischen und bei Kerzenlicht speisen sehen.

Pamela stellte den Motor ab. In der plötzlichen Stille war ein leiser sirrender Ton zu vernehmen. Bruno blickte auf und bemerkte zwei merkwürdige Windräder, die anstelle der üblichen Flügel drei senkrecht angeordnete Spiralwellen hatten, die sich um die Mittelachse drehten, obwohl nur ein laues Lüftchen wehte. Der Parkplatz wurde von

knöchelhohen, solarbetriebenen Gartenlampen spärlich beleuchtet. Ein Scheinwerfer ließ das helle Orange der Kürbisse und die Reihen dicker Blumenkohlköpfe in einem großen Gemüsegarten erstrahlen. Dahinter schimmerten einige Gewächshäuser mit zwei weiteren Windrädern zu beiden Seiten. Noch ein Stück dahinter stand ein weiteres kleines Gebäude. Vermutlich war dort das Personal untergebracht.

„Die haben eine Menge Geld in dieses Anwesen gesteckt“, sagte Bruno und machte sich schon Gedanken über die Restaurantpreise.

„Fabiola möchte nicht, dass der Baron uns aushält, und hat darum gebeten, dass wir alle selbst bezahlen“, sagte Pamela, als könnte sie seine Gedanken lesen. „Und mach dir um mich keine Sorgen. Mit Fabiola habe ich ausnahmsweise einmal einen Mieter während der Wintermonate. Ich komme mir ungewöhnlich wohlhabend vor.“

Hinter ihr leuchtete plötzlich Scheinwerferlicht auf, und Bruno erkannte die d s des Barons, die auf den Parkplatz einbog und anhielt. Sein Freund stieg aus und eilte um den Wagen herum, um Fabiola die Tür zu öffnen. Die junge Ärztin arbeitete im medizinischen Versorgungszentrum von Saint-Denis und bewohnte eines von Pamelas Ferienhäuschen zur Miete.

„Fabiola wollte direkt von der Arbeit kommen“, sagte Pamela. „Sonst hätte ich sie mitgenommen. Zurückfahren wird sie dann mit mir.“ Sie zwinkerte Bruno liebevoll zu. „Wenn du lieb bist, darfst du mitkommen.“

„Du ruinierst noch deinen Ruf“, antwortete er und sah ihr zu, wie sie das Haar aus der Stirn nach hinten strich und hinter dem Ohr auf eine Weise feststeckte, die ihm schon vertraut war. Gewöhnlich verzichtete sie auf Make-up, aber an diesem Abend hatte sie dunkelroten Lippenstift und Maskara aufgelegt und ihre Augen so geschminkt, dass sie größer wirkten. Sie trug einen langen schwarzen Regenmantel in ausgestellttem Schnitt, einen weißen Seidenschal und Pumps mit hohem Absatz, so dass sie gleich groß wirkte wie Bruno.

„Mein Ruf ist ohnehin schon ruiniert“, entgegnete sie und nahm Brunos Arm, als die anderen zu ihnen kamen.

Das Restaurant war etwas mehr als zur Hälfte besetzt, was für einen Wochentag im Spätherbst hier im Perigord ungewöhnlich war. Wie auch die Zusammensetzung der Gäste. Einige Männer waren in Anzug und Krawatte, ihre Begleiterinnen in eleganten Kleidern, während andere Gäste den Schlabberlook trugen, der unter Grünen als schick galt. Unter ihnen erkannte Bruno ein paar Leute, die Bioware auf dem Markt von Saint-Denis verkauften, und seinen Freund Alphonse, den Stadtrat, der seinen Bauch tätschelte und Bruno mit aufgerichtetem Daumen zu verstehen geben wollte, dass das Essen gut sei. Am Tisch dahinter sah Bruno Didier sitzen, den Geschäftsführer des Trüffelmarktes von Sainte Alvere. Er speiste schweigend in Begleitung einer fülligen Frau, die unzufrieden aussah.

„Willkommen in der *Auberge des Verts*“, begrüßte sie Guillaume Pons und wies einen jungen Kellner an, den neuen Gästen aus ihren Mänteln zu helfen. Pons trug eine makellos gebügelte Hose und ein gestärktes weißes Hemd, dessen oberster Knopf offen stand. Die hochgekrempelten Ärmel gaben den Blick auf eine Uhr frei, eine Rolex, wie Bruno vermutete. Pons' gutes Aussehen wurde durch zwei blaue Veilchen und zwei dünne

weiße Streifen Klammerpflaster auf dem Nasenrücken beeinträchtigt. Seine Stimme war undeutlich und nasal, als hätte Axelle ihm mit ihrem Schlag eine heftige Erkältung verpasst.

„Alle meine Retter zusammen hier“, näselte Pons vorsichtig lächelnd und wies auf die andere Seite des Raums, wo Albert, der Chef der Feuerwehr mit seiner Frau dinierte. Er hob seine Hand und grüßte.

„Ich fürchte, ich habe Ihre Kleidung mit meiner blutigen Nase ruiniert“, wandte sich Guillaume an Pamela. „Ich musste mein Lieblingshemd wegwerfen. Ihnen bleibt vermutlich auch nichts anderes übrig. Ich würde Ihnen gern was Neues kaufen. Gute Samariter sollten für ihre Barmherzigkeit nicht auch noch bezahlen müssen.“

„Keine Ursache“, erwiderte Pamela. „Meine Bluse war ohnehin alt. Ich habe sie in kaltem Wasser eingeweicht. Die Flecken sind raus.“

„Sind Sie sicher?“

„Absolut.“

Pons wandte sich Fabiola zu. „Sie schicken mir doch hoffentlich eine Rechnung für Ihre ärztliche Hilfe.“

„Vergessen Sie's. Die Verletzung scheint ja gut zu heilen“, antwortete Fabiola in ihrer energischen, professionellen Art. Sie trug einen ihrer dunklen Hosenanzüge, die sie immer bei der Arbeit anhatte und die ihre durchtrainierte Figur betonten. „Der Bluterguss wird schnell zurückgehen, und die Nase heilt auch von selbst. Suchen Sie mich in einer Woche noch einmal auf, damit ich Ihre Stirnhöhle untersuchen kann. Dafür können Sie mich dann bezahlen.“

Plötzlich ging die Küchentür auf, und das Gesicht eines jungen asiatischen Mädchens guckte hervor. Pons drehte sich um und rief etwas, was sich chinesisch anhörte. Ein langer Chinese mit Kochmütze tauchte hinter dem Mädchen auf und zog es zurück.

„Entschuldigung, eine Nichte meines Kochs Minxin“, erklärte Pons beiläufig. „Sie wissen, wie neugierig Kinder sind.“

„Ich bekomme langsam Hunger, Monsieur Pons“, ließ sich der Baron vernehmen. „Haben Sie einen Tisch für uns?“

„Selbstverständlich. Aber ich möchte mich zuerst dafür entschuldigen, dass die Sache am Sägewerk so aus dem Ruder gelaufen ist“, beeilte sich Pons zu sagen. „Wenn ich Sie jetzt zu Ihrem Tisch führen darf... und bitte, nennen Sie mich Bill. Wenn ich >Monsieur Pons< höre, halte ich immer noch meinem Vater Ausschau. Sie wissen vielleicht, dass unsere Beziehung nicht die beste ist.“

Er lächelte, um seinen Worten die Schärfe zu nehmen, und führte sie zu einem Tisch vor einem der großen, mit schweren roten Vorhängen verhüllten Fenster, wo er einen Stuhl zurückzog, um Pamela darauf Platz nehmen zu lassen. Sie wirkte in ihrem kleinen schwarzen Kleid eher festlich als geschäftsmäßig gekleidet. Ein breiter roter Wildledergürtel betonte ihre Taille und die Form ihrer Hüften. Bill zeigte auf den Eiskübel zwischen zwei großen Bienenwachskerzen, in dem eine Flasche Bollinger zu ihrer Begrüßung bereitstand.

„Mit besten Empfehlungen.“ Er zog die Folie ab. „Ein kleines Dankeschön.“ Bruno beobachtete anerkennend, wie Pons den Korken drehte und nicht die Flasche und ihr

einen Klaps auf den Boden gab, um zu verhindern, dass der Champagner überschäumte. Sorgfältig füllte er die Gläser, worauf eine junge Kellnerin erschien, die in Leder gebundene Speisekarten und eine Weinliste verteilte.

„Ich hoffe, Ihnen ist bekannt, dass dies ein bioorganisches Restaurant ist. Unsere Nahrungsmittel stammen fast ausschließlich aus unserer Region“, fuhr Bill fort. „Was unsere Weine angeht, sind wir allerdings nicht so streng. Sie stammen zum Teil auch aus anderen Regionen, sind aber ausnahmslos Bioweine und als solche gekennzeichnet. Falls Sie noch irgendwelche Fragen haben, rufen Sie einfach nach mir. Und nun, *bon appetit*.“

„Der Champagner ist eine nette Geste“, sagte Pamela, als ihr Gastgeber gegangen war. Sie erhob ihr Glas und brachte einen Toast auf Bills Großzügigkeit aus. Bruno nickte und nahm einen kleinen Schluck, ebenso wie die anderen. Allerdings war ihm nicht ganz wohl zumute. Es behagte ihm nicht, ein Geschenk anzunehmen für etwas, was nicht mehr war als berufliche Pflichterfüllung. Dennoch lächelte er dem Baron zu und sah mit Vergnügen die attraktiven Frauen am Tisch an. Fabiolas dunkle Haare waren ordentlich hochgesteckt, und das Haar von Pamela schimmerte im Kerzenlicht mal bronze-, mal kastanienfarben.

„Es ist viel vornehmer hier, als ich erwartet habe“, bemerkte Fabiola.

„Da bin ich mir nicht so sicher, wenn ich das hier lese: *Foie gras poele en etoile d'anis*. Mir scheint, da wird eine gute Gänseleber ruiniert“, nörgelte der Baron. „Oder hier, frische Forelle an Zitronengras. Wie soll man da noch den Fisch herausschmecken? Immerhin, die Preise gehen ja noch.“

„Aber die Gänseleber mit Honig und Balsamico, wie Bruno sie zubereitet, schmeckt Ihnen doch auch“, sagte Pamela. „Ein bisschen Abwechslung ist genau das, was wir in dieser Gegend brauchen. Davon abgesehen, glauben Sie, die Leute von Saint-Denis werden Bill je verzeihen, dass er das Sägewerk seines Vaters hat schließen lassen? Baron, Sie sind hier geboren, was meinen Sie?“

„Alle, die dort gearbeitet haben, werden ihm wahrscheinlich nicht verzeihen. Aber das ist eine kleine Minderheit, bestehend aus so altmodischen Knackern wie mir, die beklagen, dass es mit ihnen zu Ende geht. Ich frage mich aber doch, warum ein Sohn, der mit seinem Vater bricht, die Öffentlichkeit daran teilhaben lässt.“

„Es war der Vater, der ihn geschlagen hat“, gab Fabiola zu bedenken.

„Nachdem der Sohn dessen Geschäft erfolgreich hintertrieben hat. Wir wissen alle, wie dringend notwendig Arbeitsplätze hier in der Gegend sind. Jedenfalls werde ich mich in meinem Urteil über unseren experimentierfreudigen Restaurantbesitzer zurückhalten, wenigstens so lange, bis wir seine Speisen gekostet haben.“ Er beugte sich zu Bruno. „Hast du Alphonse und Jean Marillon gesehen?“

Bruno nickte. Marillon war Apotheker und machte sich Hoffnungen darauf, von der sozialistischen Partei bei den Bürgermeisterwahlen im Mai als Kandidat aufgestellt zu werden. Er war ein fähiger Mann, allerdings ein bisschen farblos, und dem amtierenden Bürgermeister, Brunos Vorgesetztem, bereits zweimal unterlegen gewesen. Falls Marillon zurückkehrte und seine Sozialisten eine Koalition mit Alphonse' Grüner Partei eingingen, würde es für Brunos Bürgermeister womöglich knapp werden.

„Rechnest du damit, dass sie den jungen Pons zu ihrem gemeinsamen Kandidaten machen?“, fragte Bruno.

„Ja, und ich glaube auch, er wird die Wahl gewinnen“, erwiderte der Baron und reichte ein Blatt Papier über den Tisch. Bruno sah sich unerwartet mit einem gedruckten Aufruf von Boniface Pons, dem Besitzer des stillgelegten Sägewerks, konfrontiert, mit dem sich dieser als Kandidat für die nächste Bürgermeisterwahl empfahl und eine Allianz für neue Arbeitsplätze versprach. „Er braucht nur sechzig Unterschriften, um an der Wahl teilnehmen zu können, und die wird er von seinen ehemaligen Angestellten und deren Familien auch bekommen.“

„*Einwanderungsverbot, solange nicht alle französischen Arbeiter eine Stelle haben*“, las Bruno laut vor.

„So kriegt er auch die Stimmen der Front National und etliche der Konservativen, die sonst den Bürgermeister wählen würden“, sagte der Baron. „Wenn es den Roten und Grünen gelingt, einen passablen Kandidaten aufzustellen, könnten sie gewinnen. Und ich glaube, der junge Mann, der uns diesen Champagner spendiert hat, wäre durchaus geeignet.“

Besorgniserregend. Mit dem jungen Pons, der die rotgrüne Liste anführte, und seinem Vater im Lager der Rechten würden sich die Stimmen aufsplitten, der Bürgermeister könnte verlieren, und damit wäre Bruno seine Stelle los.

Er reichte den Zettel zurück und sah hinüber zu dem Tisch, an dem gerade Alphonse und Marillon ihre Gläser hoben und einander zuprosteten, als würden sie einen Pakt besiegeln. Der Baron folgte Brunos Blick.

„Hätte jemand etwas dagegen, wenn wir, wie in chinesischen Restaurants üblich, unsere Teller rundgehen ließen?“, fragte Pamela. Bruno widmete seine Aufmerksamkeit wieder der Tischrunde.

„Gute Idee“, meinte Fabiola, als Bill sich ihrem Tisch näherte, um die Bestellungen entgegenzunehmen.

„Sagen Sie mir bitte etwas zu dieser Peking-Perigord-Ente auf der Karte“, bat der Baron. „Sie ist wie eine Peking-Ente zubereitet und wird, wie man es kennt, mit Pfannkuchen serviert, in denen Gurkenstreifen und Frühlingszwiebeln eingewickelt sind“, erklärte Bill. „Anstelle der Hoisin-Sauce verwenden wir allerdings eine Reduktion von *vin de noix*. Die Enten stammen aus unserer Gegend, sind aber, wie in China üblich, luftgetrocknet. Mein Koch Minxin brennt darauf, dieses Rezept in Hongkong auszuprobieren.“ Er verteilte den restlichen Champagner auf die Gläser.

„Es freut mich, dass Sie Risotto gewählt haben. Mit unserer Zubereitung versuchen wir, unsere Trüffeln so zu verwenden, wie es die Piemonteser mit ihren weißen Trüffeln tun“, fuhr Pons fort. „Und wir haben einen biologischen Sauvignon Blanc von einem kleinen Weinberg bei Thenac, der sehr gut mit dem Risotto harmoniert und auch mit der Ente.“

Der Baron wählte die Ente und den Weißwein und verlangte wie immer eine Karaffe Leitungswasser. Über die Preise, die Restaurants für Mineralwasser forderten, regte er sich immer auf. Wer ihn kannte, war daran gewöhnt, und die vier hatten oft genug miteinander gegessen und Tennis gespielt, um sich miteinander wohlfühlen. Nur wenn er und Bruno allein waren, zog er den Freund mit dessen Beziehung zu Pamela auf, meinte aber, dass sie sehr viel besser zu ihm passe als Isabelle, die attraktive *Inspectrice* aus Paris, mit der Bruno im Sommer eine kurze, aber leidenschaftliche Affäre gehabt

hatte. Wenn du erst in mein Alter kommst, hatte der Baron gesagt, wirst du wissen, dass es besser ist, zu einer Frau zu passen, als nur vernarrt in sie zu sein.

Über den Tisch hinweg bewunderte Bruno Pamelas ebenmäßiges Gesicht und die lebendigen Augen und spürte unter dem Tisch den sanften Druck ihres Fußes auf seinem. Er war sich bewusst, dass er mehr als nur ein bisschen vernarrt in sie war, vielleicht, weil ihre Affäre erst vor ein paar Wochen begonnen und weil Bruno sich noch nicht auf den Takt eingestellt hatte, den sie vorgab. Er war immer schnell entflammt, wollte dann jede Nacht mit der neuen Liebe verbringen und die Beziehung so erleben, als tauchte er kopfüber in einen Fluss. Aber das entsprach nicht Pamelas Art. Zwar konnte auch sie hingebungsvoll lieben, aber wenn sie zum Beispiel ein Wochenende allein bleiben wollte, ließ sie ihn das mit freundlicher Bestimmtheit wissen. Von der Aussicht auf eine gemeinsame Zukunft sprach sie nie. Sie hatte ihm von ihrer gescheiterten Ehe in England erzählt und erklärt, vorerst nicht wieder mit einem Mann zusammenleben zu wollen. Sie blieb für ihn schwer zu erreichen und ein bisschen rätselhaft, und Bruno war sich selbst gegenüber ehrlich genug, anzuerkennen, dass dies einen Teil ihrer Anziehungskraft ausmachte.

Sie probierten alle von der Ente des Barons, worauf Fabiola ihren Gado-Gado-Salat herumreichte. Am Wein war nichts auszusetzen, und die Teller waren geleert, als die junge Kellnerin mit den *Pruneaux d'Agen* erschien, in Weinbrand eingelegten Pflaumen.

„Ich könnte mir vorstellen, hier Stammgast zu werden, obwohl sie das Risotto nicht ganz richtig hinbekommen haben“, sagte Fabiola. Beifälliges Gemurmel am Tisch machte klar, dass sie für alle sprach. Sogar der Baron nickte zufrieden und verlangte mit einem Handzeichen nach der Rechnung. Pons kam mit einem Tablett, auf dem vier kleine Keramikbecher und ein Steinkrug standen, der so kalt war, dass glitzernde Wassertropfen an der Außenseite perlten.

„Das hier ist etwas Besonderes, und ich möchte Sie bitten, eine Kostprobe davon zu nehmen“, sagte Pons. „Wir bieten es allen neuen Gästen an. Mijin, so heißt dieses Getränk, ist ein chinesischer Reiswein, der normalerweise warm getrunken wird. Ich finde allerdings, dass er eisgekühlt noch besser schmeckt.“

„Wie lange waren Sie in China?“, fragte Pamela. „Setzen Sie sich doch einen Augenblick zu uns. Die meisten Gäste sind gegangen“, unterstrich sie mit einer Handbewegung in den fast leeren Raum.

„Gern.“ Pons rückte einen Stuhl zwischen Pamela und den Baron. „Ich habe fast zehn Jahre in Hongkong und Macau gelebt und von dort aus immer wieder auch das Festland bereist. In Shanghai war ich ungefähr ein Jahr, in Beijing einige Monate. In Singapur und Bangkok habe ich auch ein paar Monate verbracht. Ich liebe den Fernen Osten, hatte aber dann irgendwann Heimweh und wollte mich, ob Sie's glauben oder nicht, mit meinem Vater aussöhnen.“

„Trotzdem waren Sie offenbar nicht bereit, in Sachen Sägewerk Kompromisse einzugehen“, bemerkte der Baron.

„Nein, aber ich habe ihm angeboten, mich finanziell an einer neuen Filteranlage für den Schornstein zu beteiligen.“

„Luftverschmutzung war am Ende weniger das Problem als vielmehr der Standort“, warf

Bruno ein. „Die Nähe zur neuen Wohnsiedlung.“

„Man hätte nur einen kleinen Lagerschuppen abzureißen brauchen“, erwiderte Pons mit bitterem Lachen. „Die hundert Quadratmeter, auf denen er steht, wären dann an die Gemeinde gegangen, und so hätte sich der Sollabstand zur Siedlung ergeben. Ich habe Geld für ein neues Lager angeboten, aber mein Vater war aus Prinzip dagegen. Vielleicht hat er auch ein gutes Geschäft gewittert. Der Aufbau eines neuen Sägewerks drüben bei Saint Felix wird großzügig subventioniert, und der Verlust des alten Standortes lässt sich steuerlich abschreiben. Was soll's, er hat mir jedenfalls ziemlich deutlich gemacht, dass er weder meine Hilfe noch meine Beteiligung wünscht. Ich möchte mich noch einmal bedanken, besonders bei Ihnen, *Monsieur le chef de police*. Ohne Ihr beherztes Eingreifen wäre der Streit womöglich eskaliert.“

„Wenn bei uns Gewalt ausbricht, und sei es nur ein kleiner Zwischenfall, habe ich als Polizist versagt“, entgegnete Bruno mit ernster Miene. „Für mich war's kein guter Tag.“

„Lasst uns diesen chinesischen Wein probieren“, sagte Pamela in die plötzliche Stille.

Bill schenkte ein. „Ich bin auf Ihren Kommentar gespannt.“

Bruno nippte an seinem Becher, machte eine höfliche Bemerkung, obwohl das Getränk überhaupt nicht nach seinem Geschmack war. Der Baron stellte seinen Becher ab, nachdem er einen kleinen Schluck genommen hatte, und brummte dann etwas von >fahren müssen< und auf >die Gendarmen achtgeben< Fabiola, die Wert darauf legte, ehrlich zu sein, meinte, dass sie sich unter einem Digestif etwas anderes vorstellte.

„Interessant, anders, als ich erwartet habe“, fand Pamela. „Was haben Sie in Asien gemacht?“

„Alles Mögliche“, antwortete Pons mit einem charmanten Lächeln, das seine Blessuren vergessen ließ. „Ich war Cognacverkäufer in Shanghai, habe einen Weinhandel in Vientiane betrieben, in Bangkok Französisch unterrichtet und in Macau sogar in einem Spielcasino als Croupier gearbeitet. In der Hauptsache ging es mir allerdings um eine kleine Beteiligung an einem Restaurant, mit dem ich dann viel Erfolg hatte, zuerst in Macau, dann in Hongkong. Dort traf ich meinen guten Freund und Koch Minxin Hu. Ich hole ihn mal her, damit Sie ihn kennenlernen.“ Er stand auf. „Möchte jemand Kaffee?“

„Ich muss morgen arbeiten und zeitig nach Hause“, sagte Fabiola. „Wir könnten doch Ihrem chinesischen Partner auch Hallo sagen, wenn wir uns gleich die Mäntel bringen lassen.“

Bill steuerte auf die Küche zu und kehrte bald mit einem groß gewachsenen und ernst aussehenden Chinesen an seiner Seite zurück. Dieser trug ein Scheitelkäppchen auf dem Kopf und eine strahlend weiße Kochjacke, die frisch gebügelt zu sein schien. Bruno, der chinesische Köche schweißnass durch ihre Arbeit in der Nähe dampfender Woks erlebt hatte, war überrascht.

„Danke für ein unvergessliches Essen“, sagte Bruno und erhob sich, um Minxins Hand zu schütteln. Der Mann schenkte ein schmallippiges Lächeln und eine knappe Verbeugung.

„*Merci, merci* - mein Französisch sehr schlecht“, sagte der Koch und schüttelte reihum Hände, als Bruno Pons noch einmal um die Rechnung bat.

„Sie sind heute Abend meine Gäste“, erwiderte er.

„Sehr freundlich von Ihnen, aber das kommt nicht in Frage“, entgegnete Bruno

entschieden. „Polizisten dürfen solche Geschenke nicht annehmen. Wir möchten bitte zahlen.“

Bill sah Bruno einen Moment prüfend an. Sein lädiertes Gesicht war ausdruckslos. Dann nickte er, trat vor einen kleinen Tisch und stellte eine Rechnung auf: „4 gemischte Menüs á 20 Euro, 1 Flasche Wein - 20 Euro, Gesamtsumme 100 Euro.“

„Übrigens, Minxins Nichten müssen für die Schule angemeldet werden“, sagte Bruno und überreichte zwei 50-Euro-Scheine. Er wandte sich zu Pamela, um ihr in den Mantel zu helfen. Der Baron half Fabiola. Die beiden Männer wünschten eine gute Nacht, lotsten die Frauen auf den dunklen Parkplatz hinaus und ignorierten, dass die beiden unter Protest darauf bestanden, ihren Anteil an der Rechnung zu bezahlen.

„Wie lange hätte es wohl noch gedauert, wenn jeder von uns seine Kreditkarte gezückt hätte?“, entgegnete Bruno.

„Na schön“, sagte Fabiola und stieg in Pamelas Wagen. „Ich muss morgen wirklich früh raus. Gute Nacht, Baron. Es war ein schöner Abend.“

Pamela sagte kein Wort. Bruno saß neben ihr. Ihr Schweigen machte ihn beklommen. Es war eines von der Art, das nur Frauen herzustellen verstanden, ein Schweigen, das ein Mann nur unter Lebensgefahr brechen konnte. Bedrückt schaute Bruno auf die Straße vor ihnen, wohl wissend, dass er sich Gedanken über seine eigene Zukunft machen musste, falls der Bürgermeister die Wahl verlieren würde. Trotz seiner politischen Neutralität fühlte sich Bruno dem Bürgermeister verpflichtet. Er verdankte ihm seine Anstellung und war weithin bekannt als einer der engsten Vertrauten Mangins. Ein neuer Bürgermeister würde ihm gegenüber vorsichtig, vielleicht sogar misstrauisch sein und womöglich einen eigenen Kandidaten für den Posten des *chef de police* benennen wollen. Nicht, dass Bruno Angst haben musste, gefeuert zu werden. Seine Stelle war unkündbar. Es drohte ihm allerdings eine Versetzung innerhalb des Verwaltungsbezirks, womöglich in eine Stadt mit viel größerem Polizeiapparat. Nach seinen Dienstjahren würde Bruno wahrscheinlich auf irgendeinen Posten im gehobenen Dienst gehievt und andere verdrängen, die mit einer Beförderung rechneten. Er würde von Anfang an unbeliebt sein. Aber das Schlimmste von allem war, dass er womöglich würde wegziehen und sein geliebtes Haus verkaufen müssen. Er wäre gezwungen, sich irgendwo anders einzuleben. Und was würde dann aus ihm und Pamela?

Fabiola unterbrach ihn in seinen Gedanken. „An den Krawallen vorm Werkstor hatten Sie keine Schuld, Bruno. Im Gegenteil, Sie haben Schlimmeres verhindert. Grübeln Sie nicht, und machen Sie sich um Bill keine Sorgen. Die Verletzungen in seinem hübschen Gesicht sehen schlimmer aus, als sie sind.“

„Hübsch würde ich nicht sagen“, mischte sich Pamela ein. „Ansehnlich, ja, aber er hat zu viel Persönlichkeit, als dass man ihn hübsch nennen könnte. Interessant, was er so alles erlebt hat. - Ich frage mich, ob ich mir auch eins dieser Windräder zulegen soll, ob sich das für mich lohnen würde?“

„Dafür könntest du Fördergelder beantragen“, sagte Bruno. „Ebenso für die nachträgliche Isolierung deines Daches. Im Bürgermeisteramt liegen entsprechende Antragsformulare aus.“

„Es ist nicht wegen des Geldes“, erwiderte Pamela knapp und verfiel wieder in

Schweigen.

Als sie das Grundstück erreichten, gab Fabiola beiden einen flüchtigen Kuss auf die Wange, sagte „gute Nacht“ und eilte auf ihr Häuschen zu.

„Vielleicht sollte ich jetzt besser zur Stadt zurücklaufen“, sagte Bruno.

„Sei nicht albern. Es ist viel zu kalt“, entgegnete Pamela. Sie ging durch die Küchentür und zog den Mantel aus. „Bedien dich, wenn du Kaffee oder irgendetwas anderes möchtest. Du weißt ja, wo alles steht.“ Sie selbst füllte ein Glas mit Leitungswasser, lehnte sich ans Spülbecken und betrachtete ihn. Er hängte seinen Mantel auf und setzte sich an den Küchentisch. „Du hast heute Abend einen ziemlich niedergeschlagenen Eindruck gemacht. Du hältst nicht viel von Bill, stimmt's?“

Bruno zuckte mit den Schultern. „Ich kann mir kein Urteil anmaßen, dazu kenne ich ihn zu wenig. Das Restaurant gefällt mir, und ich kann seinen Energiesparprojekten durchaus etwas abgewinnen. Was mich überrascht, ist seine plötzliche Entscheidung, in die Politik zu gehen. Er ist erst seit wenigen Monaten hier, und schon gibt es Gerüchte, er wolle sich um das Bürgermeisteramt bewerben.“ Bruno überlegte, wie er sein Unbehagen in Worte fassen konnte, seine Sorge, dass es mit seinem beschaulichen und geregelten Leben in Saint-Denis bald vorbei sein könnte.

„Du denkst, du hast hier nach zehn Jahren Wurzeln geschlagen, und dann kommt dieser attraktive verlorene Sohn wie ein Lichtstrahl zurück in die Stadt mit der Absicht, sie für sich einzunehmen. Klingt so, als wärest du eifersüchtig.“

Bruno schaute ihr in die Augen. „Es gibt nichts, worauf ich neidisch sein könnte. Wenn du ihn attraktiv findest, bitte, du bist eine freie Frau. Ich stelle keine Ansprüche an dich.“ Doch in dem Moment, als er es sagte, wusste Bruno, dass es seine Gefühle nicht wirklich wiedergab. Er lächelte sie an und versuchte so, das Gesagte ein bisschen ins Scherzhafte zu ziehen.

„Ich nehme dich, wie du bist“, sagte er. „Unter welchen Bedingungen auch immer.“

„Die Bedingungen sind nach wie vor Verhandlungssache.“ Sie kam auf ihn zu, nahm sein Gesicht in beide Hände und küsste ihn sanft auf die Lippen. „Komm, liebster Bruno, bring mich ins Bett.“

Chapter 4

Didier, der Geschäftsführer des Trüffelmарkts, erklärte Bruno, wie der Onlinehandel mit Trüffeln vonstatten ging. Bruno versuchte, sich auf die Sache zu konzentrieren, achtete aber gleichzeitig darauf, ob bei Didier Anzeichen von Nervosität zu erkennen waren. Ebenso wie Hercule war er überzeugt davon, dass die mutmaßlichen Betrügereien von einem Insider ausgingen, der die Abläufe des Marktes bestens kannte. Also war auch Didier verdächtig. Bruno hatte erwartet, dass er sich abwehrend verhalten würde, was aber nicht der Fall zu sein schien.

„Problematisch ist, dass wir nicht befugt sind, den ganzen Markt zu kontrollieren“, sagte Didier und klang dabei eher besorgt als nervös. „Wenn alle Verkäufe von uns abgewickelt würden, gäbe es keine Schwierigkeiten. Aber der Bürgermeister will die *renifleurs* nicht vor den Kopf stoßen. Er könnte schließlich ihre Stimmen verlieren, und manche Großkunden

bestehen darauf, dass sie mitmischen.“

Bruno nickte zustimmend. „Politik scheint immer mit im Spiel zu sein, das ist wahr.“

„Davon können wir hier in unserer Stadt ein Lied singen. Besonders jetzt, wo Wahlen anstehen. Ich vermute, der Bürgermeister hat Sie deshalb zu Rate gezogen. Das Letzte, was er jetzt gebrauchen kann, ist ein Skandal.“

„Ich glaube eher nicht, dass es wegen der Wahlen ist. Die neuen Kulturflächen werden das Trüffelangebot in die Höhe schnellen lassen und Sainte Alvere zu einem bedeutenden Handelsplatz machen.“

Didier nickte und schenkte sich eine weitere Tasse Kaffee aus der Kanne ein, die eine junge Frau bei Brunos Ankunft gebracht hatte. Bruno rührte seine Tasse nicht mehr an. Der Kaffee war ihm viel zu dünn und schmeckte überdies ein wenig bitter. Von seinem Platz aus - er saß vor Didiers Schreibtisch im Büro der Markthalle - hatte Bruno einen freien Blick auf den Turm der Burgruine, die das Stadtzentrum beherrschte.

„Das ist unsere Zukunft, dieses Wachstum. Im Augenblick müssen wir zweigleisig fahren, weil der Bürgermeister die *renifleurs* nicht verärgern will“, sagte Didier. „Zum einen ist da der Markt, auf dem wir Trüffeln aufkaufen und weiterverkaufen. Und dann wäre da noch der Kommissionshandel, über den wir Waren im Auftrag der Züchter oder Sammler umschlagen. Wir zahlen nur dann, wenn wir bezahlt worden sind, und erheben darüber hinaus eine kleine Gebühr, wenn verlangt wird, dass wir für die Qualität garantieren.“

Bruno hatte bereits einen Blick in die Kassenbücher geworfen, die offen vor ihm lagen. Im vergangenen Jahr waren Zertifikate für Trüffeln im Wert von fast acht Millionen Euro ausgestellt worden. Die Gebühren für diese Zertifikate beliefen sich auf eine Viertelmillion. Die Zahlen hatten ihn überrascht. Es wurde mehr Geld umgesetzt als erwartet. Fünf Prozent des Umsatzes musste der Markt an die Gemeindeverwaltung abführen.

„Der Gemeindeverwaltung kommt also ungefähr eine halbe Million zu“, sagte Bruno.

„Ja, und ich bin stolz darauf, sagen zu können, dass ich die profitabelste Abteilung der *mairie* führe“, erwiderte Didier und lehnte sich selbstgefällig in seinem Sessel zurück. „Da wir auf eigene Rechnung kaufen und verkaufen, müssen wir natürlich darauf achten, immer genug Geld flüssig zu haben. Wir geben jede Menge davon aus, um Trüffeln aufzukaufen, und es fließt erst dann zurück, wenn wir sie wieder verkauft haben. Das ist ein Problem, sobald es zu einem Angebotsüberschuss kommt wie im Januar. Wir müssen dann Geld von der Bank leihen und Zinsen dafür bezahlen, was den Gewinn schmälert.“

„Die Gewinne sind aber doch recht ordentlich, wie mir scheint.“

„Ja, das sind sie, und darauf legt nicht zuletzt der Bürgermeister Wert. Und was die Kontrollen angeht, finde ich, dass sie bei uns ziemlich gut greifen. Umso mehr hat mich die Beschwerde überrascht.“

„Es war nicht nur eine“, korrigierte Bruno. „Die erste kam von einer Pariser Hotelgruppe und die zweite von einer Brasserie am Montparnasse. Beide besagen das Gleiche. Die einzelnen Trüffeln waren gut, aber die Qualität der Abschnitte ließ einiges zu wünschen übrig.“

„Deren Qualität fällt doch immer geringer aus. Sie bringen das Aroma, ohne dass man dafür den Preis eines ganzen Trüffels zahlen muss.“

„Aber aus der Beschwerde geht hervor, dass Ihre Abschnitte Anteile minderwertiger

Trüffeln aus China enthalten. Das konnte nachgewiesen werden.“

„Das wird behauptet, aber wer kann wissen, wann unserer Ware dieser Mist untergeschoben wurde? Das kann während der Anlieferung passiert sein oder vielleicht sogar in Paris. Wir haben in unseren Lagern nie auch nur eine Spur von chinesischen Trüffeln gefunden. Ich glaube, da ist jemand, der unsere Preise zu drücken versucht und austesten will, wie weit er damit gehen kann.“

„Unterstellen Sie einem Ihrer Kunden, dass er Sie über den Tisch zu ziehen versucht?“, fragte Bruno. „Es gab früher schon Beschwerden, und ich würde das nicht auf die leichte Schulter nehmen. Gibt es in Ihrem Arbeitsablauf irgendeine Stelle, an der minderwertige Ware in eine Lieferung eingeschmuggelt werden könnte, ohne dass Sie etwas davon mitbekommen?“

„Theoretisch schon und mit dem nötigen Geschick vielleicht. Ich kann's mir aber kaum vorstellen. Wenn ein Korb die Markthalle verlässt, landet er entweder im Testlabor oder in der Versandabteilung, und dort wird alles kontrolliert.“

„Was verstehen Sie unter Kontrolle?“

„Ein Korb, der akzeptiert wird, verlässt die Markthalle durch eine Luke in der Wand und gelangt auf einen Tisch im hinteren Teil. Was geprüft werden soll, kommt nach links und geht an Madame Pantowsky ins Labor. Importe bleiben auf der rechten Seite für Jean-Luc und Alain, die die Ware für den Weitertransport verpacken. Niemand außer uns kommt in diesen Raum hinein.“

„Theoretisch könnten in jedem Arbeitsschritt minderwertige Trüffeln von irgendeinem Ihrer Mitarbeiter untergemischt werden.“

„Theoretisch ja, aber ich würde für alle unsere Mitarbeiter meine Hand ins Feuer legen. Wollen Sie sie vernehmen?“

„Natürlich, später. Könnte es nicht sein, dass umso leichter betrogen werden kann, je hektischer es hier zugeht?“

„Mag sein, aber selbst dann, wenn bei uns die Hölle los ist, kommt das Publikum nicht einmal in die Nähe der Wandluke. Außerdem wird jeder Korb sorgfältig gewogen, und deshalb würde es auffallen, wenn jemand versuchte, gute Abschnitte gegen schlechtere auszutauschen. Ich behaupte, so etwas ist schlichtweg unmöglich. Nehmen wir an, da ist ein Korb, der sofort gewogen wird. Gewicht und Korbnummer sind zwei Identitätsmerkmale, die wir auf dem Etikett eines jeden Korbs angeben. Eine Gewichtsabweichung, und sei sie noch so gering, würde Jean-Luc bemerken und mir melden.“

Bruno hatte im Laufe des Gesprächs ein Diagramm skizziert, das die Vorgänge auf dem Markt Schritt für Schritt nachzeichnete, von der Übergabe durch den Sammler bis hin zum Versand. Er legte es Didier vor.

„Habe ich irgendetwas vergessen?“

„Nein, genauso läuft es bei uns ab. Nur eine Sache fehlt noch. Am Ende eines jeden Marktages wird die übrig gebliebene Ware unter den *renifleurs* versteigert, wie bei einer Auktion.“

„Wo findet die statt?“

„Hier in der Markthalle. Jeder Verkauf wird sorgfältig dokumentiert, mit Gewicht, Qualität

und Preis. Natürlich werden auch der Name des Käufers und das Datum notiert.“

„In diesen Kassenbüchern steht davon nichts“, sagte Bruno.

„In die tragen wir auch nur die Gesamtumsätze eines Tages ein. Die Einzelheiten stehen in einem anderen Buch.“

„Das möchte ich sehen.“

Didier schien einen Moment zu zögern. „Es befindet sich wohl irgendwo im Rathaus, zusammen mit den Rechnungen und Lohnzetteln.“

„Dann müsste es ja dort zu finden sein.“

Didier zuckte mit den Achseln. „Da fliegt vieles durcheinander. Ich habe keine Hilfe, geschweige denn eine Bürokratie.“

„Warum nicht? Der Markt bringt doch genug Geld ein, und welcher Bürgermeister würde sich nicht freuen, eine neue Stelle einrichten zu können?“

Didier wählte seine Worte mit Bedacht. „Unser Bürgermeister sieht es lieber, dass ich den ganzen Bürokratie mit übernehme. Im Übrigen werden meine Zahlen vom städtischen Rechnungsprüfer regelmäßig abgesegnet, und bislang ist es kein einziges Mal zu Beanstandungen gekommen.“

Bruno machte sich auf den Besuch eines staubigen Aktenkellers gefasst.

„Wer hat das System entwickelt, nach dem Sie arbeiten?“

„Ich selbst. Der Bürgermeister hat's gebilligt. Wir hatten drei Jahre lang keine Probleme damit.“

„Aber jetzt.“

Didiers Augen funkelten. War er wütend darüber, haltlosen Verdächtigungen ausgesetzt zu sein, oder fürchtete er, als Betrüger aufzufliegen? Auf die üblichen kleinen Hinweise und Ortskenntnisse, die Bruno in Saint-Denis stets weiterhalfen, musste er hier in der Nachbargemeinde verzichten. Er wusste wenig über Didier, dessen Familie und Ruf. Sainte Alvere war für ihn unvertrautes Terrain. Er tappte im Dunkeln und suchte nach einer Erklärung dafür, warum sich ihm die Nackenhaare sträubten. Hielt er diesen Mann wirklich für verdächtig, oder konnte er ihn einfach nicht leiden?

„Haben Sie je Chinesen auf dem Markt gesehen?“, fragte Bruno.

„Manchmal kommen ein paar Touristen aus China, und es gibt auch einige Stammkunden, Einkäufer der chinesischen Supermarktkette und einer Import-Export-Firma in Paris, die unsere Trüffeln in China verkauft. Wir sehen nicht ein, dass die den ganzen Gewinn einstreichen, und planen deshalb einen eigenen Vertrieb in Hongkong.“

„Ich lasse von mir hören“, sagte Bruno und stand auf. Seine Liste vorbereiteter Fragen war abgearbeitet. „Jetzt würde ich gern noch Ihre Chemikerin sprechen. Kann ich hier in diesem Raum bleiben?“

„Ich werde sie rufen“, antwortete Didier. „Was ich noch sagen wollte: Ich weiß, dass Sie ein Freund von Hercule Vendrot sind. Könnten Sie ihn bitten, uns sein Trüffeljournale auszuleihen? Darin stehen alle Preise und Lieferungen an uns während der vergangenen Jahre, mit Wetterberichten und allen möglichen anderen Daten. Mir und dem Bürgermeister gegenüber verhält er sich ziemlich abweisend. Sie werden wahrscheinlich mehr Glück haben.“

„Warum sollte ich das tun?“

„Es würde uns helfen, den Markt effizienter zu machen, wenn wir die Lieferungen und Verkäufe über längere Zeit zurückverfolgen könnten. Und da Sie jetzt auch auf der Gehaltsliste stehen...“

„Was soll das heißen, auf der Gehaltsliste?“

„Nun, ich nehme an, Sie recherchieren nicht für lau.“ Er zwinkerte Bruno zu und rieb Daumen und Zeigefinger aneinander.

Bruno starrte sein Gegenüber sprachlos an, so abwegig erschien ihm der Gedanke an Bezahlung. Warum dachten die meisten Menschen immer zuerst an Geld? Er war hier, um Hercule, einem Freund, einen Wunsch zu erfüllen. Und was er für seine Nachbarstadt Sainte Alvere tun konnte, war offenbar so nutzbringend, dass auch Saint-Denis davon profitieren mochte, denn Mangin hatte ebenfalls um diese kleine Gefälligkeit gebeten. Außerdem war auch er, Bruno, wie alle anderen Sammler an einem gut funktionierenden Trüffelmart interessiert. Und was wäre das Perigord ohne seine Trüffeln, die seine kulinarische Einzigartigkeit begründeten? Von Geld war bislang nicht die Rede gewesen, und Bruno sah auch keinen Grund dafür, dieses Thema zur Sprache zu bringen. Didier reagierte auf Brunos Schweigen merklich irritiert. Er raffte seine Papiere zusammen und eilte hinaus.

Die blonde junge Frau, die schon vorher den Kaffee gebracht hatte, kam herein und blieb still neben der Tür stehen. Bruno dachte, dass sie ihm Kaffee nachschenken wollte, und war drauf und dran, ihr mit einem „Nein, danke“ zuvorzukommen. Aber plötzlich wurde ihm klar, dass er sich damit wohl blamiert hätte. Die junge Frau wirkte zwar zurückhaltend, hatte aber einen auffallend intelligenten Blick, mit dem sie Bruno aufmerksam beobachtete.

„Sind Sie die Chemikerin, Madame?“

„Mein Name ist Florence Pantowsky. Ja, ich bin Chemikerin, hier in Teilzeitbeschäftigung.“ Sie antwortete mit ruhiger, leiser Stimme, den Blick gesenkt, doch in selbstbewusster Haltung. Ihre glatte Haut und die ausgeprägten Wangenknochen ließen ihr ungeschminktes Gesicht vornehm erscheinen. Bruno fiel auf, dass ihr Haar, obwohl gut gepflegt, trocken und spröde war. Sie trug ein wenig vorteilhaftes Blümchenkleid, das sie um dreißig Jahre älter machte, und Tennisschuhe aus Segeltuch. Gäbe sie sich ein bisschen mehr Mühe, könnte sie sehr attraktiv sein.

„Danke für den Kaffee von vorhin. Nehmen Sie bitte Platz!“

„Danke.“ Sie klemmte ihre dünnen Beine unter den Stuhl und strich den Saum ihres altmodischen Kleids über die Knie.

„Wie wird aus einer Chemikerin eine Expertin in Sachen Trüffeln?“, fragte er.

„Dadurch, dass sie arbeitslos war, geschieden ist und zwei Kinder hat“, antwortete sie gelassen und ohne jede Spur von Ironie oder Groll, gerade so, als spräche sie über das Wetter.

„Wie alt sind Ihre Kinder?“ Bruno schaute in ihre Personalakte. Sie war dreißig, geboren im Norden Frankreichs, in Amiens. Pantowsky war ihr Mädchennamen, vielleicht stammte sie von einer der polnischen Einwandererfamilien ab, die gekommen waren, um in den Kohlebergwerken zu arbeiten, als es in Frankreich noch welche gegeben hatte.

„Drei Jahre. Es sind Zwillinge, ein Junge und ein Mädchen. Aber das hat doch wohl

nichts mit unserer Besprechung zu tun, oder?“

„Natürlich nicht, Madame. Sie könnten mir aber vielleicht erklären, ob und wie hier auf dem Markt betrogen werden könnte. Es liegen Beschwerden vor, nach denen einige der Trüffeln von diesem Markt chinesischer Herkunft waren.“

„Ganz einfach. Jemand muss einen Austausch vorgenommen haben.“

„Wo und wie?“

„Das weiß ich auch nicht.“ Sie sah ihn an. Ihre Augen waren blassblau, fast grau - wie die Ostsee, dachte er, und er musste an ihren polnischen Namen denken.

„Wagen Sie eine Vermutung.“

„Es ist sinnlos, zu spekulieren“, entgegnete sie mit ausdrucksloser Miene. „Warum?“

„Gepfuscht werden könnte hier auf dem Markt überall, während der Auslieferung oder beim Endkäufer. An jeder Stelle Kontrollen vorzunehmen würde ziemlich teuer werden.“

„Wie umfangreich sind die Stichproben, die Sie analysieren?“

„Durchschnittlich drei Prozent. Wenn die Nachfrage sehr hoch ist, wie jetzt und bis in den Februar hinein, sind die Mengen einfach zu groß, als dass man auf diesen Schnitt käme. Im Januar schaffe ich es nicht einmal, ein Prozent zu testen. Der Bürgermeister und der Marktmanager wissen das. Wir haben uns auf einen Jahresdurchschnitt von drei Prozent geeinigt, was bedeutet, dass wir während der wichtigsten Monate auch das größte Fehlerrisiko haben, nämlich dann, wenn besonders wertvolle Ware gehandelt wird.“

„Macht Ihnen das Sorgen?“

„Ja, und wie! Ich habe vorgeschlagen, Teilzeitkräfte für den Januar zu verpflichten. Jeder Schulabgänger könnte für eine solche Tätigkeit angelernt werden. Die Kosten wären minimal, allenfalls tausend Euro. Aber der Geschäftsführer will nicht.“

„Nennt er dafür Gründe?“

„Die Kosten“, antwortete sie ruhig.

„Überzeugt Sie das?“

„Natürlich nicht.“

„Was könnte Ihrer Meinung nach der wahre Grund sein?“

„Keine Ahnung. Das heißt, ich weiß nicht, ob es einen Grund gibt. Didier ist ein Mann, der es offenbar nötig hat, zu zeigen, dass er am Ruder steht.“

„Kochen Sie deshalb auch Kaffee?“

„Nein, ich mache den Kaffee, weil ich diesen Job brauche“, entgegnete sie matt. Ihre distanzierte Art irritierte ihn, zumal sie das genaue Gegenteil der Warmherzigkeit jener Menschen war, mit denen er sonst verkehrte.

„Glauben Sie wirklich, Sie könnten Ihre Arbeit verlieren, wenn Sie sich weigerten, Kaffee zu machen?“

„Ich bin eine Teilzeitkraft mit befristetem Vertrag und habe meinen Arbeitsplatz nicht sicher. Ich möchte kein Risiko eingehen.“

„Wie bedauerlich, dass Sie das mit der Zubereitung eines bescheidenen Kaffees zeigen müssen!“, meinte Bruno provozierend, um ihr eine Reaktion zu entlocken. „Eine Frau mit Ihrer Bildung und Intelligenz könnte hervorragenden Kaffee kochen, wenn sie wollte.“

Sie lächelte breit. Es war kein überzeugendes Lächeln, aber Bruno fühlte sich trotzdem so ermutigt, dass er es aushalten konnte, eine Weile nichts zu sagen.

„Ich bin es nicht gewöhnt, mit der Polizei zu tun zu haben“, sagte sie.

„Wer hat Ihnen gesagt, ich sei Polizist? Ich führe hier nur eine Sicherheitsüberprüfung durch.“

„Sie sind Bruno aus Saint-Denis. Ich habe Sie gesehen, als das Sägewerk geschlossen wurde.“

„Haben Sie mit den Grünen protestiert?“

„Ja, ich bin Parteimitglied - wie übrigens viele andere Wissenschaftler auch.“

„Ich sehe hier, dass Sie Ihre akademische Ausbildung in Paris abgeschlossen haben. Was hat Sie hierher verschlagen?“

„Heirat. Und während es mit meiner Ehe bergab ging, ist mir die Gegend ans Herz gewachsen. Ich will, dass meine Kinder hier großwerden. Deshalb ist mir mein Job so wichtig.“

„Würden Sie auch die Augen vor Unregelmäßigkeiten verschließen?“

„Nein, mir sind diese Unregelmäßigkeiten längst aufgefallen. Ich kann aber nichts beweisen und weiß nicht einmal, wer was tut. Sicher ist nur, dass die Mauscheleien in Sachen chinesischer Trüffeln nur die Spitze des Eisbergs sind.“

„Das verstehe ich nicht „, sagte er.

Sie musterte ihn prüfend, als versuchte sie, seinen Charakter zu ergründen und einzuschätzen, ob sie ihm vertrauen konnte. Er hielt ihrem Blick stand, bezweifelte aber sehr, dass er seine Gesichtszüge ebenso unter Kontrolle hatte wie diese Frau ihre.

„Sie könnten zum Beispiel die Preise prüfen, die am Ende des Tages für die nicht verkaufte Ware in der abschließenden Auktion erzielt werden“, sagte sie schließlich. „Was dabei herauspringt, ist lachhaft wenig, und das kann kein Zufall sein.“

„Sie vermuten, dass bei diesen Auktionen manipuliert wird?“

„Ja, aber ich kann mich natürlich auch irren. Wer wäre ohne Vorurteile?“ Sie sah ihn vielsagend an.

Bruno stutzte. Dann dämmerte es ihm. Er war sich ziemlich sicher, was sie mit Vorurteil meinte, denn beim Treffen mit Didier war ihm aufgefallen, wie der mit Florence umsprang. Er hätte ihr seinen Verdacht gern feinfühlicher vorgetragen, aber weil er nicht wusste, wie, hoffte er, dass sie eine offen ausgesprochene Frage zu schätzen wüsste.

„Sehen Sie mich bitte an, Madame“, sagte er. Als sie widerwillig ihren Blick auf ihn richtete, wartete er einen Herzschlag lang, bevor er sprach. „Sind Sie an Ihrem Arbeitsplatz sexuell belästigt worden?“

„Nicht mehr als im üblichen Rahmen und jetzt zum Glück überhaupt nicht mehr“, sagte sie so energisch, dass ihre Antwort fast sachlich klang, obwohl ihre Augen zornig funkelten. „Ich kann damit umgehen. Er ist ein Schwein, aber er ist auch ein Feigling.“

Chapter 5

Der Markt von Saint-Denis, der sich im Sommer an jedem Dienstagvormittag über die gesamte Länge der Rue de Paris vom Rathausplatz bis zur Gendarmerie erstreckte, schrumpfte im Herbst, wenn die Touristen abgereist waren, auf einen kleinen Rest. In den ruhigen Monaten November bis Februar füllten die wenigen Stände kaum den

Rathausplatz. In den Wochen vor Weihnachten aber nahm er wieder an Größe zu. Dann entbrannte ein eifriger Wettbewerb um die günstigsten Stellplätze unter den Kolonnaden des Rathauses. Wer zuerst kam, hatte die freie Wahl, aber trotzdem gab es manchmal Streit darüber, wer denn wirklich als Erster da gewesen war.

Normalerweise reichte es, zwei Auflageböcke aufzustellen, um Präsenz zu zeigen. Bernard, der Korbmacher, hatte seine Böcke platziert und stand mit verschränkten Armen grimmig dazwischen. In ähnlicher Pose behauptete Margot, die Haushälterin im Wohnheim für pensionierte Priester in Saint Belvedere, ihren kleinen Tisch voller Bienenwachskerzen und Honig unmittelbar vor dem von Bernard beanspruchten Platz. Die dicke Jeanne, deren Konturen sich von Jahr zu Jahr immer mehr der einer Kugel annäherten, war beauftragt, solche Konflikte zu schlichten, wenn sie im Auftrag des Gemeindeamtes die Standgebühren kassierte - fünf Euro pro laufenden Meter. Margot aber weigerte sich, mehr als zwei Euro für ihren kleinen Tisch zu bezahlen, weil der nur vierzig Zentimeter breit war. Damit stellte sie auch diesmal Jeannes ansonsten unerschütterliche Fröhlichkeit auf eine harte Probe.

„Ich werde nicht weichen“, erklärte Margot. „Ich war zuerst hier.“

„Margot“, meldete sich Bruno mit dem Versuch, besonders charmant zu lächeln. „Genau dich wollte ich sehen. Der Bürgermeister braucht ein wenig Unterstützung, und ich habe ihm gesagt, dass wir mit dir rechnen können. Es geht um die Kinder.“

Bruno brauchte beide Hände, um das große Transparent hochzuheben, das er aus der Informationsstelle geholt hatte. „Spendensammlung des Bürgermeisters“ stand darauf, dazu eine Darstellung des Weihnachtsmanns inmitten lachender Kinder. „Wir wollen für die Kinder der Arbeitslosen eine Weihnachtsfeier ausrichten.“

Bruno lehnte das Transparent wie beiläufig an einen von Bernards Böcken, küsste Margot auf beide kalten Wangen und überreichte ihr eine Sammelbüchse. „Wärst du so gut und würdest hier unter den Säulen Spenden sammeln?“, fragte er. „Wer käme wohl in Frage, draußen auf dem Platz zu sammeln? Was meinst du?“

„Tja, das ist keine leichte Frage“, meinte Margot wichtigtuerisch. „Vielleicht Aurelie. Die wird Zeit haben, weil, wer interessiert sich schon für ihre dünnen Enten?“ Sie ließ den Blick über den Markt schweifen und überlegte, wer sonst wohl würdig genug sein mochte, mit ihr die Ehre zu haben, den Spezialauftrag des Bürgermeisters zu erfüllen.

„Hilf mir bitte mit dem anderen Bock, Bernard“, forderte Bruno den Korbmacher auf, der schnell schaltete und seinen Stand zu Ende aufbaute. Bruno rückte Margots kleinen Tisch daneben und spannte das Transparent hinter beiden Ständen auf.

„Aurelie ist wohl die Richtige“, sagte Bruno. „Könntest du sie bitte fragen?“

„Wie schaffst du das eigentlich?“, murmelte Bernard, als sich Margot schnellen Schrittes entfernte.

„Kannst du dir vorstellen, dass sich jemand untersteht, keine Spende zu geben, wenn Margot sammelt?“, fragte Bruno.

„Wieso Spendensammlung des Bürgermeisters?“, funkte die dicke Jeanne dazwischen. „Soweit ich weiß, ist die Sache auf deinem Mist gewachsen.“

„Aber inzwischen glaubt der Bürgermeister, es sei seine Idee“, meinte Bruno und grinste. „Er wird in ungefähr einer Stunde hier sein und mit seiner Sammelbüchse klappern, und

ich gebe dann den Weihnachtsmann.“

Zunächst aber musste er noch seine übliche Marktrunde machen, den Männern die Hände schütteln, die Frauen umarmen und sich hier und da Klatschgeschichten anhören. Leopold, der Senegalese, der Ledergürtel und Brieftaschen, im Sommer auch Sonnenbrillen verkaufte, wollte seinen Sohn zu Brunos Rugbytraining anmelden. Raoul, der im Sommer Wein an Touristen verkaufte und im Winter Gelegenheitsjobs annahm, hatte Arbeit in der neuen Weinkellerei gefunden, von der er gefürchtet hatte, sie werde ihn vom Markt verdrängen. Vinh, der Vietnamese, verkaufte das ganze Jahr über frittierte *nems* und asiatische Lebensmittel.

Er trug sichtlich stolz sein neues Trikot von Paris Saint-Germain, jenem Fußballverein, dessen Höhen und Tiefen er mit Hingabe verfolgte. Seine winzige Frau reichte Bruno ein *nem*, das so heiß war, dass er ihn von einer Hand in die andere kippen musste. Gleichzeitig versuchte er, ein paar Münzen aus der Hosentasche zu fischen.

Am Stand von Alphonse gab es die übliche Auslage selbstgemachter *crottins* - kleine Ziegenkäsemedaillons, ordentlich unterteilt nach Reifegrad - fest, halbfest und frisch. Auf einem Plakat, das seine Ware fast verdeckte, stand zu lesen: „Schenkt den Kindern ein grünes Weihnachten. Die Partei der Grünen veranstaltet am 2-1. Dezember in der *Auberge des Verts* eine kostenlose Weihnachtsfeier für Kinder von Arbeitslosen und Geringverdienern. Spenden sind willkommen.“ Davor befand sich ein kleiner Korb mit ein paar wenigen 5-Euro-Scheinen und Münzen.

„Wann habt ihr euch das denn ausgedacht?“, fragte Bruno und schüttelte Alphonse die Hand.

„Als ich Bill im Restaurant getroffen habe, bevor ihr gekommen seid. Wir haben uns über die Kinder der Sägewerksarbeiter unterhalten. Eigentlich wollte ich die Feier in meiner Landkommune ausrichten, aber Bill hat die besseren räumlichen Möglichkeiten. Also findet das Fest bei ihm statt.“

„Der Bürgermeister organisiert doch selbst ein solches Fest“, sagte Bruno und fuchtelte mit der Sammelbüchse.

„Na und?“, entgegnete Alphonse. „Ist doch schön, wenn die Kinder zweimal feiern. Vielleicht lassen sich beide Feste ja auch zusammenlegen.“

„Vielleicht. Ich werde mit dem Bürgermeister darüber sprechen, und du könntest deine Leute fragen, was sie davon halten. Nebenbei bemerkt, ich finde es erstaunlich, wie schnell Pons junior in eurer Partei die Führung übernommen hat“, sagte Bruno. „Du kämpfst seit über zwanzig Jahren für eure gute Sache. Warum führst du nicht die Wahlliste an?“

„In mir sehen alle nur den alten Hippie, den *Achtundsechziger*. Außerdem bin ich nicht von hier. Deshalb würden mich viele aus Prinzip nicht wählen“, erwiderte Alphonse. „Bill ist hier geboren und aufgewachsen, egal wie lange er dann weg war. Er ist der bessere Redner, viel dynamischer. Und Bürgermeister will ich sowieso nicht werden.“

Weil Alphonse sich einem Kunden widmen musste, machte Bruno kehrt und steuerte auf Fauquets Cafe zu, in dem schon Hochbetrieb herrschte. Seine Stammgäste waren alte Männer, die am Zinktresen ihren ersten *petit blanc* schlürften und die Sportseiten der *Sud-Ouest* überflogen. Tante Sandrine, wie Fauquets Frau von allen genannt wurde, kam

hinter dem Tresen hervor. Sie umarmte Bruno und erlaubte es, dass er die Sammelbüchse aufstellte. Bruno grüßte den Rest der Anwesenden, und als das Zischen der Espressomaschine verebbte, zog Fauquet ihn mit den konkurrierenden Parteien auf.

„Die Sammelbüchse der Grünen steht dahinten auf der Kuchentheke. Deine kommt auf den Tresen“, sagte er. „Wollen doch mal sehen, wer großzügiger ist, die Naschkatzen oder die Trinker. Interessantes Experiment.“

„Hängt davon ab, wie viel du ihnen zu trinken gibst“, entgegnete Bruno.

Er zahlte für seinen Kaffee, überquerte den Platz und ging ins Rathaus, um im Lagerraum nach dem Weihnachtskostüm zu suchen. Er fand es in einer der Kisten, in denen die Dekoration für den städtischen Christbaum untergebracht war. Das Kostüm roch muffig und hatte eine chemische Reinigung nötig. Der Bart war verzottelt, ließ sich aber leicht zurechtzupfen. Bruno zog seine dicke blaue Uniformjacke aus und verkleidete sich mit Kostüm, Bart und Mütze, griff zur Handglocke und ging in die Herrentoilette, um sich im Spiegel zu mustern.

„Jetzt weiß ich, dass Weihnachten vor der Tür steht“, rief Claire, die Sekretärin, als er durchs Büro ging. „Kommst du demnächst durch meinen Schornstein gestiegen, Bruno?“

„Dein Rentier hat ein Knöllchen bekommen“, frozelte Roberte, die sich um die *Secu* kümmerte, das heißt, die Anträge auf Sozialhilfe bearbeitete.

„Wo ist mein Geschenk?“, rief Josette, als er die Treppe hinunterstapfte. Es waren jedes Jahr die gleichen ermüdenden alten Scherze.

Bruno kam sich in seinem Kostüm komisch vor, zumal die Sonne schien, wenn auch nur schwach und winterlich. Mit großen Schritten ging er über die Rue de Paris, bimmelte mit der Glocke und sammelte Spenden von Händlern und Kunden.

„Für die Sägewerkskinder“, rief er, „die Kinder von denen, die ihren Job verloren haben.“

Er hatte Erfolg, 1- und 2-Euro-Münzen klapperten in seine Büchse, und es gab auch ein paar Scheine, unter anderem von einem jungen unverheirateten Mann, der gerade selbst seinen Arbeitsplatz im Sägewerk verloren hatte.

Bruno dankte allen, ließ sich von Vinh einen seiner leckeren *nems* anbieten und schlenderte weiter, um auch bei Leopold die Blechbüchse zu schütteln. Als er vor dessen Stand stehen blieb, wurde er von zwei jungen Männern angerempelt, die wie aus dem Nichts auftauchten und vorbeihetzten. Bruno kippte über Leopolds Auslage aus billigen Ledergürteln, raffte sich auf und sah, dass es zwei Asiaten waren, denen er seine Bruchlandung verdankte. Wahrscheinlich Freunde von Vinh, dachte er.

Doch einer der beiden stieß plötzlich Vinhs Frau zur Seite und zielte mit der Handkante auf Vinhs Nacken. Der andere schleppte einen schweren Gegenstand, einen großen Eimer, wie es schien, den er mithilfe seines Kumpans über Vinhs Stand auskippte. Eine zähe schwarze Flüssigkeit ergoss sich über Fritteuse und Glasvitrine. Mit dem leeren Eimer zerschmetterten die Kerle dann das, was von der Vitrine übriggeblieben war, und traten anschließend mit den Füßen auf Vinh und seine Frau ein, die am Boden kauerten.

Nach zwei, drei Schrecksekunden erinnerte sich Bruno an seine Verkleidung. Sein Kostüm war die perfekte Tarnung. Wer sähe im Weihnachtsmann eine Gefahr? Bruno warf sich zwischen die beiden, zog dem einen die Glocke über den Schädel und holte, als der zu Boden ging, mit der von Münzen beschwerten Sammelbüchse aus, um sie dem

anderen in den Nacken zu rammen, doch der drehte sich plötzlich um. Bruno erwischte ihn nur an der Schulter und wurde selbst von einem blitzschnellen Tritt in den Unterleib getroffen.

Das dicke Kostüm federte den Tritt ab. Sofort holte Bruno wieder mit der Glocke aus, doch schon war der junge Asiat zurückgewichen. Er hielt plötzlich ein hellbraunes Ding in Form und Größe eines Staffelstabes gepackt, in dem Bruno eine Blendschockgranate erkannte, die ohrenbetäubend laut detonierte und einen grellen Lichtblitz von sich gab, ansonsten aber harmlos war. Jetzt sollte sie wohl dazu dienen, das schwarze Öl oder was immer es auch war, das Vinhs Stand ruiniert hatte, in Brand zu setzen.

Bruno schleuderte ihm die Glocke ins Gesicht, raffte zwei lange Gürtel von Leopolds Stand und benutzte sie als Peitsche. Er zielte mit dem knallenden Leder auf die Augen des Asiaten und sprang zwischen ihn und das Öl, das inzwischen auf Vinh und seine Frau herabtropfte, die am Boden lagen. Doch plötzlich spürte er eine zerrende Hand am Knöchel. Es war der andere Kerl, der ihn zurückzuhalten versuchte. Bruno stampfte mit dem Fuß auf, schlug mit den Gürteln um sich und brüllte Verstärkung herbei. Er sah Leopold nicht, spürte ihn aber an seiner Seite. Die Hand am Knöchel löste sich, Bruno konnte sich wieder frei bewegen. Inzwischen hatte aber der andere Asiat die Gürtel mit einer Hand gepackt. Wenigstens konnte er nun nicht die Granate zünden.

Bruno ließ die Gürtel fallen und schnappte sich einen dicken Stoffballen in leuchtenden afrikanischen Farben von Leopolds Stand, den er wie einen Rammbock auf den Gegner zuwuchtete. Der wich in die kleine Gasse aus, die zur Rue Gambetta führte. Im Hintergrund sah Bruno ein Auto mit offenen Türen stehen. Am Steuer saß ein weiterer Asiat, der sich nach draußen lehnte und die beiden Angreifer zu sich rief. Der eine rannte los, schrie Worte, die Bruno nicht verstand, und sprang ins Auto.

Bruno kannte sich in seiner Stadt bestens aus. Die geparkten Lieferwagen der Händler, die die Seitenstraßen blockierten, ließen nur einen Fluchtweg zu. Er rannte die Rue de Paris hinunter und sah, dass Leopold den zu Fall gebrachten Kerl an den Haaren gepackt hielt. Vinh, über und über mit schwarzem Öl verschmiert, half seiner Frau auf die Beine. Brunos Transporter stand auf der Place de la Gendarmerie, gleich neben der Ausfahrt aus der Rue Gambetta. Um keine Zeit zu verschwenden, löste er die Handbremse und schob den Wagen nach vorn in die Straßenmündung. Das Fluchtauto schlängelte sich an den parkenden Lieferwagen vorbei, beschleunigte und fuhr auf ihn zu.

Bruno brachte sich mit einem Hechtsprung in Sicherheit, als das Auto in die Seite seines Transporters krachte, sodass Stoßstange und Radkasten eingedrückt wurden.

Bruno war wieder auf den Beinen, als die beiden Asiaten aus dem Auto sprangen. Der Fahrer wirbelte einen Stock durch die Luft, an dem eine kurze Kette hing. Er näherte sich mit wütenden Kreischlauten. Ohne ihn und den anderen aus den Augen zu lassen, wich Bruno zurück. Der Angreifer hob die Hand vor die Augen, als sein Partner einen Gegenstand in Brunos Richtung warf. Es krachte plötzlich, und Bruno sah sich von grellem Licht geblendet. Die Blendschockgranate war explodiert.

Bruno spürte kaltes Wasser und einen Schwamm im Gesicht, der sich auf seinen Nacken zubewegte. Sergeant Jules von der Gendarmerie hatte seine schlichten Erste-

Hilfe-Kenntnisse auf dem Rugbyfeld erworben, wo ein eiskalter Schwamm für ausreichend erachtet wurde, all jene Blessuren zu behandeln, die weniger schlimm waren als gebrochene Knochen. Bruno sah, dass der Sergeant die Lippen bewegte, und versuchte sich zu konzentrieren, konnte aber keinen klaren Gedanken fassen, so sehr brummte ihm der Schädel. Allmählich drang Jules' Stimme wie aus der Ferne zu ihm durch.

„Die Kerle haben deinen Transporter geklaut“, sagte Jules. Er hielt Brunos Weihnachtsmannmütze in der Hand. „Einer unserer Leute ist ihnen auf den Fersen, und Capitaine Duroc hat sie zur Fahndung ausgeschrieben. Wahrscheinlich haben wir sie geschnappt, bevor sie Perigueux erreichen. Wir sollten dich jetzt besser in die Klinik bringen.“

„Da war noch ein Dritter. Leopold hält ihn an seinem Stand in Schach“, sagte Bruno und schüttelte den Kopf, um die Sterne zu vertreiben, die über seine Netzhaut tanzten. Vorsichtig stand er auf. Jules reichte ihm seinen Arm zur Unterstützung. Und plötzlich blitzte es wieder, als Philipp Delaron, der einen Fotoladen betrieb und Bilder für die *Sud-Ouest* machte, mit seiner Kamera einen durchnässten, verdreckten und übel zugerichteten Weihnachtsmann am Arm eines fürsorglichen Polizisten einfing.

„Wenn du dieses Foto weitergibst, wirst du nie mehr eine Geschichte aus mir herausbekommen“, knurrte Jules. „Und jedes Mal, wenn du in dein Auto steigst, wirst du ins Röhrchen pusten müssen.“

Er forderte Delaron auf, Fotos von dem schrottreifen Fluchtauto und all den Außenspiegeln zu machen, die es von den parkenden Autos in der engen Straße abgerissen hatte. Dann half er Bruno zurück auf den Markt. Vinh und seine Frau waren nirgends zu sehen. Leopold aber hatte den Gefangenen immer noch in der Mangel und hielt ihm ein Taschenmesser an die Kehle gedrückt, während sich die dicke Jeanne ihm auf den Brustkorb hockte.

„Das kleine Miststück wird uns nicht noch einmal belästigen“, sagte Leopold und klapste dem jungen Mann fast spielerisch auf beide Backen. „Übrigens, deine Sammelbüchse ist in Sicherheit, Bruno“, fügte er hinzu und zeigte auf seinen Stand.

„Vinh wollte seine Frau ins medizinische Versorgungszentrum bringen“, sagte Jeanne, als sich Jules bückte, um dem jungen Asiaten Handschellen anzulegen. Der hatte die Augen fest zugeedrückt, sein Gesicht war blutverschmiert. Bruno durchsuchte ihm die Taschen nach Ausweispapieren, fand aber nur dreihundert Euro in neuen 20-Euro-Scheinen, ein billiges Handy sowie einen Papierschnipsel, auf dem eine Telefonnummer stand, die mit den Zahlen 0553 anfang.

„Alles Weitere können wir in der Gendarmerie klären“, sagte Bruno. Jules versuchte, den jungen Mann auf die Beine zu hieven, doch der ließ sich wieder fallen und kroch, offenbar aus Angst vor Leopold, hinter Jules in Deckung. „Wir werden jemanden von der Kriminaltechnik kommen lassen, damit er einen Blick auf das Handy wirft. Außerdem muss festgestellt werden, woher die Blendgranate kommt, falls noch irgendetwas davon übriggeblieben ist. Das heißt, wir werden die *Police Nationale* aus Perigueux einschalten müssen.“

„Sieht so aus, als brauchte der Junge einen Krankenwagen“, sagte Jeanne, doch die übrigen Händler, die sich um sie geschart hatten, schienen anderer Meinung zu sein.

Melanie vom Käsestand versetzte dem Gefangenen mit ihren schweren Winterstiefeln einen Tritt in die Rippen. Bruno versuchte, die Gaffer zurückzudrängen. Zwei weitere Gendarmen trafen ein.

„Scheiß auf den Krankenwagen“, sagte Jules. „Ich stecke den Dreckskerl in die Zelle. Wir können dann immer noch einen Arzt rufen.“

„Wusstest du, dass Vinh letzten Samstag Ärger in Sarlat hatte?“, fragte Leopold. „Gleiche Sache - ein paar junge Chinesen, die seinen Platz für sich haben wollten. Nach einem lautstarken Wortwechsel wurden sie handgreiflich. Aber die anderen Händler haben sich auf Vinhs Seite geschlagen, worauf die Chinesen abgehauen sind.“

Bruno bedankte sich bei dem großen Senegalesen und schüttelte ihm die Hand. „Ohne dich wäre die Sache nicht so glimpflich abgelaufen. Lass uns wissen, wie teuer dieser Stoffballen ist.“ Der lag völlig ruiniert in einer Öllache. „Die Verwaltung wird dich dafür entschädigen.“

Leopold zog einen kleinen Handwagen unter seinem Stand hervor, mit dem er seinen Transporter be- und entlud, und machte sich mit Sergeant Jules daran, den Gefangenen über die Rue de Paris in Richtung Gendarmerie zu bugsieren.

Bruno bückte sich, tauchte kurz einen Finger in das dunkle Öl und schnupperte daran. Es roch wie Heizöl, aber um sicherzugehen, wollte er eine Probe davon untersuchen lassen. Zu Jeanne sagte er: „Würdest du bitte Michel von den Stadtwerken anrufen und ihn bitten, die Schweinerei wegmachen zu lassen. Und er soll den Eimer für das Polizeilabor aufheben. Danke, Jeanne.“

Bruno holte sein Handy hervor, wählte die Nummer der Polizeizentrale in Perigueux und meldete den Überfall, Sprengstoffgebrauch sowie den Diebstahl seines Transporters. Außerdem forderte er Unterstützung und ein Team der Kriminaltechnik an. Das Wort „Sprengstoff gebrauch“ würde die Kollegen aufmerksam machen lassen und sofort ihren Chef auf den Plan rufen.

Chapter 6

Als Bruno die Gendarmerie erreichte, war sein Fahrzeug gerade am Stadtrand gefunden worden - gegen einen Laternenmast gleich neben der Tankstelle von Lespinasse gefahren. Zwei Asiaten waren ausgestiegen und in einen fast neuen silbernen Renault gesprungen, der vor der Zapfsäule stand. Der Besitzer hatte den Tankdeckel noch in der Hand gehalten, als die beiden vor seinen Augen davongerauscht waren. Das Kennzeichen war inzwischen an alle Polizeidienststellen durchgegeben worden, aber es gab nicht gerade wenige silberne Renaults auf Frankreichs Straßen.

Der junge Asiat hatte bislang kein Wort von sich gegeben. Er saß schweigend im Verhörraum, den Kopf gesenkt, die Hände auf den Knien, und weigerte sich, auf Fragen zu antworten. Er reagierte auch nicht, als man ihm ein Glas Wasser anbot. Wie sich herausstellte, gehörte die Telefonnummer, die er bei sich gehabt hatte, einer Anwaltskanzlei in Perigueux. Dort schien man vom Anruf der Polizei nicht besonders überrascht zu sein. Man versprach, einen Anwalt zu schicken; er würde innerhalb einer Stunde zur Stelle sein, begleitet von einem chinesischen Dolmetscher.

„Jetzt kennen wir wenigstens seine Nationalität“, meinte Capitaine Duroc. „Ich habe versucht, die in letzter Zeit gewählten Nummern auf dem Handy anzurufen, aber alles, was ich zu hören bekam, war ein unverständliches Kauderwelsch. Wir haben France Telecom aufgefordert, die Teilnehmer ausfindig zu machen.“

„Hat ein Arzt nach ihm gesehen?“, fragte Bruno und versuchte, seinen Ärger über Durocs Vorgehensweise zu unterdrücken. Es wäre sinnvoller gewesen, zuerst die Teilnehmernamen zu ermitteln und erst dann unter den Nummern anzurufen, die in letzter Zeit besonders häufig gewählt worden waren. Nach Durocs voreiligen Anrufen würden jetzt womöglich Handys weggeworfen und Nummern geändert werden.

„Wieso?“, sagte Duroc.

„Womöglich hat er eine Gehirnerschütterung“, antwortete Bruno. „Die Vorschriften verlangen, dass er von einem Arzt untersucht wird. Sein Anwalt macht bestimmt Theater, wenn wir nicht dafür sorgen.“ Er nahm sein Handy aus der Tasche, rief Kati in der Aufnahme des medizinischen Versorgungszentrums an und bat sie, so schnell wie möglich einen Arzt zu schicken. „Bei der Gelegenheit sehen wir ihn ausgezogen. Vielleicht hat er besondere Merkmale oder Tätowierungen“, fügte er hinzu.

Duroc ging nach unten in die Schaltzentrale, um die Suche nach dem gestohlenen Auto zu beaufsichtigen. Franchise, die einzige Frau im kleinen Team des Gendarmen, kam herein und wedelte selbstzufrieden mit einem Plastikbeutel, gefüllt mit Beweismaterial - Bruchstücke verkohlten Kunststoffs und ein paar Papierfetzen.

„Das ist von der Blendgranate übriggeblieben“, erklärte sie. „Es sind noch einige Nummern und sonstige Zeichen darauf zu finden, die bei der Identifizierung helfen können.“

Brunos Handy klingelte. Auf dem Display zeigte sich ein vertrauter Name. „Sprengstoffgebrauch, was soll das heißen?“, fragte Jean-Jacques, der leitende Kriminalbeamte der *Police Nationale* in Perigueux. Bruno zählte ihn, wenn auch ein wenig zurückhaltend, zu seinen Freunden. Ihre Interessen deckten sich meistens. Allerdings war Brunos Vorgesetzter der Bürgermeister, während Jean-Jacques dem Präfekten des Departements Dordogne und somit dem französischen Innenministerium unterstellt war.

„Der Sprengstoff war eine Blendschockgranate, die von einem jungen Asiaten geworfen wurde, der mit zwei Komplizen einen Marktstand überfallen hat. Zwei von ihnen konnten in einem gestohlenen Auto entkommen. Wir untersuchen gerade das Ding oder vielmehr das, was von ihm übriggeblieben ist. Sieht aus wie eine dieser Knallblitzkeulen, die wir in der Armee hatten, scheint aber ausländischer Herkunft zu sein. Einen der Angreifer konnten wir in Gewahrsam nehmen. Er hatte ein Handy bei sich und die Telefonnummer eines Rechtsanwalts aus Perigueux.“

„Wer ist das?“

„Poincevin. Kennen Sie ihn?“

„Besser, als mir lieb ist. Er verteidigt in Strafsachen, und es scheint ihm ziemlich egal zu sein, wen er vertritt, meist halbseidene Typen und zwielichtige Ratsmitglieder. Dass er auch Asiaten vertritt, ist mir neu. Ich werde ein paar Telefonate führen und einen Kriminaltechniker kommen lassen, der die Granate und das Handy untersucht. Behalten Sie den Mann weiter in Gewahrsam, bis ich einen Dolmetscher aufgetrieben habe. Wann

kann ich mit Ihrem Bericht rechnen?“

„Heute Abend. Ich werde mich knapp fassen.“

„Bevor Sie auflegen, lesen Sie mir doch bitte die Nummern der Anrufliste dieses Handys vor. In Paris gibt es eine spezielle Abteilung, die sich mit asiatischen Verbrecherorganisationen befasst. Unser alter Freund, der Brigadier, mischt da mit. Ich bin gespannt, ob die eine oder andere Nummer sein Interesse weckt.“

„Die meisten haben eine Pariser Vorwahl“, sagte Bruno und diktierte. „Gibt es noch irgendwelche Hinweise in diesem Fall, die Sie mir geben könnten?“

„Wir haben einen Tipp von einem Informanten aus Paris bekommen. Das größte chinesische Restaurant in Perigueux, dem ein Supermarkt angeschlossen ist, wurde vor kurzem unfreundlich übernommen. Der Inhaber hatte sich Geld bei Pariser Kredithaien geliehen, die ihn tüchtig ausgenommen haben. Das Gleiche ist vor wenigen Monaten mit einem chinesischen Supermarkt in Bordeaux passiert. Die Pariser Polizei geht von organisiertem Verbrechen aus und glaubt, dass chinesische Triaden in Frankreich Fuß zu fassen versuchen. Ich werde Sie auf dem Laufenden halten.“

Als Bruno aufgelegt hatte, kam Fabiola mit ihrem Notfallkoffer. „Wo ist der Festgenommene?“

„Schauen Sie sich lieber Bruno an“, sagte Jules. „Er ist mit einer Blendgranate angegriffen worden und war gut eine Minute bewusstlos. Unser Häftling ist nur ein bisschen angeschlagen.“

„Mir geht's gut“, protestierte Bruno, doch Fabiola drehte ihn zum Fenster und lupfte seine Augenlider an, um sich die Pupillen anzusehen. Mit einer kleinen Taschenlampe leuchtete sie ihm in die Augen.

„Kein Nasenbluten?“, fragte sie und richtete den Lichtstrahl auf seine Ohren.

„Nein. Jules hat mich an Ort und Stelle mit einem kalten Schwamm verarztet, wie beim Rugby. Von leichten Kopfschmerzen abgesehen, bin ich in Ordnung. Außerdem habe ich noch einiges zu tun.“

„Ich möchte Sie noch vor Mittag in der Klinik sehen und dann noch einmal untersuchen. Außerdem sollten Sie sich den Nachmittag freinehmen. Wenn nicht, lasse ich Sie von einem Krankenwagen abholen oder ins Krankenhaus bringen, wo Sie über Nacht zur Beobachtung bleiben.“

Bruno wusste, dass es keinen Sinn hatte, sich mit Fabiola anzulegen, und willigte brummelnd ein. Sie riet ihm, ein Aspirin gegen die Kopfschmerzen zu nehmen, und ging mit Sergeant Jules die Treppe hinunter, um nach dem Asiaten zu sehen. Bruno rief die Tankstelle an und erkundigte sich nach seinem Transporter. Der war nagelneu gewesen, als er seine Stelle angetreten hatte, was aber nun schon zehn Jahre und 400 000 gefahrene Kilometer plus Austauschmotor zurücklag.

„Sieht so aus, als wären sie mit der Bremse nicht zurechtgekommen“, sagte Jean-Louis Lespinasse, der Kfz-Meister, dessen große Leidenschaft darin bestand, alte Citroens wie den des Barons wieder fahrtüchtig zu machen. Nicht weniger engagiert kümmerte er sich um Brunos Transporter, dessen Bremsanlage immer wieder muckte. Bruno hatte sich darauf eingestellt. Schnelles Herunterschalten, Stotterbremse und Stoßgebete sorgten in der Regel dafür, dass der Wagen rechtzeitig zum Halten kam.

„Ich schätze, sie sind gezielt vor den Laternenmast gefahren, um die Karre zu stoppen“, fuhr Lespinasse fort. „Der Rahmen ist völlig verzogen. Totalschaden, würde ich sagen. Edouard wird ein paar Fotos machen und an deine Versicherung schicken. Was soll ich dem Kunden sagen, dem das Auto geklaut wurde?“

„Sag ihm, dass nach seinem Wagen gefahndet wird. Ich werde ihm so schnell wie möglich das Aktenzeichen unseres Protokolls durchgeben, aber er soll auf jeden Fall schon einmal seine Versicherung informieren.“

Fabiola und Jules kamen die Treppe herauf, als sich die Eingangstür zur Gendarmerie öffnete. Ein Mann mittleren Alters steuerte mit selbstgefälliger Miene auf den Schalter zu.

„Mein Name ist Poincevin“, sagte er. „Ich bin hier, um einen Mandanten aufzusuchen, den Sie in Gewahrsam genommen haben.“

„Und ich bin der Beamte, der ihn festgenommen hat“, entgegnete Bruno. „Einen Moment, bitte.“ Er wandte sich an Fabiola. „Alles in Ordnung?“

„Er ist in besserer Verfassung als Sie“, antwortete die Ärztin. „Noch was anderes: Ich dachte, der Vietnamese hätte seine Frau in die Klinik gebracht. Sie sind aber dort nicht aufgetaucht.“

„Ich werde mich sofort erkundigen“, sagte Bruno. „Danke, *Mademoiselle le medecin*.“ Die formelle Anrede war ein kleiner Scherz zwischen ihnen. Er drehte sich wieder Poincevin zu, der es offenbar überhaupt nicht schätzte, warten zu müssen.

„Vielleicht haben Sie mich nicht richtig verstanden“, sagte der Anwalt kühl. „Ich bin hier, um mit meinem Mandanten zu sprechen.“

„Wir werden Anklage gegen ihn erheben, und zwar wegen grober Sachbeschädigung, Tötlichkeit in drei Fällen - unter anderem zum Schaden eines Polizisten - und wegen Fluchtversuchs“, zählte Bruno auf. „Bislang hat er weder seinen Namen genannt noch irgendeine Aussage gemacht. Ausweisen kann er sich auch nicht. Wenn der Festgenommene Ihr Mandant ist, können Sie uns hoffentlich weiterhelfen.“

„Ich will ihn sofort sehen“, verlangte Poincevin. Die Aufzählung der Anklagepunkte schien ihn nicht sonderlich zu interessieren. „Außerdem möchte ich den verantwortlichen Gendarmen dieser Wache sprechen. Ich bin es nicht gewohnt, mit Dorfpolizisten zu verhandeln“, sagte er und ließ deutlich erkennen, was er von denen hielt.

„Jetzt aber mal halblang...“, blaffte Jules. Bruno hob beschwichtigend die Hand.

„Von welchem Mandanten ist eigentlich die Rede, Monsieur Poincevin?“

Jules lehnte sich gegen den Türrahmen und grinste. Es amüsierte ihn jedes Mal, wenn Bruno jemanden mit Monsieur anredete und einen Ton eisiger Höflichkeit anschluss.

„Was soll die Frage?“, schnappte Poincevin. „Von dem, der in der Zelle sitzt, von wem sonst?“

„Wie lautet der Name Ihres Mandanten, Monsieur?“

„Ich weiß nur, dass er aus China kommt.“

„Sprechen Sie chinesisch?“

„Leider nein, aber draußen im Wagen wartet ein Dolmetscher, einer meiner Mitarbeiter.“

„Und kennt vielleicht der Dolmetscher den Namen Ihres Mandanten, Monsieur?“

„Lassen Sie uns zu ihm vor, und er wird erfahren, wie er heißt.“

„Habe ich recht verstanden, Monsieur, dass Sie einen Mann vertreten, von dem Sie nicht

einmal den Namen kennen?“

„Mein Büro wurde vor gut zwei Stunden von dieser Gendarmerie telefonisch benachrichtigt, dass ein junger Chinese verhaftet wurde, der die Nummer meiner Kanzlei bei sich trug. Deshalb ist er mein Mandant.“

„Da irren Sie sich, Monsieur“, entgegnete Bruno. „Als Sie angerufen wurden, wusste noch niemand von uns, ob er Chinese oder Eskimo ist. Wir haben Ihrer Kanzlei lediglich mitgeteilt, dass ein junger Mann von asiatischem Aussehen von uns festgenommen wurde und im Besitz Ihrer Telefonnummer ist. Aber jetzt erzählen Sie uns, er sei Chinese. Damit wären wir einen Schritt weiter. Wenn es nun tatsächlich Ihr Mandant ist, werden Sie seinen Namen kennen oder Ausweise seiner Identität vorlegen können. Wenn er nicht die französische Staatsbürgerschaft besitzt, haben Sie vermutlich seinen Reisepass oder seine Aufenthaltsgenehmigung. Anderenfalls werden wir ein Verfahren gegen Sie einleiten müssen - wegen Verstoßes gegen Einwanderungsbestimmungen. „

Fabiola schmunzelte. Sie hatte dem Wortwechsel von der Tür aus zugehört. Jules zwinkerte ihr zu, setzte aber sofort wieder eine ernste Miene auf, als sich Poincevin hilfeschend im Raum umschaute.

„Das ist lächerlich“, sagte er. Seine lange Nase sah weiß und verfroren aus, während über den Wangenknochen zwei rote Flecken aufblühten.

„*Chef depolice Courreges*, das wäre die korrekte Anrede, Monsieur“, sagte Jules. „Ich bin hier der Sergeant vom Dienst, und als Anwalt müssten Sie eigentlich wissen, dass Sie einen Inhaftierten erst dann aufsuchen dürfen, wenn Sie eine Vollmacht vorlegen können. Ich habe noch nie von einem Anwalt gehört, der nicht in der Lage gewesen wäre, seinen Mandanten zu identifizieren. Dürfte ich bitte Ihre Ausweispapiere sehen?“

Die Lippen fest aufeinandergepresst, zog Poincevin eine Briefftasche hervor und händigte seinen Personalausweis aus. Jules nahm ihn entgegen und setzte sich damit an den Schreibtisch, um die Personalien aufzunehmen.

„*Merci*“, sagte er. „Und wen möchten Sie nun sehen?“

„Einen Moment.“ Der Anwalt holte ein Handy und ein Notizbuch aus der Aktentasche, jonglierte eine Weile damit herum und legte das Notizbuch schließlich auf den Schalter, um eine Nummer in sein Handy eingeben zu können. Als endlich eine Verbindung hergestellt war, quetschte er sich an Fabiola vorbei und ging nach draußen, um keine Mithörer zu haben. Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, prustete Fabiola los vor Lachen.

„Hast du sie, Jules?“, fragte Bruno. Ihm war aufgefallen, dass der Sergeant dem Anwalt über die Schulter gesehen und die gewählte Nummer heimlich in seinen Handteller gekritzelt hatte. Jules nickte und hob die Hand. Es war eine französische Handynummer. Bruno legte sie im Speicher seines Handys ab, rief gleich darauf Jean-Jacques an und bat ihn, die Nummer an seine Pariser Kontakte weiterzugeben. Fabiola verdrehte die Augen und ging.

Poincevin kehrte zurück und ließ sein Handy in einer eleganten Tasche am Hosenbund verschwinden. Er wurde begleitet von einem jungen Chinesen in schwarzem Anzug, weißem Hemd und mit dunkler Krawatte. Der Anwalt hatte sich nach dem geheimnisvollen Telefonat anscheinend wieder gefasst und gab scheinbar beiläufig und mit ungerührter

Miene Auskunft: Yiren Guo, so der Name seines Mandanten, war zweiundzwanzig Jahre alt, chinesischer Staatsbürger und Student, der Frankreich als Tourist besuchte. Poincevin las aus seinem Notizbuch eine Reisepassnummer vor. Jules notierte alles und führte die Herren die Treppe hinunter in den Vernehmungsraum.

Für die Fahrt zum Treffpunkt, den sie mit Hercule verabredet hatten, nahmen sie den Geländewagen des Barons. Es gab nur wenige Autos, für die sich Bruno begeistern konnte, aber dieser alte Jeep aus Restbeständen der französischen Armee gehörte dazu. Er trug immer noch die Aufschrift des Chasseurs-Regiments, in dem der Baron gedient hatte, und war auch sonst in seinem Originalzustand erhalten geblieben. Über der Heckstoßstange hing nach wie vor der Benzinkanister, und das Abschleppseil steckte seit eh und je in dem runden Leinensack. Während seiner Militärzeit hatte Bruno viel Zeit in solchen Jeeps zugebracht, und sein Sinn für Nostalgie war fast ebenso stark wie der Allradantrieb, der jedes Gelände bewältigte, wenn es denn nicht gerade senkrecht bergauf ging. Aber selbst solche Hindernisse ließen sich mit der Winde bezwingen. Dabei war das Fahrzeug, verglichen mit den heutigen computerisierten Technikwundern, recht simpel konstruiert. Mit einem Werkzeugkasten, ein wenig Fingerfertigkeit und viel Geduld, das wusste Bruno, würde er so ziemlich alles reparieren können, was an einem Jeep kaputtgehen mochte. Der Jeep fuhr zwar nicht gerade schnell, lag auch nicht gut in den Kurven und bot überhaupt keinen Wetterschutz, war aber im Wald, für die Überquerung steiniger Flussfurten und auf den steilen Hängen des Perigord das perfekte Fahrzeug.

Für die Strecke, die sie nun zurückzulegen hatten, waren die speziellen Vorzüge eines Jeeps allerdings nicht nötig. Das für den Jagdverein von Hercule reservierte Waldgebiet - ein langgezogener Bergrücken und die Täler zu beiden Seiten - war problemlos zu erreichen, nämlich von der Straße aus, die über Sainte Alvere zur mittelalterlichen Abteikirche von Paunat führte. Auf einer sanft ansteigenden Schotterpiste fuhren sie noch einen Kilometer weiter, bis diese vor der letzten Kehre in einen Forstweg überging, der auf eine versteckte Lichtung zulief. Dort parkte Hercules betagter Landrover.

Ein schmaler Pfad führte durch den Wald zur kleinen Holzhütte, „der Hochsitz“ genannt. Wie die meisten Einsiedeleien, die von den Jägern der Region genutzt wurden, fungierte sie als Vereinslokal, ausgestattet mit einem langen Tisch, wackeligen Bänken, gusseisernem Ofen und Grillplatz. In einem verschließbaren Schrank befanden sich Blechteller, Emaillebecher und eine Schaufel, die als Bratpfanne diente. Der in der Nähe vorbeifließende Bach sorgte für Trinkwasser. Im Laufe der Jahre war ein kleiner Damm angelegt worden. Davor staute sich der Bach zu einem Tümpel, in dem zwei bis drei müde Jäger Platz fanden, um sich unter einem winzigen Wasserfall zu erfrischen. Unterhalb des Damms befand sich eine Stelle, wo gespült und das erlegte Wild ausgeweidet wurde. Die mitgebrachten Hunde stellten sicher, dass kaum etwas übrigblieb von dem, was sonst hätte vergraben werden müssen.

Bruno, der Baron und Hercule hatten es sich zur Regel gemacht, den Gästen ein *cassecroûte* zu servieren, eine kleine Jägermahlzeit als zweites Frühstück, das auch diesmal recht großzügig ausfallen sollte. Im Rucksack des Barons steckten zwei Dosen seiner selbstgemachten Entenpastete, drei Steaks und Apfel aus seinem Obstgarten. Sein Flachmann war mit Cognac gefüllt. Bruno steuerte zwei Flaschen Lalande-de-Pomerol bei, jenen Wein, den er wie in jedem Jahr mit dem Baron im Fass gekauft und an einem feucht-fröhlichen Nachmittag auf Flaschen gezogen hatte. Außerdem hatte er ein halbes

Dutzend frische, hartgekochte Eier dabei, zwei frische Baguettes und einen halben *tomme d'Audrix*, den von seinem Freund Stephane hergestellten Käse.

Kaum war der Jeep zum Stehen gekommen, sprangen die beiden Hunde nach draußen und nahmen Hercules Fährte auf. Bruno und der Baron schulterten ihre Rucksäcke, nahmen ihre Flinten und folgten. Die des Barons war ein Erbstück seines Vaters und stammte aus der altehrwürdigen englischen Waffenschmiede Purdey & Sons; ihr Wert lag weit über Brunos Jahreseinkommen. Bruno selbst hatte eine von Manufrance geschmiedete Doppelflinte mit Walnussholzschäft. Sie war aus zweiter Hand, hatte ihn aber dennoch einen ganzen Monatslohn gekostet. Für die Jagd auf Schnepfen, die, äußerst scheu und gut getarnt, manchmal erst unmittelbar vor den Füßen des Jägers aufflatterten, hatten sie sich mit feinem Schrot, sogenanntem Vogeldunst, eingedeckt. Falls sie auf Wildschweine trafen, waren sie auch mit Mantelgeschossen munitioniert. Sie hatten beide die Prüfungen und Sicherheitskurse absolviert, die die *Federation de la Chane* zur Voraussetzung für eine Jagderlaubnis machte.

Deshalb trugen sie ihre Flinten vorschriftsgemäß mit aufgeklapptem Kipplauf in der Armbeuge, als sie den Hunden auf dem Pfad zum Hochsitz folgten.

„Seltsam“, sagte der Baron und blieb stehen. „Hör dir die Hunde an.“

Ein gut trainierter Jagdhund ist still, bis ihm sein Herrchen gestattet, Laut zu geben. Gigi und General, Brunos Hund und der des Barons, waren bestens ausgebildet, und doch ließen sie ein merkwürdiges Winseln hören.

Irgendetwas stimmte da nicht. Vorsichtig schlich der Baron voran. Bruno scherte unwillkürlich zur Seite aus. Bald sahen sie ihre Hunde vor sich auf dem Pfad. Gigi und General hatten Hinterteil und Schwanz abgesenkt und wichen zögernd zurück. Während sich ihnen der Baron langsam auf direktem Weg näherte, schlug Bruno einen Bogen durch den Wald, schaute sich aufmerksam um und steckte leise Patronen in beide Läufe. Die Hunde winselten nicht mehr. Man hörte jetzt nur noch das Plätschern des Baches im Hintergrund. Nichts rührte sich außer einem kleinen Lüftchen, das Bruno einen Duft entgegentrug, der ihn stutzig machte. Er hatte dem Baron den Rücken zugekehrt und schnupperte: frisches Blut.

Als erfahrener Jäger wusste er sich vor schnellen Bewegungen zu hüten. Er wandte die Augen zur Seite und ließ dann langsam den Kopf folgen. Es war nichts zu sehen. Dennoch verharrte er auf der Stelle. Der Baron, der sich als Algerienveteran ebenso gut auf den Kampf wie auf die Jagd verstand, würde ihn rechtzeitig warnen. Darauf war Verlass.

Bruno sah nicht, hörte aber, wie General, anscheinend von einem Handzeichen des Barons dazu aufgefordert, durchs Unterholz und um den Rand der Lichtung herumstürmte, um auf der anderen Seite wieder aufzutauchen, wie er es immer tat, wenn er Schnepfen aufscheuchen sollte. Gigi dagegen war auf Bruno zugekommen und wartete auf sein Kommando. Die Flinte fest an den Schenkel gedrückt, ging Bruno in die Hocke und schickte Gigi in entgegengesetzter Richtung um die Lichtung. Lauschend wartete er darauf, dass sich der Baron wieder in Bewegung setzte.

Dann hörte er ein leises, fast nur gehauchtes „*Merde, merde!*“. Der Baron ließ jetzt den Kipplaufverschluss einrasten und stammelte, diesmal lauter: „*Ab mon Dieu*. Mein Gott.

Non.“

Bruno rührte sich noch immer nicht vom Fleck, war aber aufs äußerste angespannt, alarmiert vom Entsetzen in der Stimme des Barons.

Dann rief ihn der Baron, worauf sich Bruno endlich umdrehte und auf die Lichtung zustrebte. Dort sah er seinen Freund vor Hercule stehen. Der hing scheinbar frei in der Luft, den Hals weit nach vorn gereckt wie bei einem Wasserspeier an der Traufe einer gotischen Kathedrale. Gleich daneben schwebte sein Hund, aufgehängt an den Hinterläufen und wohl der letzte Anblick Hercules, ehe dessen Tod eintrat.

Er hing an seinen im Rücken gefesselten Händen von einem Ast herab. Die Schultergelenke schienen ausgekugelt zu sein. Der verrenkte Hals zeugte noch von den Qualen, die er in dieser grauenvollen Haltung hatte ertragen müssen, konnte aber das Blut nicht erklären, das sein Hemd durchtränkt hatte und unter ihm am Boden zusammengelaufen war, und auch nicht die entstellte untere Gesichtshälfte.

„O Gott, seine Zunge“, flüsterte der Baron. Durch den aufgeschlitzten Hals gezogen, hing sie vor Hercules Brust.

„Nichts anfassen!“, sagte Bruno und zog sein Handy aus der Tasche. So tief im Wald gab es keinen Empfang. Er konnte Hercule nicht berühren, ohne in die Blutlache zu treten, die noch nicht getrocknet war. Am Rand hatte sich im Zuge der Retraktion des Blutserums bereits eine dünne gelbe Schicht abgesetzt. Sein Tod schien vor mindestens dreißig Minuten eingetreten zu sein, vielleicht vor einer oder zwei Stunden. Mit Brunos forensischen Kenntnissen, die er vor Jahren erworben hatte, war es nicht mehr weit her.

Bruno warf einen Blick in die Hütte und sah Hercules Flinte mit offenem Verschluss neben einem Beil und einer Handvoll Kienspäne auf dem Tisch liegen. Seine Jacke hing über einer Stuhllehne. Anscheinend war der Alte beim Holzhacken überrascht worden. Bruno trat ein und klopfte die Jackentaschen ab. Darin steckten noch die Brieftasche und die Schlüssel für den Landrover. Bruno wickelte ein Taschentuch um die Hand, zog den Schlüsselbund hervor und steckte ihn ein.

Da war noch etwas. Er zog mit dem Finger den Taschenrand nach außen und entdeckte einen Gegenstand, der in Zeitungspapier eingewickelt war und einen verräterischen Duft verströmte. Hervor kamen zwei prächtige schwarze Wintertrüffeln - *tuber melanosporum*, zusammen gut ein halbes Kilo schwer und so frisch, dass Hercule sie noch am Morgen geerntet haben musste, vielleicht kurz bevor er sich darangemacht hatte, für den *cassecroûte* Feuer zu machen. Es wäre wohl nicht im Sinne Hercules gewesen, wenn sich jemand anderes als seine Freunde die Trüffeln schmecken ließen. Also nahm Bruno sie an sich, zeigte sie dem Baron und steckte sie in seine Tasche.

„Bleib hier, und pass auf, dass die Hunde nicht an das Blut gehen. Ich laufe jetzt los und rufe an“, sagte er zum Baron. „Und halt die Augen auf. Ich bin so schnell wie möglich wieder zurück und pfeife, wenn ich den Pfad heraufkomme, damit du weißt, dass ich es bin.“

Der Baron warf ihm die Schlüssel für den Jeep zu, ging in die Hütte und hockte sich vor dem Ofen auf den Boden.

„Da kommt einiges auf uns zu“, sagte er.

„Wie meinst du das?“

„Hercule war ein *barbouze*, und zwar ein hochrangiger. In den zuständigen Ministerien werden die Telefone Sturm läuten, denn er war bestimmt im Besitz von Geheimmaterial, das, wenn es in die falschen Hände gerät, die Republik ins Wanken bringen kann.“

„Davon hast du mir nie etwas gesagt.“

„Das war auch nicht nötig - bis jetzt.“ Der Baron deutete mit einer Kopfbewegung nach draußen auf den hängenden Leichnam. „So etwas habe ich seit dem Algerienkrieg nicht mehr gesehen. Da wollte sich jemand eindeutig rächen.“

„So wird nicht nur in Algerien hingerichtet“, entgegnete Bruno. „In Südamerika spricht man von einer kolumbianischen Krawatte. In Sarajevo habe ich damals immer wieder Leichen so zugerichtet gesehen, bosnische Muslime, denen man Verrat vorgeworfen hatte. So werden Verräter gefoltert.“

„Darüber solltest du sie aufklären“, sagte der Baron.

„Wen? Die Armee?“ Hatte Hercule für das *Deuxieme Bureau*, also für den Auslandsnachrichtendienst, oder den sdece, den Dienst zur Auslandsdokumentation und Gegenspionage, gearbeitet? Bruno schwirrte der Kopf, als er an all die Geheimdienste dachte, die seit Jahrzehnten ihr Schattendasein führten und verdeckt ermittelten, um Frankreichs Sicherheit zu schützen. „Ich kenne jemanden bei den *Renseignements Generaux*, mehr aber auch nicht.“

„Dann ruf diesen Jemand an, und sag ihm, dass Hercule ein *barbouze* war, in Indochina, Algerien und bei der oas. Er wird dann wissen, was zu tun ist.“

Bruno machte sich auf den Weg. Er mied den Pfad, weil sich dort womöglich Spuren finden ließen, und behielt die Umgebung aufmerksam im Blick. Bevor er die Lichtung erreichte, auf der der Jeep und der Landrover parkten, verlangsamte er seinen Schritt und wich zur Seite aus, um sich den Fahrzeugen von der anderen Seite zu nähern. Hercules Wagen war abgeschlossen, nichts deutete darauf hin, dass sich jemand daran zu schaffen gemacht hatte. Brunos Handy zeigte immer noch kein Netzsignal. Ehe er in den Jeep stieg, suchte er nach fremden Reifenabdrücken auf dem Waldweg, der zur Straße zurückführte, und markierte zwei mögliche Spuren mit großen Steinen und über Kreuz gelegten Zweigen. Dann fuhr er nach Paunat zurück und schaute immer wieder auf das Handydisplay.

Kaum zeigte sich der erste Diagrammbalken, wählte er die Nummer von Jean-Jacques, brach die Verbindung aber sogleich wieder ab, weil es ihm ratsam erschien, den Vorschriften zu entsprechen. Also rief er zuerst den Rettungsdienst an, den samu, und erklärte, dass er an der Kreuzung vor Paunat warten würde. Dann wählte er eine Nummer in Paris, die ihm kürzlich bei einer anderen Ermittlung gegeben worden war, nannte seinen Namen und verlangte, mit dem Brigadier zu sprechen. Offenbar war Brunos Name bei den *Renseignements Generaux* bekannt, denn wenig später hatte er den Brigadier in der Leitung.

„Wie lebt es sich im Perigord, Bruno?“

„Bisweilen gefährlich“, antwortete Bruno. „Ich muss einen Mord melden. Ein Mann wurde übel zugerichtet und hängt an einem Baum im Wald, ein Mann, der zu Ihrem Verein gehörte. Er war als Geheimagent in Indochina, Algerien und für die oas tätig, wie ich von einem seiner alten Freunde erfahren habe.“

„Sein Name?“

„Hercule Vendrot. Er wurde mit dem *Croix de Guerre* ausgezeichnet und war Mitglied der *Legion d'Honneur*.“

„Um Himmels willen, Bruno ...! Hercule ist eine Legende. Sie sagten, er wurde übel zugerichtet?“

„Ja. Seine Hände sind auf dem Rücken gefesselt und er ist daran aufgehängt worden. Man hat ihm die Kehle aufgeschnitten und die Zunge herausgezogen.“

„Verdammt. Jemand hält ihn für einen Informanten. Was hat er in letzter Zeit getrieben? Woher kannten Sie ihn?“

„Er lebte im Ruhestand, solange ich ihn kenne, hat nach Trüffeln gesucht und sich in letzter Zeit Sorgen gemacht wegen irgendwelcher fauler Machenschaften auf dem Trüffelmarkt in Sainte Alvere, wo er zu Hause war. Er und ich sind häufig zusammen jagen gegangen, und heute waren wir im Wald verabredet.“

„Haben Sie sonst schon jemanden informiert?“

„Ja, ich habe den samu alarmiert, so will es die Vorschrift, und der informiert automatisch die Gendarmerie und die *Police Nationale*, wenn er einen Rettungswagen losschickt. Gleich werde ich unseren gemeinsamen Freund Jean-Jacques anrufen und an der Kreuzung warten, um die Leute von der samu in den Wald zu führen. Allein würden sie die Stelle nicht finden.“

„Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten, Bruno. Fahren Sie, sobald Sie sie zum Tatort geführt haben, zu Hercules Haus, und sorgen Sie dafür, dass sich niemand Zutritt verschafft, bis einer meiner Männer da ist.“

„Wie sollte ich die Gendarmen daran hindern?“

„Darum kümmerge ich mich. Sie haben doch bestimmt Ihre Jagdflinte dabei. Stellen Sie sich so schnell wie möglich vor Hercules Haus, und lassen Sie niemanden rein. Egal was passiert, ich gebe Ihnen Rückendeckung, selbst dann, wenn Sie von der Flinte Gebrauch machen müssen. Weiß sonst noch jemand Bescheid?“

„Ja, mein Freund, der Baron. Wir wollten zusammen auf die Jagd gehen. Er hat mir auch geraten, Sie anzurufen und Ihnen zu sagen, dass Hercule ein *barbouze* war. Er ist noch am Tatort.“

„Gut. Sie rufen jetzt Jean-Jacques an, während ich mich mit der Gendarmerie in Verbindung setze und einen meiner Leute aus Bordeaux nach Sainte Alvere schicke. Mit dem Hubschrauber müsste er in spätestens zwei Stunden an Ort und Stelle sein. Bitte, lassen Sie niemanden ins Haus.“

„Ich muss mich an die Vorschriften halten“, entgegnete Bruno. „Sobald der Tod vom Rettungsdienst festgestellt wird, muss ein Kollege den Tatort sichern, bis die Spurensicherung anrückt. Es sollte sich also jemand von der Gendarmerie möglichst schnell auf den Weg machen. Ich schlage vor, ein Motorradteam aus Sarlat zu rufen, bis die socu zur Stelle ist.“

„Ich schicke Ihrem Bürgermeister ein Fax mit der Bitte, Sie zu unserer Verwendung freizustellen. Die Sache ist von nationaler Bedeutung. Sie sind gedeckt.“

Bruno machte seine Anrufe und fragte sich, was für ein *barbouze* Hercule gewesen sein mochte. Der „Bart“, so die eigentliche Bedeutung des Wortes, war ein Synonym für

jemanden geworden, der im Untergrund oder in den Grauzonen von Polizei und Nachrichtendienst arbeitet. Im Algerienkrieg waren *barbouzes* gefürchtete Killer, nicht selten direkt aus Gefängnissen rekrutiert und begnadigt, wenn sie sich bereit erklärt hatten, an geheimen Operationen teilzunehmen und Mitglieder der oas zu töten. Auch mit der *Union Corse*, der korsischen Mafia, waren solche Deals abgeschlossen worden: Straffreiheit für die Mithilfe im Kampf gegen die oas. Bald waren beide Lager nicht mehr voneinander zu unterscheiden gewesen, nur dass die einen vom französischen Staat Rückendeckung bekommen hatten, die anderen nicht.

Vor dem grausamen Mord hätte Bruno hinter Hercule nie einen *barbouze* vermutet. Er glaubte, viel über einen Menschen erfahren zu können, wenn man ihn bei der Jagd beobachtete, und hatte Hercule auch in dieser Hinsicht als sehr besonnen kennengelernt, als jemanden, der nicht etwa in den Wald rannte und drauflosknallte, sondern seine Beute aufmerksam studierte und deren mögliche Reaktionen einzuschätzen versuchte. Während der Jagd hatte er an einem Tag selten mehr als eine Kugel abgefeuert, mit ihr aber genau ins Ziel getroffen. Bruno dachte an Hercules Fremdsprachenkenntnisse und an die Bücher, die er zu Hause hatte. Obwohl er nur einen Hauptschulabschluss hatte, war er sehr gebildet und belesen und immer ein inspirierender Gesprächspartner für Bruno gewesen, der sich ein Beispiel an Hercule genommen und erkannt hatte, dass er aufgrund seiner eigenen bescheidenen Schulkenntnisse nicht etwa eingeschränkt war, sondern durch eigenes Lesen und Lernen an sich arbeiten konnte.

Hercule war gewiss kein Schurke gewesen, der fahnenflüchtige französische Offiziere in Madrider Nachtclubs hinterhältig getötet oder *pied oz'r*-Nationalisten aus römischen Bordellen verschleppt hatte. Der Brigadier hatte ihn eine Legende genannt, was wohl nur bedeuten konnte, dass er Stratege und Planer gewesen war. Wer hatte ein Interesse daran gehabt, ihn zu töten, und das auf so grausame Weise? Vielleicht führte die Antwort auf diese Frage zum Täter, dachte Bruno, als er die Sirene hörte und den roten Rettungswagen über die ferne Hügelkuppe kommen sah. Ein entsetzlicher Gedanke, dass der Mord womöglich eine Botschaft sein sollte, eine abschreckende Lektion in Sachen Grausamkeit.

Aber jemand, der einzuschüchtern versucht, so dachte Bruno weiter, will wahrgenommen werden. Anonymer Terror ist zwecklos. Je genauer die Ursache oder der Urheber des Terrors bekannt ist, desto größer ist die furchteinflößende Wirkung. Und sobald Ursache und Urheber ermittelt waren, würde Bruno den oder die Urheber der Justiz überführen und so auch Rache üben können.

Chapter 8

Bruno parkte den Jeep des Barons auf dem Hang hinter der Burgruine und blickte zu Hercules Haus hinauf. Es sah wie immer aus und schien auf die Rückkehr seines Besitzers zu warten. Er rief in der Klinik von Saint-Denis an und fragte, ob Vinh oder seine Frau wieder zur Behandlung erschienen seien, was aber verneint wurde. Daraufhin versuchte er Vinh unter dessen Festnetz- und Handynummer zu erreichen und ärgerte sich, dass ihm der Gedanke nicht schon früher gekommen war, doch Vinh meldete sich

nicht. Seltsam. Bruno nahm sich vor, so schnell wie möglich bei ihm vorbeizuschauen. Allerdings war nicht abzusehen, wie lange er hier vor Hercules Haus auf seine Ablösung warten musste. Er rief bei der Gendarmerie an und hatte Sergeant Jules am Apparat.

Bruno sagte, dass er sich wegen Vinh Sorgen mache, und bat Jules, jemanden loszuschicken, um nach ihm zu sehen. Dann berichtete er von dem Mord an Hercule. „Der Alte aus Sainte Alvere? Nicht zu fassen.“

„Die Sache ist kompliziert. Mehr dazu später. Wenn du dich jetzt bitte um Vinh kümmern könntest?“

Jules versprach, Francoise auf den Weg zu schicken, und teilte Bruno mit, der Anwalt Poincevin habe bestätigt, dass sich der chinesische Student in allen Punkten der Anklage schuldig erklärte, für sämtliche Schäden aufkommen wolle und mit seiner Ausweisung zurück nach China einverstanden sei. Der Gefangene war nun nach Perigueux überstellt worden, wo ihm der Prozess gemacht werden würde.

„Aber er ist unser einziger Schlüssel zu der ganzen Geschichte. Wir müssen darauf drängen, dass er ordentlich vernommen wird“, sagte Bruno.

„Ich weiß. Und *Capitaine* Duroc“ - Jules betonte die Rangbezeichnung spöttisch - „meint, dass sämtliche Merkmale genau ins Bild des organisierten Verbrechens passen. Ein Fall für die *Police Nationale*. Also haben wir deinen alten Freund Jean-Jacques verständigt.“

„Jean-Jacques hat jetzt in einem Mordfall zu ermitteln. Ich werde ihn gleich anrufen. Hör zu, ich muss los und vor Hercules Haus Posten beziehen. Vergiss Vinh bitte nicht.“

Als Nächstes meldete sich Bruno bei Nicco, seinem Kollegen in Sainte Alvere. Das glaubte er ihm schuldig zu sein, gehörte der Tatort doch zu seinem Revier. Außerdem war er Mitglied von Hercules Jagdverein und kannte den Alten gut.

„Ermordet? Unser Hercule? Um Himmels willen, ich muss sofort den Bürgermeister verständigen.“

„Du solltest auch den anderen Vereinsmitgliedern Bescheid geben. Der Tatort ist unser Hochsitz. Sie sind beide tot, Hercule und sein Hund.“

„Der beste Trüffelhund im Tal? Das heißt, wir werden niemals in Erfahrung bringen, wo er seine Schätze geborgen hat. Er war so verschlossen, dass man meinen konnte, er hütet Staatsgeheimnisse.“

Sie beendeten das Gespräch. Bruno legte die abgeklappte Flinte über den Arm und ging den Weg hinauf, der an Hercules Haus vorbeiführte. Im ländlichen Frankreich war ein Mann mit Gewehr während der Jagdsaison kein ungewöhnlicher Anblick. Bruno passierte den alten Torbogen und näherte sich auf einem kleinen Pfad der Rückseite des Hauses. Alles schien friedlich. Um auf Nummer sicher zu gehen, stellte er eine leere Lackdose, die er im Gartenschuppen auftrieb, vor die Hintertür. Falls es jemand eilig hatte, nach draußen zu kommen, würde er es hören. Bruno ging um das Haus herum und verschaffte sich Einlass mit dem Schlüssel, den er Hercule aus der Tasche gezogen hatte.

In der Luft hing ein schwacher Duft von alten Büchern, Gauloises und dem Holzfeuer, das am Abend zuvor im Kamin gebrannt hatte. Die Küche war aufgeräumt. Im Abtropfgestell standen ein Becher, ein Teller und ein Aschenbecher, alle gespült. Im Wohnzimmer ein ähnliches Bild. Der Schreibtisch und die Zeitungen, die darauf lagen, schienen nicht von fremder Hand durcheinandergebracht worden zu sein. Bruno ging nach

oben und traf auch dort die Ordnung eines gut organisierten Mannes an. In dem kleinen Schlafzimmer stapelten sich Kartons, gefüllt mit Akten und Papieren. Sie zu untersuchen, überließ Bruno den Leuten des Brigadiers. Das Bett mit seinem Rahmen aus Eisen war gemacht und mit einer Tagesdecke in hellen Farben überzogen. Auf dem Boden lagen orientalische Teppichläufer, die nach Brunos Einschätzung einigen Wert hatten. In einem großen Schrank hing Hercules Kleidung, und nichts deutete darauf hin, dass sich jemals eine andere Person, geschweige denn eine Frau, hier eingerichtet hatte. Auch im Badezimmer fanden sich ausschließlich männliche Toilettenartikel. Die altmodischen gemusterten Tapeten zeigten blassrote Szenen aus dem 18. Jahrhundert, gedruckt auf grauem Untergrund.

Die Bücher, die am Bett lagen, waren Geschichtsbücher. Bruno legte seine Flinte ab und nahm eines davon zur Hand. Es handelte vom französischen Indochinakrieg, war verfasst von Jean Ferrandi und trug den Titel *Les Officiers Frangais Face au Viet Minh*. Die meisten anderen Bücher beschäftigten sich mit dem Algerienkrieg, so etwa Alex Nicols *La Bataille de l'oas* und Claude Paillats *Dossier Secret de l'Algerie*. Zwischen den Seiten von *La Vraie Bataille d'Alger*, den Memoiren General Massus, steckten, wie Bruno auffiel, einige Lesezeichen, mehr noch in dem Buch *Services Speciaux* von General Paul Assaureses. Bruno erinnerte sich an den Skandal um die Veröffentlichung dieses Buches vor einigen Jahren. Assaureses hatte gestanden, regelmäßig gefoltert zu haben, und behauptet, Francois Mitterrand habe als Justizminister, zwanzig Jahre vor seiner Präsidentschaft, solche Praktiken gutgeheißen. Bruno schaute sich die markierten Stellen an. Sie bezogen sich alle auf Foltermaßnahmen.

Er legte das Buch zurück und ging wieder nach unten. Einen Geldschrank oder dergleichen schien es nirgends zu geben, und im Keller war nur Wein zu finden. Bruno konnte nicht widerstehen. Vorsichtig, fast ehrerbietig, begutachtete er einige Flaschen und war beeindruckt: Château 1 Angelus von Saint Emilion, Château l'Evangile und Château le Pin von Pomerol, Château Haut-Brion von Graves. Er lächelte und beneidete Hercules Erben.

Im Wohnzimmer, in dem es so aussah, als könnte Hercule jeden Moment hereinspazieren, sah Bruno Ausschnitte aus, wie er glaubte, chinesischen und vietnamesischen Zeitungen auf dem Schreibtisch liegen. Und es fiel ihm ein Buch ins Auge, dessen aufgeschlagene Seiten mit einem altmodischen Lesezeichen aus Leder und Blei beschwert waren - ein englisches Buch mit dem Titel *soe in France*, geschrieben von Michael Richard Daniell Foot. Herausgegeben hatte es Her Majesty's Stationery Office, woraus Bruno folgerte, dass es sich um eine von höchster Stelle beglaubigte Arbeit über britische Geheimdiensttätigkeiten in Frankreich während des Zweiten Weltkriegs handelte. Er notierte sich die Nummern der aufgeschlagenen Seiten, weil sein Englisch nicht gut genug war, dass er den Text auf die Schnelle verstand. Es schien darin um einen britischen Offizier namens Starr zu gehen, der stellvertretender Bürgermeister der kleinen Gemeinde Castelnous-Auvignon in der Gascogne gewesen war. In dieser Funktion hatte er Mengen offiziell aussehender, aber gefälschter Dokumente liefern können. Warum hatte sich Hercule ausgerechnet dafür interessiert?

Auf dem Schreibtisch befand sich außerdem ein dicker Ordner voller Notizen, Entwürfe

für Memoiren, wie es schien. Die Notizen bezogen sich in der Mehrzahl auf Hercules Zeit in Vietnam und Algerien. Von den Ereignissen nach 1965, also vermutlich jener Zeit, über die sich der Brigadier und seine Vorgesetzten am meisten Sorgen machten, war allerdings mit keinem Wort die Rede. Auf dem Ordner lagen zwei Hefter mit Klarsichthülle. Der erste enthielt einen Bericht über das Internierungslager Ferme Ameziane, einen ehemaligen Gutshof in Algerien. Es wurde geführt vom *Centre de Renseignement et d'Action*, einem Geheimdienst, der aufständische Rebellen bekämpfte und seinen Sitz im nahe gelegenen Constantine hatte. Hercule hatte notiert, dass dort im „industriellen Maßstab“ gefoltert worden sei, und hinzugefügt, dass in diesem Lager über elftausend Algerier interniert und mit Elektroschocks, Schlägen, Essensentzug, Scheinertränken, Verbrennungen durch Zigarettenglut und Vergewaltigungen misshandelt worden waren. Auf der Kopie eines Artikels aus der *Verite Libre* - der letzten Seite in diesem Hefter - war ein Abschnitt unterstrichen, in dem es hieß, dass sich einige Gefangene ihre Freilassung hatten erkaufen können. An diese Kopie angeheftet war ein Zettel mit einer Liste von Namen samt Dienstgrad und Initialen.

Der zweite Hefter trug die Überschrift „Crevettes Bigeard“, womit Bruno spontan ein Gericht in Zusammenhang brachte. Dann aber musste er lesen, dass es sich bei den „Garnelen“ des Generals Bigeard um Folteropfer handelte, die, auch wenn sie noch lebten, in Hubschrauber verfrachtet und über dem Mittelmeer abgeworfen worden waren. Nachdem einige von ihnen zufällig an Land gespült worden waren, gingen die Folterer dazu über, ihre Opfer mit Zementeimern an den Füßen zu beschweren und sie so ins Wasser zu werfen. Über die makabere Bezeichnung „Bigeards Garnelen“ konnte Bruno nur den Kopf schütteln. Auch diesem Dokument hatte Hercule eine Namensliste beigefügt.

Bruno legte die Ordner an ihren Platz zurück. Kein Wunder, dass der Brigadier alarmiert war. Hercules Memoiren würden viele alte Wunden aufreißen. Bruno betrachtete die Fotos, die in ihren teuren silbernen Rahmen einen Großteil der Schreibtischplatte beanspruchten. Dasjenige, das dem Baron aufgefallen war, stand immer noch in der ersten Reihe, aber den Ehrenplatz nahm das Foto einer wunderschönen Asiatin ein, die ein kleines Kind auf dem Arm hielt. Ein anderes Foto dieser Frau zeigte sie Hand in Hand mit einem sehr viel jüngeren Hercule. Und es gab ein drittes Foto von ihr, auf dem sie in der Mitte einer Reihe asiatischer Mädchen zu sehen war, die alle den *tabard* trugen, die traditionelle französische Schuluniform.

Mehrere Bilder zeigten Hercule in jungen Jahren - eines in Tarnkleidung und mit den Schulterklappen eines Hauptmanns in einem Jeep, mit einer mas 3 8-Maschinenpistole auf den Knien und den Blick nach oben auf Fallschirmspringer gerichtet, die vom Himmel herabsegeln. Bruno glaubte zu wissen, wann und wo diese Aufnahme gemacht worden war, denn er kannte ähnliche Fotos von der Schlacht von Dien Bien Phu 1954, als Luftlandetruppen der Fremdenlegion eingeflogen worden waren, um den bedrohten französischen Außenposten zu verstärken. Dessen Fall hatte schließlich das Ende der französischen Herrschaft in Indochina eingeleitet. Das Foto daneben stammte aus Hercules Zeit in Algerien, wie Bruno an den Gebäuden im Hintergrund erkannte. Darauf war sein Freund im Kreis junger asiatischer Soldaten zu sehen, vermutlich Vietnamesen, die nach Ho Chi Minhs Sieg mit nach Frankreich gegangen waren.

Hercule war inzwischen Oberst. Weitere Fotos zeigten ihn vor einem sehr alten De Gaulle, der ihm die Rosette der *Legion d'Honneur* an die Brust heftete. Auf einem viel kleineren Foto weiter hinten - es war nur ungefähr acht Quadratzentimeter groß - stand Hercule neben einem beeindruckenden schwarzen Mann mit Bart und Uniform sowie einem weißen Offizier, dessen Gesicht Bruno irgendwie bekannt vorkam. Angesichts all dieser Bilder, die einen Großteil der modernen, zum Teil gewiss geheimen Geschichte Frankreichs abdeckten, fragte sich Bruno, wie dieser Mann damit hatte zufrieden sein können, die Hände in den Schoß zu legen und ihm, Bruno, wertvolle Tipps über Trüffeln zu geben.

Die Berge von Akten und Papieren zu sichten würde wahrscheinlich viel Zeit und Personal beanspruchen und womöglich brisantes Material zutage fördern, das der Staat lieber geheim hielt. Ein Buch, auf das er selbst neugierig war, hatte er allerdings bislang nicht gefunden, nämlich Hercules Trüffeljournale, auf das Didier so scharf war. Wenn es Hercule bei sich gehabt hatte, was zu erwarten war, würde es der Spurensicherung in die Hände fallen. Bruno nahm sich vor, sich bei Jean-Jacques zu erkundigen.

Die Schreibtischschubladen schienen unverschlossen zu sein. Mithilfe seines Taschentuchs zog er sie auf und fand darin Belege und Kontoauszüge, fein säuberlich geordnet. In der mittleren Schublade lag ein Umschlag mit der Aufschrift *Testament*, darunter die handschriftliche Bemerkung, dass das Original bei einem Notar in Sainte Alvere hinterlegt sei. Er schob die Lade wieder zu, ging durch die Küche zur Hintertür und schob die Lackdose beiseite, die er vor die Tür gestellt hatte, als noch nicht auszuschließen gewesen war, dass sich jemand im Haus aufhielt. Er stellte die Dose in den Schuppen zurück und suchte die Außentoilette auf, um zu pinkeln. Schmunzelnd nahm er die quadratischen Schnipsel der *Sud-Ouest* zur Kenntnis, die an einem Nagel steckten. Hercule war in solchen Dingen sehr altmodisch, was Bruno an das Waisenhaus erinnerte, in dem er seine Jugend verbracht hatte.

Er wusch sich die Hände über dem Spülstein in der Küche, als er ein Geräusch hinter sich hörte und dann die Worte „Hände hoch, Polizei!“. Eine Frauenstimme, die er sofort erkannte. Isabelle.

„Dürfte ich sie mir zuerst fertigwaschen?“, fragte er und versuchte, sich seine Erregung nicht anmerken zu lassen. Ihre letzten Worte, vor fast drei Monaten ausgesprochen, hatte er noch deutlich im Ohr, ihr durchs Telefon gehauchtes: Ich vermisse dich. „Ich würde dich gern sehen, Isabelle, wenn du mir bitte erlauben würdest, dass ich mich umdrehe - „

„Du solltest bewaffnet sein und vor dem Haus Wache stehen“, sagte sie.

„Und du solltest dich ausweisen können“, sagte er, schüttelte die Hände aus und drehte sich um. Wie schön, sie wiederzusehen!

Sie hatte die Haltung eines Schützen eingenommen, stand mit gebeugten Knien und ausgestreckten Armen vor ihm und hielt eine *pamag* in beiden Händen, die neue Standardpistole der französischen Polizei. Da Bruno seine alte Dienstpistole so gut wie nie bei sich trug, sah er keinen Sinn darin, das Budget von Saint-Denis mit dem Kauf einer neuen Waffe zu belasten. Isaabeiles Blick wirkte kühl, doch ihre Augen glitzerten ein wenig. Ihre Haare waren wie immer kurz geschnitten, und wie immer trug sie Schwarz: einen langen Regenmantel, darunter Hose und Rollkragenpulli. Die Füße steckten in schwarzen

Schnürschuhen mit flachen Absätzen. Selbst in diesem uniformähnlichen Aufzug schaffte sie es, besonders elegant auszusehen.

„Nichts ist sexier als eine Frau mit Knarre, die, wie ich weiß, auch sehr gut damit umgehen kann.“

„Wo ist deine Flinte?“

„Die muss noch auf Hercules Bett liegen. Ich habe mich für seine Bücher interessiert und sie abgelegt.“

„Du verweichlichst, Bruno.“

„Vielleicht brauche ich dich, um mich daran zu erinnern, ein Kerl zu sein.“

„Vielleicht.“ Sie ließ die Pistole sinken und richtete sich zur vollen Größe auf, legte den Sicherheitshebel um und begrüßte ihn mit Küsschen auf beide Wangen. Sie duftete, wie er es von ihr kannte, nicht nach Parfüm, sondern nach irgendeiner sportlichen Seife oder nach Shampoo. Sie umarmte ihn ein bisschen länger als nötig, wohl im Andenken an ihre einstige Liebschaft, und er spürte wieder ihre Kraft und den Muskeltonus der durchtrainierten Sportlerin.

„Wie kommt's, dass du so schnell hier bist?“

„Ich war schon in Bordeaux, und der Brigadier hat einen Hubschrauber zur Verfügung gestellt. Was sind das für Bücher, die du dir angesehen hast?“

„Über den Algerienkrieg, die meisten jedenfalls“, antwortete er und fragte sich, warum er die Maschine nicht hatte landen hören. Er musste wohl gerade im Keller gewesen sein.

„Das Haus ist voll davon - und voller Fotos. Komm mit.“

Er führte sie ins Wohnzimmer und zeigte ihr die gerahmten Bilder auf dem Schreibtisch, Erinnerungen an verlorene Gebiete von Dien Bien Phu bis Bab el-Oued, an Politiker von de Gaulle bis Giscard. Und dann ein Bild, auf dem Hercule die Flamme am Arc de Triomphe entzündete.

„Wer ist die Frau?“, fragte sie. „Und das Kind?“

„Keine Ahnung. Und wer ist dieser Afrikaner?“ Er zeigte auf das kleine Foto. Sie rückte näher heran und legte ihre Hand auf seine Schulter, als wollte sie sich daran abstützen.

„Der Typ in dem Tarnanzug ist Rolf Steiner, ein Deutscher, früher bei der Fremdenlegion, dann Söldner“, antwortete sie. „Der Afrikaner könnte Ojukwu sein, der nigerianische Militärgouverneur, der in den sechziger Jahren die Republik Biafra für unabhängig erklärt hat. Steiner kämpfte als Söldner in seinen Truppen.“

„Was hatte Hercule bei denen zu suchen?“

„Wahrscheinlich hat er französische Interessen vertreten“, sagte sie und rückte wieder von ihm ab. „Ich erinnere mich, gehört zu haben, dass sich Total Oil um Handelsbeziehungen mit Biafra bemüht hat, um das Monopol von Shell in Nigeria aufzubrechen. Dieses andere Foto hier zeigt Jacques Foccart, der in den dreißiger Jahren unsere afrikanische Polizei geleitet hat. Er rangierte unter jedem Präsidenten ganz weit oben.“

„Das sind also die Geschichten, mit denen du dich in letzter Zeit befasst“, bemerkte Bruno und fügte im Stillen hinzu: und zu denen du mich überreden wolltest, damit ich nach Paris komme und mit dir zusammenlebe.

„Ich arbeite immer noch für das Innenministerium, in einer Abteilung, die vom Brigadier

geleitet wird“, erklärte sie in geschäftlichem Ton.

„Macht dich das auch zu einer *barbouze*?“

„Ist dieses alte Wort tatsächlich immer noch in Gebrauch?“, lachte sie. „Nein, ich gehöre nach wie vor zur *Police Nationale* und arbeite vor allem als Verbindungsfrau, das heißt, ich halte ein Auge auf andere Polizei- und Sicherheitskräfte, um zu verhindern, dass unser Ministerium böse Überraschungen erlebt. Du kannst dir wahrscheinlich kaum vorstellen, wie ungern sich Politiker überraschen lassen.“

„Und warum warst du in Bordeaux?“

„Das darf ich dir nicht verraten.“ Sie schmunzeln zu sehen freute ihn, denn es war seit ihrem plötzlichen Auftauchen der erste echte Gefühlsausdruck, den sie zeigte. Bislang hatten sie einander nur vorsichtig abgetastet, viel zu scheu, um sich zu öffnen. Dieses Schmunzeln passte schon eher zu jener Isabelle, in die er sich verliebt hatte. „Nichts Besonderes. Kontaktpflege mit Kunden, dem Militär und Europol, nicht zuletzt auch mit unseren Nachbarn jenseits des Kanals“, erklärte sie.

„Den Briten?“

Sie nickte. „Ich war vor kurzem sechs Wochen in London, habe da mit Spezialisten der Terrorbekämpfung zusammengearbeitet, aus deren Einheit ein Vertreter im Austausch nach Paris geschickt worden ist. Wir arbeiten eng zusammen, wenn es um radikale Muslime geht, aber bei meinem jüngsten Einsatz ging es um das Problem illegaler Einwanderung und organisierter Kriminalität. Deshalb war die Marine beteiligt, deren und unsere.“

„Und der Brigadier findet den Mord an Hercule wichtiger als das?“

„Nun ja, vielleicht ein bisschen dringlicher. Zwar nicht die Aufklärung der Tat als solcher, aber doch die Frage der schriftlichen Hinterlassenschaft Hercules. Er hat früher eine wichtige Abteilung der alten sdece geleitet. Es ist also naheliegend, dass wir uns seine Unterlagen ansehen wollen. Wie er ermordet wurde, macht stutzig. Und du erinnerst dich: Überraschungen hat man da oben gar nicht gern.“

„Wirst du dir die Unterlagen ansehen?“

„Nein. Ich passe nur auf das Haus auf, bis die Experten aus Paris eintreffen, was wohl im Laufe des Nachmittags der Fall sein wird. Sie wollten den tgv nach Bordeaux nehmen. Hast du vielleicht schon was Interessantes entdeckt?“

„Nein, nur dass er Bücher über den Algerienkrieg und den britischen Geheimdienst im Zweiten Weltkrieg gelesen hat. Und da sind dann noch einige Aufzeichnungen, aus denen er anscheinend seine Memoiren zusammenstellen wollte. Der Ordner da auf dem Schreibtisch. Von ihrer Vervollständigung ist die Arbeit aber noch weit entfernt. Außerdem habe ich eine Kopie seines Letzten Willens gefunden, aber nicht reingesehen. Sie liegt in der mittleren Schublade.“

„Zeig mal“, sagte sie und zog ein paar Latexhandschuhe aus ihrer Umhängetasche. Sie öffnete die Schublade und nahm den Umschlag heraus. Er war unversiegelt. Darin befand sich ein dicker Stoß Papier. Sie setzte sich auf einen Stuhl und fing zu lesen an.

„Ich kann wohl gehen. Du bist ja jetzt hier, um aufzupassen.“

„Was?“ Sie blickte auf. „Augenblick noch, Bruno. Ich sehe gerade, dass du hier erwähnt bist. Hercule schreibt, du und der Baron seien die besten Freunde seiner letzten Jahre

gewesen. Er hat dem Baron seinen Hund und seinen Weinkeller vermacht. Irgendein Handbuch über Trüffeln geht an dich und auch sein alter Landrover.“

„Höre ich richtig? Sein Trüffeljournale? Und den Landrover?“ Bruno setzte sich, verblüfft und überwältigt. Ihm war noch nie etwas vererbt worden. Seine freudige Überraschung aber bekam einen Dämpfer, als er an den Hund dachte, der an den Baron gehen sollte und wie sein Herrchen tot war.

„Er hat dir auch einen Teil seiner Bücher hinterlassen. Offenbar viele Bücher. Hercule scheint dich sehr gern gehabt zu haben.“ Sie musterte Bruno und schmunzelte übers ganze Gesicht. „Du denkst an den Landrover, man sieht's dir an.“ Sie lachte. „O Bruno, du gefällst mir.“

Er spürte, wie er rot wurde, und war tief bewegt. Er hatte den alten Mann sehr geschätzt, ohne sich je eingebildet zu haben, dass Hercule mehr in ihm gesehen hatte als einen zufälligen Jagdgefährten oder laienhaften Trüffelsucher. Ausgerechnet ihm das Journal zu vermachen, diesen Wanderführer zu den besten Trüffelstellen der Region, war aber ein großer Beweis wirklicher Zuneigung. Hatte er denn keine Familie?

„Wer ist der Hauptebe?“, fragte er. „Ist in dem Schreiben von einer asiatischen Frau die Rede?“

„Ich bin noch nicht ganz durch, habe aber von einer Asiatin bislang nichts gelesen, nur einen Hinweis auf seine verstorbene Frau. Ein Großteil des Erbes kommt einer Stiftung zugute, die er anscheinend vor über zwanzig Jahren gegründet hat. Sie widmet sich der Ausbildung von Vietnamesen, die für Frankreich gekämpft haben. Ein weiterer großer Teil geht an die Töchter von Saint Paul, einen Orden von Nonnen, die unterrichten. Moment, hier ist noch ein Anhang. Das Haus mit allem, was darin ist, ausgenommen die Bücher, fällt in den Besitz einer Frau namens Gioan Linh Vendrot, wenn sie denn ausfindig gemacht werden kann. Vielleicht ist das seine Tochter, aber das steht hier nicht. Für den Fall, dass sie innerhalb einer angemessenen Frist nicht gefunden wird, geht das Haus an die Kommune von Sainte Alvere. Der hiesige Notar weiß offenbar am ehesten, wo sie sich aufhalten könnte. Er wird auch neben dir und dem Baron als Testamentsvollstrecker genannt.“

Isabelle legte die Seiten ab. „Und das, mein lieber Bruno, bedeutet, dass ich dich jetzt festnehmen müsste, dich und deinen Freund, den Baron, sobald er hier auftaucht. Ihr habt die Leiche gefunden. Ihr seid die Erben. Also hattet ihr ein Motiv und die Gelegenheit zur Tat, wahrscheinlich auch die Mittel. Ich weiß bislang nur, dass Hercule ermordet wurde. Wie ist er umgekommen?“

„Ich finde das nicht komisch, Isabelle. Er wurde gefoltert, an den Handgelenken aufgehängt, die ihm auf dem Rücken gefesselt waren, und dann hat man ihm die Kehle aufgeschlitzt und die Zunge aus dem Einschnitt hervorgezogen.“

„*Mon Dieu!*“ Sie erschauerte. „Soweit ich weiß, gibt es Korsen, die so mit Verrätern verfahren.“

„Ich habe so was schon mal in Bosnien gesehen.“

„Armer alter Mann. Der oder die Täter werden voller Blut gewesen sein“, sagte sie. „Ist schon der genaue Todeszeitpunkt bekannt?“

„Nein. Der Baron und ich waren kurz vor neun am Tatort, und das Blut war noch feucht.“

Hercule kann also noch nicht lange tot gewesen sein. Wir haben allerdings niemanden in der Nähe gesehen, jedenfalls nicht auf dem Pfad, der zum Hochsitz führt, wo wir ihn gefunden haben. Es gibt noch andere Möglichkeiten, dorthin zu gelangen, aber nur für diejenigen, die sich gut auskennen.“

„Oder einen Führer haben, der sich hier auskennt. Nun, das wird sich noch zeigen. Gibt es Wasser in der Nähe?“

„Ja, einen Bach. Die Spurensicherung wird einiges zu tun haben. Hercule war ein erfahrener Jäger und Soldat. Und bewaffnet. Es wird nicht leicht gewesen sein, sich heranzuschleichen und ihn zu überraschen. Er kannte den Wald wie seine Hosentasche.“

„In den Archiven muss man nach allem suchen, was auf ein Mordmotiv hindeuten könnte. Was die ganze Sache erschwert, sind die Umstände seines Ausscheidens aus dem aktiven Dienst“, sagte sie. „Ich kenne zwar noch keine Einzelheiten, weiß aber, dass er zu den Gelackmeierten zählte, als Mitterrand 1982 den sdece aufgelöst und mit der dgse einen neuen Auslandsnachrichtendienst eingerichtet hat. Eine rein politische Entscheidung. Mitterrand sah in der alten Mannschaft einen Haufen ultrarechter Antikommunisten und war für seine Regierungskoalition von der Unterstützung der Kommunisten abhängig.“

„Und Hercule gehörte zu den Bauernopfern.“

„Genau. Zum Zeitpunkt seiner Entlassung leitete er die *Division Action*, also die Abteilung, die streng geheime Operationen plante und ausführte. Und wie zu erwarten war, hatte die Nachfolgeorganisation ein besonders starkes Interesse daran, die frustrierten Vorgänger in Schach zu halten, weil die mit ihren brisanten Informationen für großen Ärger hätten sorgen können.“

„Hercule wurde also überwacht?“

„Ja, aber das ist lange her“, erwiderte Isabelle. „Ich habe mich bereits erkundigt. Hier im Haus sind keine Wanzen versteckt, das Telefon ist auch nicht angezapft. Hercule galt als >inaktiv<, aber dann hat der Brigadier heute Morgen deinen Anruf erhalten.“

Und damit geht wieder alles von vorn los, dachte Bruno. Hercules alter Verein war vom Verteidigungsministerium übernommen worden, und Isabelle arbeitete für das Innenministerium. Es würde zu Kompetenzstreitereien kommen.

„Wann müssen wir mit der Ankunft der Leute vom Verteidigungsministerium rechnen?“, fragte er.

„Überhaupt nicht“, antwortete sie. „Jedenfalls werden sie nicht in offizieller Mission erscheinen. Wir haben es hier mit einer inneren Angelegenheit zu tun, also sind *wir* zuständig, nicht sie. Ich melde mich über dein Handy, sobald unsere Spezialisten auftauchen.“ Nach kurzem Zögern fügte sie fast schüchtern hinzu: „Vielleicht hätten wir noch Zeit für einen Drink, bevor ich mit dem Zug nach Bordeaux zurückfahre. Einverstanden?“

„Gern. Wo ist der Hubschrauber?“ Er lächelte, obwohl ihm eigentlich nicht danach zumute war. Ihre Affäre hatte keine Zukunft gehabt, aber die Erinnerungen daran wogen schwer.

„Der Hubschrauber hat mich bloß abgesetzt. Ich musste schnell hier sein, mit der Rückreise kann ich mir ein bisschen mehr Zeit lassen.“

Chapter 9

Jean-Jacques war so groß und wuchtig, dass er jeden Raum, den er betrat, auszufüllen schien, so auch das Büro des Bürgermeisters von Sainte Alvere, als er mit weit ausgebreiteten Armen hereingestürmt kam, Bruno umarmte und dann alle Anwesenden mit markigem Händedruck begrüßte. Nachdem er so seine Überlegenheit unter Beweis gestellt hatte, sah sich Commissaire Jean-Jacques Jalipeau, der Chefermittler der *Police Nationale* in der Dordogne, nach einer bequemen Sitzmöglichkeit um. Er hievte sein stattliches Hinterteil auf das Fensterbrett und winkte mit herrischer Geste den Bürgermeister auf seinen Platz am Kopfende des Konferenztisches zurück.

„Wir wissen bisher nicht viel mehr als das, was uns die Kriminaltechnik zugearbeitet hat. An dem Mordanschlag auf Hercule Vendrot gestern Morgen waren mindestens drei Personen beteiligt“, begann er. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf die braune Aktenmappe, die in seiner Riesenpranke so klein wie ein Busfahrchein aussah. „Möglicherweise ist eine vierte Person in dem gestohlenen Mercedes mit Allradantrieb zurückgeblieben, dessen Reifenprofil rund zweihundert Meter vom Tatort entfernt sichergestellt werden konnte. Die Täter scheinen dort seit Tagesanbruch gewartet und demnach gewusst haben, dass ihr Opfer zur Jagdhütte kommen würde, wo sie es dann auf so brutale Weise getötet haben, dass mindestens einer von ihnen voller Blut gewesen sein muss.“

„Wissen wir, wie Hercule überrascht werden konnte?“, fragte Bruno. „Er war bewaffnet und hatte seinen Hund dabei.“

„Der Hund wurde mit vergiftetem Fleisch geködert, das vor der Hüttentür lag“, antwortete Jean-Jacques. „Sein Herrchen hat er wohl nicht mehr warnen können. Vielleicht haben die Täter ihr Opfer mit Waffen bedroht, wir wissen es nicht. Laut Auskunft der Kriminaltechnik wurde Vendrot in der Hütte gefesselt und erst dann nach draußen gebracht. Der Tod ist zwischen sieben und neun eingetreten. Genauer lässt sich noch nicht sagen, denn das Opfer hat so viel Blut verloren, dass der Körper schneller ausgekühlt ist als normalerweise. Das verwendete Messer hatte eine etwas über zwanzig Zentimeter lange, einschneidige und spitz zulaufende Klinge. Gefunden wurde es noch nicht.“

Der gestohlene Mercedes wurde heute Morgen auf dem Parkplatz des Flughafens von Toulouse sichergestellt.“ Jean-Jacques legte eine Pause ein. „Vielleicht sehen Sie daran, dass wir mit Hochdruck an diesem Fall arbeiten. Der Wagen wurde gesäubert, Staub gesaugt und ausgeräumt. Zurzeit werden noch sämtliche Mülleimer am Flughafen und an Rastplätzen entlang der Autobahn durchsucht.“

Jean-Jacques blickte von seiner Akte auf, schaute in die Runde und nahm mit jedem Anwesenden Augenkontakt auf.

„Hercule Vendrot war ein angesehener Mann, ein vielfach ausgezeichnete Sohn Frankreichs“, sagte er. „Der Innenminister hat mich persönlich angewiesen, diesem Fall oberste Priorität einzuräumen. Alle anderen Dienste sind in die Ermittlungen mit eingebunden, insbesondere die dgse, für deren Vorgängerorganisation unser Opfer gearbeitet hat. Einer ihrer Vertreter ist heute bei uns.“ Jean-Jacques deutete mit einer

Kopfbewegung auf einen unauffälligen Mann mittleren Alters, der in einem dunklen Anzug und hellgrauem Hemd am anderen Ende des Tisches saß und zurücknickte.

„Gibt es schon irgendwelche Verdachtsmomente?“, fragte der Bürgermeister.

„Keine konkreten“, antwortete Jean-Jacques. „Möglicherweise weist das Motiv - einiges spricht für einen Racheakt - in die Vergangenheit zurück; es könnte aber auch sein, dass wir auf dem hiesigen Trüffelmart Aufschlüsse finden. Aus diesem Grund sind Sie hier, meine Herren. Sie kennen Hercule, seine Sorgen und Feinde, Hintergründe, die uns nützlich sein könnten.“

Bruno hätte neue Information für Jean-Jacques gehabt, die er ihm aber lieber unter vier Augen anvertrauen wollte, um zu verhindern, dass Indiskretionen die Runde machten. Trotzdem fand er es gut, dass Jean-Jacques die Ratsvertreter der Stadt mit an den Tisch geladen hatte und durch diese Geste seiner Wertschätzung zur Mitarbeit ermutigte. Ihr Wissen um lokale Zusammenhänge könnte in der Tat sehr nützlich sein. Was ihm, Bruno, aber sehr viel wichtiger erschien, waren das Testament und die Aufzeichnungen, die Hercule bei seinem Notar hinterlegt hatte. Bruno war am Vormittag in dessen Kanzlei gewesen. Der Notar gehörte zu Hercules Jagdverein und kannte Bruno gut, und weil der amtliche Totenschein bereits ausgestellt war, hatte er ihm erlaubt, Einblick in die Unterlagen zu nehmen. Außerdem hatte er Bruno die Kopie eines Briefes gezeigt, der noch heute an den Rechtsattaché der vietnamesischen Botschaft in Paris abgeschickt werden sollte und in dem dieser gebeten wurde, eine gewisse Gioan Linh Nguyen-Vendrot, die als mögliche Erbin in Betracht kam, ausfindig zu machen. Solche Briefe, so der Notar, seien reine Routine.

Die wenigen Worte in Hercules Testament, die auf diese Frau Bezug nahmen, waren zwar ausgesprochen nüchtern formuliert, doch glaubte Bruno ihnen einen traurigen Unterton anzumerken, was er auch dem Notar gegenüber erwähnt hatte. Der konnte eine Erklärung anbieten. Als die französischen Streitkräfte 1954 aus Vietnam abgezogen worden waren, hatte Hercule seine junge Ehefrau, eine Vietnamesin, mit nach Frankreich genommen. Immer noch im Dienst des militärischen Abschirmdienstes, war er für kurze Zeit im nato-Hauptquartier in Fontainebleau stationiert gewesen und dann, kurz nachdem er erfahren hatte, dass seine Frau schwanger war, nach Algerien abkommandiert worden. Sie blieb in Paris bei vietnamesischen Verwandten und starb bei der Geburt des Kindes. Während Hercule in Algerien seinen Dienst versah, wuchs die Tochter in Paris auf. Er sah sie nur gelegentlich, wenn er Urlaub hatte. Aus Sicherheitsgründen musste er sogar auf diese kurzen Kontakte verzichten, als die Generäle 1961 putschten und der Krieg mit der oas ausbrach. Hercule stand im Brennpunkt dieser Auseinandersetzungen. Ein Besuch seiner Tochter hätte sie in große Gefahr gebracht.

Als er sich nun am Tisch in der *mairie* von Sainte Alvere umblickte - Didier versicherte gerade auf Nachfrage des Bürgermeisters umständlich, dass es auf dem heimischen Trüffelmart keine Ungereimtheiten gebe -, versuchte Bruno zu begreifen, wie nahe Frankreich einem Bürgerkrieg gewesen war. Er erinnerte sich an sein letztes Gespräch mit Hercule und dessen Ausspruch, nach dem er den Baron, wenn er der oas beigetreten wäre, „wie einen Hund“ erschossen hätte. Bruno hatte ihn nicht ganz ernst genommen und geglaubt, er mache Scherze oder übertreibe. Inzwischen wusste er es besser. Hatten

also irgendwelche schrecklichen Folgen jener oas-Jahre Hercule schließlich eingeholt?

Plötzlich wurde Bruno bewusst, dass Jean-Jacques und die anderen ihn erwartungsvoll ansahen und offenbar auf eine Stellungnahme von ihm warteten. Bruno richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Versammlung. Jean-Jacques hatte gerade zu uneingeschränkter Zusammenarbeit aufgerufen, und Bruno wusste aus seiner Militärzeit, dass man meist gut damit fuhr, die Forderungen des vorgesetzten Offiziers zu wiederholen und ein „Sir“ anzuhängen.

„Uneingeschränkte Zusammenarbeit, *Monsieur le Commissaire*“, bestätigte er, was ihm ausreichend zu sein schien, wenngleich Jean-Jacques' kritischer Blick noch eine Weile auf ihm haftenblieb.

Der Bürgermeister machte viel Aufhebens um seine Einschätzung, wonach Sainte Alvere mit Hercules Tod nichts zu tun haben könne, weil der Trüffelmarkt lückenlos überwacht werde. Bruno blendete sich wieder aus und musterte den dgse-Mann im grauen Hemd, der gestern Abend aus Paris eingetroffen war, so spät, dass keine Zeit mehr für ein Gespräch geblieben war, zumal Bruno Isabelle zum Bahnhof von Le Buisson hatte bringen müssen, und zwar mit Vollgas und riskanten Überholmanövern, denn sonst hätte sie den Spätzug nach Bordeaux verpasst und die Nacht über bleiben müssen. Ein bisschen hatte er insgeheim darauf gehofft. Nicht, dass er die Affäre mit ihr fortsetzen wollte, aber er war immer noch bestürzt und verärgert darüber, wie sie geendet hatte, so abrupt und ohne klärende Aussprache.

Aber da gab es noch eine andere unerledigte Angelegenheit, die an ihm nagte. Nachdem er Isabelle am Bahnhof abgesetzt hatte, war er zu Vinhs Haus gefahren, einem der billigen Fertighäuser in der Neubausiedlung am Stadtrand von Saint-Denis, wie sie mittlerweile überall in der Region aus dem Boden schossen, weil Ausländer und vermögende Städter die Immobilienpreise in die Höhe getrieben hatten. Bruno hatte Verständnis für die Notwendigkeit solcher Bauten, störte sich aber am Anblick ihrer roten Ziegeldächer, die vielleicht für die Provence oder Italien typisch waren, nicht aber für das Perigord. Nichtsdestoweniger waren Vinh und seine Frau ungemein stolz auf ihr neues Zuhause gewesen und hatten zum Einzug ein großes Fest gegeben, um ihren neuen Status als Eigentümer zu feiern.

Die Fensterläden waren geschlossen, als Bruno das Haus erreicht hatte, und der kleine Lieferwagen, mit dem Vinh zu den Märkten in der Umgebung fuhr, war nirgends zu sehen gewesen. Bruno hatte durch einen Schlitz zwischen den Läden ins Haus gespäht und in dem winzigen Garten nach irgendwelchen Hinweisen gesucht und sich dabei an seine Überraschung erinnert, unter den Gästen der Einzugsparty auch Hercule anzutreffen, als einzigen Franzosen, der nicht irgendwie mit dem Markt von Saint-Denis verbunden war.

Hercule hatte sogar eine kurze Rede gehalten, von seiner Zeit in Vietnam geschwärmt und Vinhs Frau Komplimente für ihre leckeren *nems* und *pho* gemacht. Vielleicht, so dachte Bruno, war Vinh mit seiner Frau für ein paar Tage weggefahren, um sich von der Attacke auf dem Markt zu erholen. Aber er war über Handy nicht zu erreichen, und Bruno hatte keine anderen vietnamesischen Bekannte in der Umgebung, die ihm hätten erklären können, warum Vinh von einem Chinesen, einem illegalen Einwanderer mit teurem Anwalt, bedroht worden war.

Um ihn herum packten die Ratsmitglieder ihre Unterlagen ein. Bruno sah, dass Jean-Jacques dem Bürgermeister zum Abschied die Hand schüttelte. Plötzlich flog die Tür auf, und eine junge Frau platzte sichtlich aufgebracht in die Runde.

„*Monsieur le Maire*, Nicco“, stammelte sie nervös und schaute sich um. „Es tut mir leid, ich wollte nicht stören, aber auf dem Markt gibt's Ärger, eine Schlägerei...“

Nicco, betagt und ein wenig langsam in seinen Reaktionen, war verdattert. Er warf Bruno einen Blick zu und bat ihn wortlos um Unterstützung. Die beiden eilten nach draußen. An den Ständen auf der rechten Seite herrschte lärmender Aufruhr, und mit aufheulendem Motor verschwand ein Motorrad auf der kleinen Straße, die von der Burgruine wegführte. Bruno sah sich einer Szene gegenüber, die er so ähnlich schon einmal erlebt hatte, einem zerschlagenen Marktstand, beschmiert mit schwarzer Farbe, von der auch die Umstehenden etliche Spritzer abbekommen hatten, vor allem eine Asiatin, die schreiend unmittelbar danebenstand. Bruno glaubte frischen Lack riechen zu können, als er sich ihr näherte. Ein junger Asiat zog gerade einen großen 20-Liter-Kanister von der zertrümmerten Kühlvitrine und dem Frittiergerät weg. Bruno warf einen Blick auf das Kühlaggregat und drehte das Ventil der Gasflasche zu. Zum Glück hatte der Lack die Zündflamme gelöscht, sonst wäre womöglich zu allem Überfluss auch noch ein Feuer ausgebrochen.

„Ruhe“, rief er. Manche der Händler kannten ihn. „Marie, rufen Sie bitte einen Krankenwagen, womöglich ist die Frau verletzt worden.“ Dem Jungen sagte er, er solle sich zur Verfügung halten. Dann wandte er sich einem der Händler zu. „Was ist passiert, Leopold?“

„Zwei Personen, die beide Helme trugen, sind auf einem Motorrad aufgekreuzt und haben mit provozierenden Fahrmanövern die Menge aufgebracht. Der Beifahrer hat schließlich den Lackkanister gezielt auf Madame Duongs Stand geschleudert. Dann sind sie davongerauscht, ehe jemand einschreiten konnte.“

„Hat irgendwer die beiden erkannt oder zumindest einen von ihnen?“

„Nicht unter den Helmen“, antwortete Leopold.

„Wer bist du?“, fragte Bruno den jungen Asiaten, dem der schwarze Lack vom Hemdsärmel tropfte. Er wirkte sehr verängstigt. Bruno schätzte ihn auf höchstens sechzehn.

„Ich bin ihr Sohn“, sagte er mit südfranzösischem Akzent. „Pierre Duong. Ich bin heute mitgekommen, um meiner Mutter zu helfen. Normalerweise ist mein Vater hier, aber er hatte heute anderes zu tun.“

„Hast du eine Ahnung, wer die Angreifer gewesen sein könnten oder was sie von euch wollten?“

Der Junge schüttelte den Kopf. „Ich muss meinen Vater anrufen.“ Er griff nach seinem Handy, das am Gürtel hing, aber völlig mit Farbe verschmiert war.

„Wo ist dein Vater?“

„Im Büro.“

„Kümmere dich um deine Mutter, bis die Sanitäter hier sind. Eine Frage noch, Pierre. Kennst du Vinh, der einen Marktstand in Saint-Denis hat?“ Der Junge nickte. Bruno gab ihm sein Handy. „Ruf deinen Vater an. Sag ihm, er soll schnell kommen und ein paar

saubere Sachen mitbringen.“

Bruno wandte sich der Menge zu, die einen Halbkreis um ihn gebildet hatte und ihn abwartend beobachtete.

„Hat sich jemand das Kennzeichen des Motorrads gemerkt oder zumindest dessen Farbe, irgendetwas, was uns helfen könnte, die Täter zu identifizieren?“

„Ich nehme zu Protokoll“, sagte Nicco und zog ein abgegriffenes Notizbuch samt Kugelschreiber aus der Tasche.

„Und vielleicht könnten einige von Ihnen dafür sorgen, dass hier Ordnung geschaffen wird“, sagte Bruno voreilig und rüffelte sich im Stillen dafür, dass er immer vorpreschte, wenn gehandelt werden musste, aber niemand Eigeninitiative zeigte. „Verzeihung, Nicco, es wäre wohl besser, Sie nähmen die Sache in die Hand.“

„Es sind schon ein paar Helfer unterwegs“, erwiderte der Bürgermeister und steckte sein Handy weg. „Verdünnern und Putzmittel zahlt die Gemeinde“, fügte er hinzu, als Marie mit einer großen Packung Haushaltstücher herbeieilte. Im Hintergrund war die Sirene eines Krankenwagens zu hören.

„Bruno“, rief Jean-Jacques über die Straße hinweg. Er stand vor einem Laden und winkte ihn zu sich. „Einen solchen Anschlag hat es doch unlängst auch bei Ihnen auf dem Markt gegeben, nicht wahr?“

„Nur mit dem Unterschied, dass die Täter in einem Auto gekommen sind und mit Öl um sich gespritzt haben“, präzisierte Bruno. „Aber dass es zwischen beiden Vorfällen einen Zusammenhang gibt, liegt auf der Hand, und ich vermute, die Angreifer haben aus dem gelernt, was in Saint-Denis für sie schiefgelaufen ist. Ich muss unbedingt mit Vinh reden. Das ist der Händler, dem der Anschlag bei uns gegolten hat. Keine Ahnung, was hinter alldem steckt. Und jetzt ist Vinh verschwunden, zusammen mit seiner Frau. Mal sehen, was sich über das hiesige Opfer erfahren lässt, das ebenfalls aus Asien kommt.“

„Da bin ich auch gespannt“, sagte Jean-Jacques. „Ich bin soeben von meiner Dienststelle aus angerufen worden. Sie kennen doch das große chinesische Restaurant in Perigueux, den Goldenen Drachen, gleich neben dem asiatischen Supermarkt?“

Bruno nickte. „Von dem Sie mir gesagt haben, dass ein paar Bosse in Paris daran interessiert sind.“

„Genau. Es ist letzte Nacht, das heißt am frühen Morgen, in Flammen aufgegangen. Von vorn und hinten wurden Benzinbomben durch die Fenster geworfen.“

„Vinh wurde in Saint-Denis von einem Chinesen angegriffen, jetzt trifft es Chinesen in Perigueux.“ Bruno stockte. „Dem bin ich nicht gewachsen, Jean-Jacques. Falls die Sache zu einem Bandenkrieg unter Asiaten eskalieren sollte, wüsste ich nicht weiter.“

„Ziehen wir keine voreiligen Schlüsse. Vielleicht steckt hinter dem Anschlag auf das Restaurant sein Vorbesitzer. Der war nämlich stocksauer, ausgebootet worden zu sein.“

„Vielleicht, aber es wäre ziemlich frech, sich mit den großen Fischen anzulegen.“

„Oder besser gesagt: dumm. Es könnte aber auch ein versuchter Versicherungsbetrug dahinterstecken. Das soll gerade bei Chinesen gängige Praxis sein.“

Plötzlich tauchte der junge Pierre Duong neben Bruno auf und gab ihm sein Handy zurück. „Mein Vater ist auf dem Weg. Er macht nur kurz halt bei uns zu Hause, um ein paar Sachen einzupacken.“ Dann fügte er hinzu: „Ich habe aufgepasst, dass keine Farbe

an Ihr Handy kam.“

„Danke“, sagte Bruno und speicherte die zuletzt gewählte Nummer, um mit Duong Kontakt halten zu können. Er wollte nicht auch noch ihn verlieren, jetzt, da Vinh verschwunden war. Er wandte sich Leopold zu und führte den großen Senegalesen zur Seite, um sich ungestört mit ihm unterhalten zu können.

„Sie haben mir doch gesagt, Vinh habe letzten Samstag auf dem Markt von Sarlat Schwierigkeiten gehabt. Gab es noch weitere Zwischenfälle?“

Nicht, dass er wüsste, antwortete Leopold, aber er habe von Handgreiflichkeiten in Bergerac und Rouffignac gehört. Chinesische Händler versuchten sich dort breitzumachen, obwohl es gar keinen Bedarf an zusätzlichen Ständen für asiatische Lebensmittel gebe, höchstens im Sommer, wenn die Touristen kämen. Im Winter aber wären die Vietnamesen in ihren Geschäften bedroht. Konkurrenz würden sie sich nicht leisten können, und deshalb kämpften sie, alle gemeinsam.

„Sind die Vinhs und Duongs miteinander befreundet oder doch eher Konkurrenten?“, fragte Bruno.

„Ich glaube, Sie sind verwandt, Cousins oder so“, antwortete Leopold. „Am besten, Sie fragen sie selbst. Ich muss jetzt wieder zu meinem Stand. Auch meine Geschäfte leiden unter diesen Störungen.“

Als er gegangen war, kehrte Bruno zu Jean-Jacques zurück und sagte leise: „Hercule Vendrot war ein Freund der Familie Vinh. Er wurde ermordet, und sie verschwindet nach dem Anschlag auf ihren Stand. Jetzt werden ihre Cousins angegriffen. Würde mich nicht wundern, wenn alles irgendwie zusammenhinge.“

„Sieht ganz danach aus“, bestätigte Jean-Jacques. „Wir müssen die Duongs zum Reden bringen, und hoffentlich finden Sie Ihren Vinh.“

„Der Sohn der Duongs, Pierre, ist hier geboren und aufgewachsen. Er spricht Französisch so, als hätte er nie eine andere Sprache gelernt. Die Familie wohnt also schon seit vielen Jahren in der Stadt und scheint längst integriert zu sein. Sie haben doch Zugriff auf deren Einbürgerungsantrag. Würden Sie einmal einen Blick darauf werfen?“

Jean-Jacques musterte ihn mit skeptischem Blick. „Wie sollte der uns im Mordfall Hercule weiterhelfen?“

„Ich weiß nicht. Aber Hercule hat in Vietnam gedient und eine Vietnamesin geheiratet, die schon in jungen Jahren gestorben ist. Es scheint eine gemeinsame Tochter zu geben. Wenn wir die nicht ausfindig machen, geht ein Großteil seines Erbes an eine vietnamesische Stiftung. Ich schlage vor, wir gehen dieser Spur nach, es sei denn, Sie haben einen besseren Plan.“

Jean-Jacques schüttelte den Kopf, zog eine Packung Gauloises aus der Tasche und öffnete sein altmodisches Benzinfeuerzeug.

„Ich hatte bislang nichts anderes vor, als auf das zu warten, was mir die dgse über Vendrots Personalakte verrät“, sagte er und blies einen Schwall Rauch aus. „Allerdings ist zu befürchten, dass die Direktion weniger an der Aufklärung eines Mordes interessiert ist als daran, selbst nicht in Verlegenheit zu geraten. Vendrot hat im Trüffeln mitgemischt, nicht wahr? Passt das nicht vielleicht ins Bild?“

Bruno zuckte mit den Achseln. „Sehen Sie darin ein Mordmotiv?“

„Hängt ganz davon ab, wie viel Geld im Spiel ist. Jedenfalls sollten wir auch in dieser Richtung ermitteln.“

„Versuchen Sie, Hercules Trüffelpuch aufzutreiben, das ist ein Verzeichnis, in dem er alle seine Funde, Verkäufe und Erlöse eingetragen hat. Auf dem Markt wissen alle, dass er so ein Buch besaß. In seinem Testament hat er mich damit bedacht. Es ist aber weder in seinem Haus noch in seinem Wagen zu finden. Dieser dgse-Vertreter hat Ihnen seine volle Kooperation zugesichert. Zurzeit wird er wohl in Hercules Haus sein und in den Akten stöbern. Sie könnten ihn dort aufsuchen und auf dieses Buch hinweisen. Dann wäre die Suche danach gewissermaßen amtlich.“

„Kann ich machen. Ich werde außerdem eine Auflistung aller von Hercule ausgegangenen und entgegengenommenen Anrufe anfordern. Er hatte sowohl eine Festnetznummer als auch ein Handy. Was haben Sie vor?“, fragte Jean-Jacques.

„Ich fahre zurück nach Saint-Denis. Unterwegs werde ich in der Klinik vorbeischaun und nach Madame Duong sehen.“

Chapter 10

Madame Duong trug einen weißen Kittel, die Leihgabe einer Krankenschwester, und roch stark nach Terpentin. Neben ihr saß ihr Sohn Pierre. Er trug immer noch seine farbverschmierte Kleidung, hatte sich aber immerhin Gesicht und Haare gewaschen. Unter seinem Stuhl waren Zeitungen ausgelegt worden, um zu verhindern, dass er den Boden des Wartezimmers bekleckerte.

„Keine Ahnung“, sagte sie zum wiederholten Mal. Auf alle Fragen Brunos - nach dem Verbleib der Vinhs oder den Problemen auf den anderen Märkten - gab sie immer nur diese eine Antwort. Ob sie der Polizei gegenüber misstrauisch war oder nur einfach gegenüber allen Nichtvietnamesen, konnte Bruno nicht sagen. Vielleicht stand sie immer noch unter Schock. Sie zupfte nervös am Ärmel ihres Kittels. Bruno fiel auf, dass ihre Fingernägel bis zum Nagelbett abgebissen waren. Dem Alter ihres Sohnes nach konnte sie eigentlich höchstens fünfzig sein, doch wirkte sie an die zwanzig Jahre älter, hatte müde Augen und weißen Haaransatz. Sie wich Brunos Blicken aus, schaute zu Boden und presste die dünnen Lippen fest zusammen.

„Meine Mutter ist erschöpft“, sagte Pierre eher resigniert als vorwurfsvoll. „Können Sie uns nicht bitte allein lassen?“

„Ich weiß nichts“, beteuerte sie wieder, als die Tür zum Wartezimmer aufging und ihr Mann hereinkam. Sie stand auf und ließ sich von ihm in den Arm nehmen. Bruno schätzte ihn auf Anfang bis Mitte vierzig. Er trug einen Trainingsanzug, war hager und drahtig, um einiges kleiner als sein Sohn. Vor dem Fenster sah Bruno den Wagen, mit dem er gekommen war. Ein Mann saß am Steuer, ein anderer stand neben der Beifahrertür. Mit seiner finsternen, aggressiven Miene machte der auf Bruno den Eindruck eines professionellen Leibwächters.

Duong reichte seiner Frau und seinem Sohn je eine Tüte mit Kleidung und wollte den beiden ins Zimmer nach nebenan folgen. Aber Bruno räusperte sich und sagte: „Monsieur Duong, ich würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen.“

„Wer sind Sie?“, fragte er, obwohl Bruno Uniform trug. Im Unterschied zu seiner Frau sprach er ein akzentfreies Französisch, aber eher wie ein Pariser und nicht wie sein Sohn im Dialekt des Perigord.

„Ich bin ein Freund Ihres Cousins Vinh, der auch überfallen wurde, wie heute Ihre Frau“, antwortete Bruno. „Ich möchte wissen, wer dahintersteckt.“

„Keine Ahnung“, entgegnete Duong. „Ich war nicht dabei.“

„Wo ist denn Vinh im Moment?“

„Auch das weiß ich nicht.“

„Wie erklären Sie sich diese Angriffe auf vietnamesische Marktstände?“

„Dafür habe ich keine Erklärung.“ Duongs Blick huschte zwischen der Tür zum Nebenzimmer und dem Fenster, vor dem das wartende Auto zu sehen war, hin und her.

„Sie sollten wissen, ich war auch ein Freund von Hercule Vendrot“, sagte Bruno. Jetzt schaute Duong ihm ins Gesicht und lächelte matt.

„Ein guter Mensch.“

„Wissen Sie, dass er ermordet wurde?“

Er nickte und seufzte. „Schreckliche Zeiten.“

„Ihre Frau und Vinh sind überfallen worden, Vendrot wurde auf bestialische Weise getötet. Ich brauche Ihre Hilfe.“

Wieder nur dieses traurige Lächeln, aber kein Wort.

„Wovor haben Sie Angst? Warum kommen Sie mit Bodyguards hierher?“

„Das sind Freunde, keine Bodyguards. Entschuldigen Sie, aber ich möchte jetzt meine Familie nach Hause bringen“, sagte er, als sich die Tür öffnete und seine Frau in schwarzer Hose und einem Pullover erschien.

„Da versucht jemand, Sie vom Markt zu drängen. Warum helfen Sie mir nicht, herauszufinden, wer dahintersteckt?“

„Ich weiß nichts, was Ihnen weiterhelfen könnte.“

Bruno zuckte mit den Achseln und zog eine seiner Visitenkarten aus der Tasche. Madame Duong trat neben ihren Mann. Er legte ihr den Arm um die Schultern. „Wenn Sie Vinh sehen, sagen Sie ihm bitte, dass er mich anrufen soll“, sagte Bruno und reichte ihm die Karte. „Seine Freunde machen sich Sorgen.“

Duong musterte Bruno sekundenlang, dann fragte er: „Sind Sie der Mann, der in Saint-Denis, als Weihnachtsmann verkleidet, für sie gekämpft hat?“

Bruno nickte. „Vinh ist ein Freund von mir.“

„Ja, jetzt erinnere ich mich: Sie waren bei seiner Einzugsparty.“

„Zusammen mit Hercule Vendrot.“

„Ich will versuchen, Vinh eine Nachricht zukommen zu lassen. Aber wenn Sie Hercule Vendrot nicht beschützen konnten, dann...“ Er zuckte mit den Achseln.

„Glauben Sie, die Leute, die Sie überfallen haben, könnten auch Hercules Mörder sein?“

Wieder zuckte Duong mit den Schultern. „Wie soll ich das wissen?“

„Was werden Sie jetzt machen, Ihr Stand ist doch zerstört. Und der von Vinh?“

„Wir suchen uns was anderes. Wir haben Freunde mit Restaurants und könnten vielleicht bei denen arbeiten.“

„Wissen Sie, dass in Perigueux letzte Nacht ein Brandanschlag auf ein Restaurant verübt

worden ist?“

Duong starrte vor sich hin und schüttelte den Kopf.

„Ein chinesisches Restaurant“, fügte Bruno hinzu. „Es wurde völlig zerstört.“

„Schreckliche Zeiten“, wiederholte Duong. In diesem Augenblick kam sein Sohn ins Wartezimmer zurück. Alle drei machten sich auf den Weg nach draußen. Duong blieb in der Tür stehen und drehte sich um. „Vinh wird Ihre Nachricht erhalten. Danke für Ihre Hilfe.“

Alle drei setzten sich auf die Rückbank des Wagens. Der Leibwächter schaute sich noch einmal argwöhnisch auf dem Parkplatz um und stieg dann selbst ein, worauf der Wagen in die Straße nach Bergerac einbog. Interessant. Bruno hatte sich in der Aufnahme der Klinik die Daten zeigen lassen, die von Madame Duongs *carte vitale*, der Versichertenkarte, abgelesen worden waren. Sie wohnte in Vergt, das in entgegengesetzter Richtung lag.

Vielleicht, so dachte Bruno, sollte er mehr Härte zeigen. Er hätte die Duongs zum Beispiel zur förmlichen Vernehmung in die Gendarmerie zitieren können. Andere Polizisten wie etwa Capitaine Duroc hätten ihnen womöglich sogar mit Beugehaft gedroht. Aber allein die Tatsache, dass Duroc zu solchen Mitteln griff, war für Bruno Grund genug, darauf zu verzichten. Er setzte auf Kooperation und Vertrauen, nicht auf Konfrontation.

Er trat aus dem Wartezimmer und klopfte an die Tür zu Dr. Gelletreaus Behandlungszimmer, aus dem leise Kammermusik tönte. Er hörte, wie drinnen ein Stuhl zurückgeschoben wurde.

Und schon ging die Tür auf. „Ah, Bruno“, begrüßte ihn der füllige Arzt. Seine weißen Haare und der dicke Schnauzbart standen in drolligem Kontrast zur rosigen Gesichtsfarbe. „Was haben Sie? Ich finde, Sie sehen kerngesund aus.“

„Mir geht's auch gut. Ich möchte Ihnen nur eine Frage zu Madame Duong stellen, die Frau, die Sie soeben behandelt haben.“

„Sie ist mit dem Schrecken davongekommen, hat ein paar blaue Flecken, und ihre Haut ist gereizt, nachdem wir sie von dieser Lackfarbe befreit haben. Seltsam, ich habe so etwas noch nie gesehen.“

„Hat sie etwas zu dem Überfall gesagt?“

„Keine Silbe. Sie hat nur immer wieder geseufzt: Wie soll es jetzt weitergehen? Ich habe ihr ein Beruhigungsmittel verschrieben.“

„Haben Sie einen weiteren Termin mit ihr vereinbart?“

Gelletreau schüttelte den Kopf. „Sie sagt, sie sei sonst in Behandlung bei ihrem Hausarzt in Perigueux und zu dem würde sie dann auch gehen. Sie hat mir seinen Namen gegeben. Er ist ebenfalls Vietnamese, ein Herzspezialist am dortigen Krankenhaus. Ich werde ihn heute noch anrufen und ihn bitten, sich um sie zu kümmern. Ihr Sohn scheint ein verantwortungsbewusster junger Mann zu sein. Er hat versprochen, sich darum zu kümmern, dass sie ihren Arzt aufsucht.“

„Hat der Junge sonst noch etwas gesagt?“

„Nichts Besonderes. Aber mir scheint, er wusste, dass sie von Chinesen angegriffen worden sind. Glauben Sie, die Sache hängt mit dem Brandanschlag auf den Supermarkt zusammen?“

„Könnte sein. Woher wissen Sie davon?“

„Das Büro des Präfekten hat angerufen. Man wollte wissen, wo Brandverletzungen am besten therapiert werden können und welche Ärzte darauf spezialisiert sind. Ich habe während meiner Militärzeit etliche Brandopfer behandeln müssen und stehe jetzt selbst auf der Expertenliste. Mir scheint, dass weitere Anschläge dieser Art befürchtet werden.“

„Interessant“, sagte Bruno. „Übrigens, wie geht's Ihrem Sohn?“

„Er macht sich ganz gut in dem Pariser *lycée*. Nächstes Jahr wird er wahrscheinlich auf die Uni gehen und Politikwissenschaften studieren können. Das hat er nicht zuletzt Ihnen zu verdanken.“

Bruno nickte. Der junge Richard Gelletreau hatte vor einiger Zeit unter Mordverdacht gestanden, war dann aber von Bruno entlastet worden. „Grüßen Sie ihn von mir, und sagen Sie ihm, dass wir mit seiner Teilnahme am Tennisturnier im Sommer rechnen. Wenn er einen Partner fürs Doppel braucht, stehe ich gern zur Verfügung.“

Als Bruno ins Wartezimmer zurückkehrte, sah er Rollo, den Rektor des *College* von Saint-Denis, in der Ecke sitzen und in einer alten Illustrierten blättern. Bruno spielte regelmäßig mit ihm Tennis. Rollo war Anfang fünfzig und immer noch ein attraktiver Mann, wirkte aber meist niedergedrückt. Dass das Schulbudget nie ausreichte und kaum gute Lehrer zu finden waren, die freiwillig in die Provinz kamen, machte ihm schwer zu schaffen.

„*Salut*, Rollo“, sagte Bruno und schüttelte ihm die Hand. „Was machst denn du hier?“

„Ich brauche Schlaftabletten“, antwortete er. „Nacht für Nacht wache ich gegen drei auf und kann nicht wieder einschlafen, auch wenn ich nichts getrunken habe.“

„Vielleicht solltest du häufiger Tennis spielen, dich beim Training richtig verausgaben.“

„Wenn ich bloß die Zeit dazu hätte! Joliot, unser Naturkundelehrer, ist entschlossen, mit sechzig in den Ruhestand zu gehen. Jetzt muss ich bis Januar Ersatz auftreiben. Zum Glück ist dank des neuen Lehrplans Geld dafür da, aber bislang war keiner der Bewerber für den Job qualifiziert.“

„Gibt's schon wieder einen neuen Lehrplan? Ist der alte nicht erst letztes Jahr geändert worden?“ Bruno erinnerte sich an Rollos Klagen.

„Von dieser Änderung spreche ich ja. Wir müssen jetzt Umweltkunde unterrichten. Joliot hätte das mit Hängen und Würgen hingekriegt, aber unsere Schüler verdienen jemanden, der das auch studiert hat.“

Bruno hatte einen Einfall. „Würde nicht jedes in Paris absolvierte naturwissenschaftliche Examen reichen, zum Beispiel eines in Chemie?“

„Wenn du jemanden findest, der in Paris studiert hat und an unserem *College* zu unterrichten bereit ist, mache ich dich zum Rektor. Trotz aufgestockten Budgets können wir maximal zweitausend Euro pro Monat an Lohn zahlen. Ich fürchte, ich werde mich mit jemandem begnügen müssen, der einen Bachelorabschluss mit Lehrbefugnis hat.“

„Ist diese Lehrbefugnis unerlässlich?“

„Nicht unbedingt. Bei entsprechender fachlicher Qualifikation lässt sie sich auch nachträglich erwerben, nämlich über einen Seiteneinstieg, der von einem erfahrenen Lehrer begleitet wird. Hast du jemand Bestimmtes im Auge?“

„Ja, eine junge Frau aus Sainte Alvere, Mutter von zwei Kindern und seit kurzem geschieden. Sie arbeitet als Aushilfe auf dem Trüffelmart und verdient dort die Hälfte von

dem, was du anbieten kannst. Sie ist eine sehr vernünftige Frau, hat ein Chemiediplom und war in der Forschung tätig.“

„Bei der Qualifikation könnte man noch fünfhundert Euro drauflegen. Und du glaubst, sie wäre interessiert?“

„Ich könnte sie fragen“, antwortete Bruno, der bereits ausgerechnet hatte, dass Florence, wenn sie den Job annähme, mehr verdienen würde als er selbst. Er suchte im Adressbuch seines Handys nach der Nummer, die sie ihm genannt hatte, und rief an.

Nachdem er ihr gesagt hatte, worum es ging, blieb es am anderen Ende der Leitung eine Weile still.

„Wollen Sie mich veräppeln, Bruno?“, fragte sie.

„Nein. Hier, Sie können selbst mit den Rektor sprechen.“

Er reichte Rollo sein Handy und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand, während die beiden miteinander redeten und ein Treffen vereinbarten. Als Rollo ihm das Handy zurückgab, sagte Bruno: „Sie hat einen schrecklichen Job auf dem Markt in Sainte Alvere. Ihr Arbeitgeber ist ein ausgemachter Mistkerl.“

„Sprichst du von Didier? Ich bin mit ihm zur Schule gegangen. Ich kannte ihn kaum, erinnere mich aber, dass er ziemlich unbeliebt war. Er machte sich einen Spaß daraus, die Mädchen zum Weinen zu bringen.“

„Scheint immer noch der Fall zu sein“, meinte Bruno. „Lass mich wissen, wie euer Treffen verlaufen ist.“

„Wenn sie es vor einer Klasse aushält, stelle ich sie ein.“ Rollo ging mit frischem Schwung auf die Sprechzimmertür zu, wo er sich noch einmal umdrehte und fragte:

„Sehen wir uns heute Abend auf der Parteiveranstaltung?“

„Die werde ich mir nicht entgehen lassen.“

„Wenn die Grünen und die Sozialisten wirklich zusammengehen, könnte der Bürgermeister bei der Wahl den Kürzeren ziehen.“

Bruno nickte.

„Und was würde dann aus dir?“

Bruno zuckte mit den Achseln. „Meinen Job werde ich schon nicht verlieren. Aber ein neuer Bürgermeister könnte mich versetzen.“

„Von wegen! Wenn das die Runde macht, wird der Bürgermeister einen Erdrutschsieg davontragen.“ Rollo zwinkerte ihm zu und verschwand im Sprechzimmer.

Als Bruno die Klinik verließ, klingelte sein Handy. Auf dem Display erschien Jean-Jacques' Nummer.

„Sie sind mit vier Leuten angerückt, die das ganze Haus auf den Kopf stellen. Dieses Trüffelpuch ist nirgends zu finden“, sagte er. „Allerdings wurde der Schlüssel für ein Bankschließfach in Bergerac entdeckt. Ich werde die Erlaubnis beantragen, das Schließfach zu öffnen. Außerdem hat die Kriminaltechnik ein paar interessante Spuren in dem gestohlenen Mercedes sicherstellen können. Haare, eine Zigarettenkippe und ein gebrauchtes Taschentuch, also mehr als genug für eine dna-Analyse. Übrigens, der ermittelnde Staatsanwalt nimmt Ihnen krumm, dass Sie den Landrover genommen haben. Das wird Ärger geben.“

„Wird es nicht. Die Kriminaltechnik hat ihn längst untersucht und mir sogar einen Beleg

darüber ausgestellt. Außerdem hat mich Vendrot als Testamentsvollstrecker eingesetzt. Ich bin der rechtmäßige Erbe des Fahrzeugs. Es gehört mir, wie auch dieses Buch.“

„Wenn Sie so weitermachen, geraten Sie selbst unter Verdacht“, entgegnete Jean-Jacques. Bruno konnte sein Schmunzeln geradezu hören.

„Das hat Isabelle auch schon gesagt.“

„Sie wird Sie noch zu fassen kriegen. - Hören Sie zu, ich fahre jetzt nach Perigueux zurück und werde mir mal das chinesische Restaurant ansehen. Haben Sie von den Duongs was erfahren können?“

„Nicht viel. Sie haben Angst und machen dicht. Duong hat sich von einem Chauffeur bringen lassen und war in Begleitung eines Typen, der wie ein Schläger aussah. Haben Sie sich die Einbürgerungsurkunden kommen lassen?“

„Werde ich machen, sobald ich zurück bin. Spätestens morgen liegen sie vor.“

„Geben Sie mir Bescheid“, sagte Bruno und steckte das Handy weg. Er warf einen Blick auf die Uhr. Er hatte gerade noch genug Zeit, seinen Hund auszuführen, zu duschen, andere Sachen anzuziehen und Pamela abzuholen, bevor die Parteiveranstaltung anfangen würde. Vielleicht schaffte er es auch noch, beim Baron vorbeizufahren und mit ihm die Rehkeule aus der Tiefkühltruhe zu holen. Nach Jägersitte gehörte es sich, dass der Freundeskreis eines verstorbenen Jagdgefährten das Fleisch des von ihm zuletzt erlegten Wildes in seinem Andenken verspeiste und auf ihn anstieß.

Chapter 11

Der Speisesaal des Seniorenheims war der größte überdachte Raum in Saint-Denis und entsprechend beliebt für politische Veranstaltungen, weil selbst dann, wenn langweilige Themen auf dem Programm standen, zumindest mit dem Besuch der älteren Herrschaften gerechnet werden konnte. Heute war der Saal allerdings brechend voll. Die Tische waren weggeräumt und jeder Stuhl war besetzt. Über hundert Besucher mussten stehen. Sie verteilten sich entlang der Wände. Bruno staunte. Mindestens jeder zehnte Einwohner von Saint-Denis hatte sich eingefunden, und soweit er zurückdenken konnte, war ein Parteitreffen nie so gut besucht gewesen. Auf einem sehr kleinen Podest vor der Stirnwand des Raums standen drei leere Stühle und Alphonse. Er hatte offenbar Probleme mit seinem Mikrofon, denn sooft er es an den Mund führte, heulten die Lautsprecher auf.

„Schalt dein Telefon aus!“, brüllte jemand durch den Saal. Alphonse folgte dem Rat, und die Störgeräusche blieben aus.

„Freunde, Genossen, liebe Mitbewohner des Planeten Erde“, hob er an. „Die Versammlung ist öffentlich, stimmberechtigt aber nur, wer entweder Mitglied der Grünen oder der Sozialisten ist. Einen Wahlschein bekommen nur diejenigen, die auch auf den Listen eingetragen sind, die uns hier vorliegen. Es soll schließlich alles demokratisch und transparent zugehen.“ Alphonse gab noch ein paar Erklärungen zum Ablauf der Veranstaltung und sagte dann: „Wir alle schätzen Gerard Mangin sehr, aber er amtiert nun schon so lange als unser Bürgermeister, dass ein Wechsel überfällig ist. Darum möchte ich euch nun unseren gemeinsamen Kandidaten vorstellen. Er ist in Saint-Denis

geboren und aufgewachsen und in seinen politischen Zielen ebenso grün wie sozialistisch - Guillaume Pons.“

Der Unterschied zwischen Alphonse und der dynamischen, schneidigen Erscheinung des jungen Pons, der sich mit aufgeknöpftem weißem Hemd präsentierte, hätte kaum größer sein können. Es war, als verkörperten die beiden zwei zeitversetzte politische Welten, Alphonse die der trockenen, wertkonservativen Gesinnung, Pons die des schillernden politischen Marketings. Bruno glaubte spüren zu können, wie sich eine Welle knisternder Erwartung ausbreitete, als Pons auf einen der drei Stühle stieg und sich von Alphonse das Mikrofon reichen ließ.

„Könnt ihr mich sehen?“, fragte er und erntete lautes Gejohle. „Könnt ihr mich hören?“ Erneutes Gejohle. „Ich grüße euch, Grüne, Sozialisten, Kommunisten und Monarchisten. Ihr seid alle herzlich willkommen, vorausgesetzt, ihr werdet kein Sägewerk ausgerechnet da hinstellen versuchen, wo wir unsere Kinder aufziehen wollen.“

Wieder wurde gejohlt, jetzt vor allem aber auch gelacht. Bruno begann sich für den jungen Mann zu erwärmen, der auf eine Weise auftrat, wie man sie in Saint-Denis nicht häufig erlebte. Kaum eine Minute war vergangen, und schon hatte Pons die Menge mit seinem Charme für sich eingenommen. Selbst die alten Linken, die der gemeinsamen Sache mit den Grünen mehr als skeptisch gegenüberstanden, schmunzelten.

„Verzeihung, jetzt muss ich euch mit unserem Programm langweilen, auf das wir uns geeinigt haben. Aber es ist von großer Bedeutung für unsere Kinder und unsere Stadt.“ Er legte eine Pause ein. „Und wenn ihr euch über die nächsten zehn Minuten nicht gut unterhalten fühlt, denkt bitte daran, dass wir über zehn Stunden daran gearbeitet haben.“

Erneutes Gelächter. Dann kehrte respektvolle Stille ein, als Pons die zehn Programmpunkte erläuterte. Bruno war mit keinem der Vorschläge einverstanden, was auch Bürgermeister Mangin nicht sein würde oder irgendein anderer Politiker in Frankreich. Es handelte sich um eine Liste von Plattitüden zu den Themen Arbeit, Umwelt, Steuern und Ausbildung. Bruno konnte darüber nur den Kopf schütteln.

„Er ist ein guter Redner“, murmelte Pamela, den Blick auf Pons geheftet. Neben ihr stand Fabiola, die Bruno ansah und die Augen verdrehte. Er zwinkerte ihr zu, erleichtert darüber, dass er offenbar nicht der Einzige war, der dieses Manifest alles andere als überzeugend fand.

„Manche von euch werden vielleicht sagen, unser Programm sei nicht detailliert genug. Stimmt“, fuhr Pons fort und raufte sich die ohnehin schon struppigen Haare. „Was ich hier vorgetragen habe, ist auch nur der Kanon unserer verbindlichen Grundsätze - ich betone: verbindlich -, oder anders ausgedrückt, das moralische und politische Fundament unserer Bemühungen und somit maßgeblich für all unsere Entscheidungen, die wir als Mitglieder des Stadtrates treffen werden.“

Ich kann heute noch nicht vorhersagen, was auf uns zukommt, zum Beispiel in Form neuer Vorschriften aus Paris oder Brüssel. Niemand weiß, was uns vom Regionalrat in Sachen öffentlicher Wohnungsbau und Raumplanung abverlangt wird. Aber wir können euch heute schon versprechen, dass wir uns immer an die hier vorgetragenen Grundsätze halten werden. Wichtig sind uns auch eure Jobs und die Luft, die unsere Kinder atmen.“

„Und warum stehe ich jetzt ohne Arbeit da? Dass das Sägewerk geschlossen wurde, ist

doch euch zu verdanken“, rief jemand aus der Menge. Bruno drehte sich um und erkannte Marcel, den ehemaligen Vorarbeiter des Sägewerks.

„Nein, unsere Gerichte haben so entschieden“, entgegnete Pons. „Wir sind Kompromiss um Kompromiss eingegangen, um das Sägewerk zu retten und eure Jobs zu sichern. Wir haben sogar angeboten, dieses fragliche Stück Land aufzukaufen, damit das Sägewerk rechtmäßig betrieben werden kann. Jeder weiß doch, wer uns hat hängenlassen. Was haben wir, ich meine jeder Steuerzahler, nicht alles getan, damit die Arbeitsplätze erhalten bleiben? Von unseren Steuergeldern sind die Abgasfilter eingebaut worden. Und das war richtig so, denn Arbeitsplatzsicherung und Umwelt gehen schließlich Hand in Hand.“

Tosender Applaus. Eine clevere Entgegnung, musste Bruno einräumen, aalglatt und doch anscheinend versöhnlich. Und schnell wechselte Pons das Thema, indem er den Plan ausbreitete, das stillgelegte Werk in einen industriellen Ökopark mit steuerbegünstigten Möglichkeiten für umweltverträgliche Jobs umzuwandeln. Bruno musste Pamela recht geben. Pons machte seine Sache ausgezeichnet, geradezu professionell, als habe er so zu reden studiert. Bruno dachte zurück an den Abend in Pons' Restaurant, als der sich über seine diversen Berufserfahrungen in Asien ausgelassen hatte - als Verkäufer von Champagner, oder war es Cognac gewesen? Jedenfalls hatte er sich auch als Lehrer versucht und war es gewohnt, vor großen Gruppen zu sprechen. Außerdem war er in einem Kasino als Croupier beschäftigt gewesen. Wer weiß, was man ihm dort beigebracht hatte?

Bruno merkte sich die Tricks, die Pons gekonnt der Reihe nach einsetzte: Scherze, weit ausgebreitete Arme, verlegenes Grinsen und dann der plötzliche Umschwung in Ernsthaftigkeit, wenn er, um einen Gedanken zu betonen, mit der Faust in die Handfläche schlug, ein-, zwei-, dreimal. Politische Rhetorik aus dem Lehrbuch, dachte Bruno. Pons spielte mit seinem Publikum wie ein Angler mit Fischen, und den begeisterten Mienen der Zuhörer nach zu urteilen genossen sie es, manipuliert zu werden.

Bruno warf einen Blick auf Pamela. Ihre Augen glänzten. Sie lächelte und hörte dann wieder konzentriert zu, als Pons einen ernsteren Ton anschlug. Sie hatte die rechte Hand an die Wange gelegt und strich mit dem kleinen Finger über den Rand ihrer Lippen, geradezu liebkosend. Verblüfft nahm Bruno diese unwillkürliche und doch vielsagende Geste zur Kenntnis.

Bei einem Blick durch den Saal entdeckte Bruno ähnliche Gesten bei anderen Frauen, die sich in die Haare griffen, den Nacken oder die Schläfen massierten. Die Männer reagierten anders. Sie nickten bedächtig, bissen die Zähne aufeinander oder lachten entspannt. Plötzlich bemerkte Bruno, dass Fabiola ihn beobachtete. Der junge Pons ließ sie offenbar kalt.

Sie drängte sich an Pamela vorbei, kam auf Bruno zu und legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Mir gefällt das nicht. Es ist unheimlich“, sagte sie so leise, dass Pamela nicht mithören konnte.

„Ich weiß, was Sie meinen“, erwiderte er.

„Was kann man dagegen machen?“, flüsterte sie. „Er zieht die Leute in seinen Bann.“

Bruno zuckte die Achseln. Jeder wusste, dass er dem Bürgermeister sehr nahestand. Wenn er jetzt irgendwie einzugreifen versuchte, würde es ihm sehr übel genommen

werden. Trotzdem hob er unwillkürlich die Hand, als Pons wieder einmal eine theatralische Pause einlegte, und rief: „Darf man Fragen stellen?“

„Wer ruft da? Ich kann wegen der Scheinwerfer nichts sehen. Natürlich dürfen Fragen gestellt werden.“

Die Leute vor Bruno gingen auseinander, um den Blick auf ihn freizugeben.

„Ah, Sie sind es, Bruno, unser hochgeachteter *chef de police*. Ich habe Sie ohne Uniform gar nicht erkannt“, sagte Pons. „Schön, dass Sie hier sind. Was wollen Sie wissen?“

„Ich habe eine Frage zum Stadthaushalt“, rief Bruno laut, damit alle ihn hören konnten. „Uns allen ist bekannt, dass das Sägewerk der größte Steuerzahler von Saint-Denis war. Auf diese Einnahmen müssen wir nun verzichten. Wie groß ist der Fehlbetrag, und wie wollen Sie die Lücke schließen? Durch Steuererhöhung? Vielleicht könnte auch Alphonse darauf antworten, denn er ist ja Ihr Partner.“

Pons' Blick schweifte von Bruno zurück auf die Versammelten, als gelte es, den Stimmungsumschwung zu bemessen.

„Eine gute Frage, die uns alle, die ganze Gemeinde, in den nächsten Monaten beschäftigen wird, bis eine zufriedenstellende Antwort gefunden ist. Aber hören wir, was mein Freund Alphonse dazu zu sagen hat. Nur eines vorab, Bruno.“ Pons setzte sein Gewinnerlächeln auf. „Wenn ich allein entscheiden könnte, bliebe Ihr Gehalt von allen fälligen Kürzungen ausgespart. Sie sind ein zu wertvolles Mitglied der Gemeinde.“

Allgemeines herzhaftes Gelächter. Bruno spürte, dass er rot wurde. Nichts lag ihm ferner als die von Pons unterstellte Sorge um sein Gehalt. Alphonse nahm das Mikrofon und stammelte umständlich etwas von Prioritäten und harten Einschnitten. Die Begeisterung im Publikum ging merklich zurück, und es war fast, als entweiche Luft aus einem Luftballon. Man hörte Füße scharren und Gemurmeln, während Alphonse zur Antwort auf Brunos Frage eine Summe auszurechnen versuchte. Als er sich wieder setzte, war niemandem klar, was er eigentlich gesagt hatte. Pons ergriff das Mikrofon.

„Aktuelle Zahlen stehen uns noch nicht zur Verfügung. Aus den Einnahmen des vergangenen Jahres wissen wir allerdings, dass die vom Sägewerk gezahlten Abgaben weniger als fünf Prozent des gesamten Steueraufkommens ausmachen. Wenn uns die nun fehlen, ist das traurig, aber kein Grund zur Verzweiflung, zumal wir, wie gesagt, die Möglichkeit haben, das Betriebsgelände neuen Unternehmen zur Verfügung zu stellen, die ihrerseits für neue Arbeitsplätze sorgen...“

Pons bemerkte, dass die ersten Zuhörer den Saal verließen, und reagierte schnell.

„Ich glaube, viele von uns haben heute Abend noch etwas Besseres vor. Kommen wir also zu unserem Hauptanliegen, nämlich zur Abstimmung. Wir haben hier vorn zwei Wahltische. Links von mir geben die Grünen und die Mitglieder des *Nouveau Centre* ihre Stimmen ab, rechts die Sozialisten. Dank unserer Freiwilligen vom *College* wird das Ergebnis in wenigen Minuten vorliegen.“

Beifall brandete auf. Es wurden Stühle gerückt, und alles lief durcheinander. Im Gedränge trafen viele auf Bekannte, die erst einmal begrüßt werden mussten, und am Ende hatte so mancher vergessen, zu welchem Tisch er eigentlich wollte.

„Gut gemacht“, murmelte Xavier, der neben Bruno aufgetaucht war. „Ich dachte schon, Pons würde gleich per Akklamation zum neuen Bürgermeister gewählt.“ Der

stellvertretende Bürgermeister drückte ihm anerkennend den Arm und ging weiter. Gleich darauf stupste Montsouris, der einzige Kommunist im Stadtrat, Bruno von hinten an und legte ihm seinen kräftigen Arm über die Schulter.

„Gute Frage, Bruno, und genau zum richtigen Zeitpunkt“, bemerkte Montsouris und kehrte an die Seite seiner Frau zurück, die politisch noch entschiedener links stand als er.

„Dann sollte ich jetzt wohl auch meine Stimme abgeben“, sagte Pamela. „Ich wusste gar nicht, dass dir der Stadthaushalt so sehr am Herzen liegt.“

„Und ich wusste nicht, dass du einer Partei beigetreten bist. Man muss Mitglied sein, um heute Abend wählen zu können“, entgegnete Bruno. „Ich gehöre keiner Partei an und habe darum auch kein Stimmrecht.“

„O ja, seit gestern bin ich bei den Grünen“, sagte sie. „Ich dachte, es wird Zeit, dass ich mich ein bisschen engagiere. Bill hat mich auf die Liste gesetzt. Bin gleich wieder da. Es bleibt doch dabei, dass wir zusammen zu Abend essen, oder?“

„Klar. Ich habe seit heute Morgen nichts mehr zwischen die Zähne bekommen.“

„Kompliment“, sagte Fabiola, als Pamela außer Hörweite war. „Ich hatte mich auch zu Wort melden wollen, aber mir ist leider nichts Passendes eingefallen. Es stört mich, dass sich die Leute so leicht verdummen lassen. Man sollte doch meinen, wir hätten endlich dazugelernt.“

„Gehören Sie einer Partei an?“, fragte Bruno.

„Nein, davon bin ich inzwischen weit entfernt“, sagte sie lächelnd. „Als Studentin hätte ich mich beinahe den Maoisten angeschlossen. Dann war ich Feuer und Flamme für die Frauenbewegung, bis mir schließlich ein hübscher Bergsteiger über den Weg gelaufen ist, der mich für die Bergwelt begeistert hat, gerade rechtzeitig, denn danach konnte ich mich auf den Abschluss meines Medizinstudiums konzentrieren.“

„Sie kennen vielleicht den alten Spruch: Wer in jungen Jahren nicht links steht, hat kein Herz.“

„Und wer da mit dreißig immer noch steht, hat keinen Verstand. Das hat mein Vater immer gesagt, und er war Kommunist.“ Fabiola legte eine Pause ein. „Ich habe den Eindruck, Pamela flirtet zum ersten Mal mit der Politik“, sagte sie. „Wenn man so spät damit anfängt, könnte es gefährlich werden.“

Sie richtete ihren Blick auf die Bühne, wo sich Pons angeregt mit Pamela unterhielt. Bruno bemerkte, dass die beiden von Pons' Küchenchef beobachtet wurden. Der Chinese sammelte offenbar erste Erfahrungen mit der französischen Demokratie. Bruno dachte daran, dass es langsam Zeit wurde, die Nichten des Mannes einzuschulen, wurde dann aber von einer hübschen jungen Blondine abgelenkt, die sich ihm in die Arme warf. Hinter ihr stand deren Vater und grinste übers ganze Gesicht.

„Stephane, Dominique“, grüßte Bruno. Er drückte das Mädchen mit dem linken Arm an sich und streckte seinem Freund die rechte Hand hin. „Müsstest du nicht an der Uni in Grenoble sein? Sag nicht, dein Paps findet es gut, dass du dein Studium schleifen lässt.“ Stephane lachte. Er war stolz auf seine Tochter und freute sich riesig über ihren unerwarteten Besuch.

„Ich bin extra wegen dieser Veranstaltung hergekommen“, sagte Dominique. „Die Studentenvergünstigungen der Bahn machen's möglich. Den Auftritt der grünen Hoffnung

für unser Bürgermeisteramt konnte ich mir doch nicht entgehen lassen. Mein Politikprofessor ist ganz begeistert von den Entwicklungen in Saint-Denis.“

„Ob Pons die Koalition anführen oder gar Bürgermeister wird, steht noch längst nicht fest“, entgegnete Bruno. „Zuerst müsste er sich als kompromissfähig erweisen.“

„Wir werden sehen“, sagte Dominique. „Zugegeben, an das Geld hatte ich gar nicht gedacht.“

„Darum geht's in der Politik, um Geld und darum, wie es verteilt wird.“

Die Lautsprecher heulten auf. Alphonse hatte wieder das Mikrofon in der Hand.

„Die Wahlergebnisse stehen fest“, verkündete er. „Es freut mich, dass unser gemeinsames Programm in allen Parteien eine klare Mehrheit findet. Von den Grünen stimmten sechszwanzig dafür und zwölf dagegen. Alle sieben Stimmen der Neuen Mitte sprechen sich ebenfalls dafür aus. Bei den Sozialisten liegt das Verhältnis bei 66 zu 46. Eine noch deutlichere Mehrheit bestätigt Guillaume Pons, kurz: Bill, als unseren gemeinsamen Kandidaten für das Bürgermeisteramt. Er möchte noch etwas sagen.“

Pons bedankte sich bei allen, die gekommen waren, und versprach, weitere Treffen dieser Art zu organisieren. Dann erklärte er, warum die Kandidatenliste noch zu vervollständigen sei.

„Zum Beispiel hätte ich gerne einen Vertreter des Seniorenheims mit im Boot, der die Interessen unserer älteren Mitbürger vertritt“, sagte Pons. „Außerdem brauchten wir, wie ich finde, auch einen Vertreter der hiesigen Unternehmerschaft, und nicht zuletzt auch einen Schülervertreter. Selbst wenn er noch zu jung ist, um im Rat stimmberechtigt mitwirken zu können, sollte ein solcher Vertreter zumindest mit am Tisch sitzen, weil es in vielen Entscheidungen um die Zukunft der nachrückenden Generation geht.“

Pons winkte den Schülern des städtischen *College* zu, die bei der Auszählung der Stimmen geholfen hatten und ihm nun begeistert applaudierten. Betont konzentriert sah er sich im Saal um, bis er offensichtlich die gesuchte Person entdeckt hatte und ihr zuwinkte.

„Unsere Freundin Pamela, die sich unter uns befindet, erinnert mich daran, dass es eine gute Idee wäre, auch einen europäischen Bürger, der nicht Franzose ist, im Stadtrat zu haben, und zwar als Vertreter aller Ausländer, die unter uns wohnen und unseren Tourismus beleben. Vielleicht sollten wir am großen runden Tisch auch einen Platz für unseren *chef de police* freihalten, der uns heute Abend daran erinnert hat, wie wichtig es ist, den Haushalt zu konsolidieren. Kurzum, ich bin der Überzeugung, dass Politik gerade in unserer Zeit viel zu wichtig ist, als dass man sie den Politikern überlassen könnte. Wir sind auf die Mitwirkung aller angewiesen, wenn das heute Abend formulierte Versprechen auf ein neues Kapitel in der demokratischen Geschichte von Saint-Denis Wirklichkeit werden soll. Danke und *Vive la France*.“

„Stadtrat Bruno“, frotzelte Fabiola. „Ich glaube, als *chef de police* sind Sie mir lieber.“

Chapter 12

Bruno erwachte im eigenen Bett, allein. Nach der Versammlung am Vorabend hatte er zusammen mit Fabiola bei Pamela zu Abend gegessen, ein köstliches Hähnchen, langsam gegart auf einem Bett aus Kartoffeln und Knoblauch. Bruno hatte eine Flasche aus seinen

Pomerol-Beständen mitgebracht, Fabiola den Tisch in der Küche gedeckt und Pamela eine Dose Erbsen aufgemacht.

Bruno kannte sich in Pamelas Haushalt bestens aus und wusste, wo was seinen Platz hatte. Er holte die Karaffe vom obersten Regalbord und dekantierte den Wein über dem Spülbecken. Eigentlich hätte die Flasche schon vor ein paar Stunden geöffnet werden müssen, aber mit dem Umfüllen war es auch getan. Fabiola schnitt ein Baguette auf und richtete einen Teller mit Käsestückchen her. Niemand sagte etwas, und die Stille wurde allmählich unangenehm, bis schließlich alle drei auf einmal zu reden anfangen.

„Habt ihr gehört...“ - „Entschuldigung...“ - „Was ich noch sagen wollte...“

„Du zuerst, Pamela“, sagte Bruno. „Ich wollte fragen, was ihr von Bills Idee haltet, mich in den Stadtrat zu holen. Er hat's mir gegenüber nur kurz angedeutet und dann gleich ausposaunt. Du wärest viel geeigneter für diesen Posten, Bruno.“

„Kommt für mich nicht in Frage, und ich glaube, er weiß das“, entgegnete Bruno, als Pamela die dampfende Kasserolle aus dem Ofen holte. Er sog die herrlichen Aromen von Knoblauch, Huhn und Zitrone in sich auf. „Ich bin Angestellter des Bürgermeisters und somit auch des Stadtrates, und als Angestellter kann ich nicht gleichzeitig Mitglied sein. Das ist rechtlich nicht drin. Aber du, Pamela, wärest eine echte Bereicherung.“

„Obwohl ich immer noch von allen als die verrückte Engländerin bezeichnet werde?“ Sie stellte die Kasserolle mitten auf den Tisch.

„Das ist doch längst vorbei“, widersprach Bruno. „Solche Spitznamen kriegt hier auf dem Land erst einmal jeder, der von außerhalb zuzieht und noch nicht so richtig einzuschätzen ist. Aber inzwischen kennen dich alle als Pamela.“

„Würde ein Sitz im Stadtrat viel zusätzliche Arbeit mit sich bringen?“, fragte sie.

„Er tritt für gewöhnlich einmal in der Woche zusammen, häufiger nur dann, wenn über den Haushalt beraten wird“, antwortete Bruno. „Aber natürlich muss man sich um seine Wähler kümmern, und das wären in deinem Fall die zugezogenen Ausländer, von denen etliche Probleme mit der Sprache haben. Es könnte durchaus sein, dass du als unbezahlte Dolmetscherin fungieren und den Leuten dabei helfen musst, sich im Dickicht unserer französischen Bürokratie zurechtzufinden.“

„Immerhin ist es durchaus schmeichelhaft, dass Bill dich vorgeschlagen hat“, sagte Fabiola, als Bruno den Wein ausschenkte.

Pamela wirkte ein wenig zerstreut, denn anstatt wie sonst herzhaft zuzulangen, pickte sie lustlos an ihrem Essen herum. Dafür trank sie so viel Wein wie die beiden anderen zusammen. Nach dem Hähnchen nahm sich Bruno eine dünne Scheibe vom *tomme d'Audrix*, der von Stephane kreierten Käsespezialität der Region, wozu er sich einen letzten Schluck Wein schmecken ließ. Dann stand er mit der Bemerkung, rechtzeitig zu Bett gehen zu wollen, weil er morgen einen schweren Tag vor sich habe, auf und tat so, als bemerkte er Pamelas enttäushtes Gesicht nicht.

„Nehmen Sie's nicht krumm“, sagte Fabiola, als sie ihn zum Landrover brachte. „Sie ist ein bisschen durcheinander, weil eine Bekannte aus Le Buisson Sie, Bruno, gestern Abend mit irgendeiner alten Freundin am Bahnhof gesehen hat. Sie wissen ja, wie schnell sich so etwas herumspricht.“

In seinem dunklen Schlafzimmer ließ sich Bruno die Szene auf dem Bahnhof noch einmal

durch den Kopf gehen. Weil die Zeit drängte, hatte er Isabelle nur ein Küsschen auf die Wange geben können, ehe sie in den wartenden Zug gestürzt war. Ja, er empfand immer noch viel Zärtlichkeit für sie, aber dass es mit ihrer Romanze aus war, hatte sie beim vorletzten Abschied sehr deutlich gemacht. Lächelnd erinnerte sich Bruno an ihren Anblick, wenn sie neben ihm in seinem Bett gelegen hatte, an den Duft, den sie auf den Kissen zurückgelassen, und daran, dass sie statt eines Morgenmantels gern eines seiner Hemden getragen hatte.

Er öffnete die Augen und schaute durchs Fenster auf den schwarzen Waldrand. Was ihm an der Winterzeit am wenigsten gefiel, war das späte Hellwerden und dass er aufstehen musste, wenn es noch dunkel war. Immerhin hatte er es warm im Haus. Die dicken Steinmauern hielten die Wärme im Haus, die der Holzofen ausstrahlte. Bruno stieg aus dem Bett und öffnete die Tür, um Gigi hereinzulassen, der ihn überschwenglich begrüßte. Dann schaltete er Radio Perigord ein und machte seine Morgengymnastik, eine alte Gewohnheit aus seiner Militärzeit. In den Nachrichten war als zweite Meldung zu hören, dass in Bergerac ein asiatischer Supermarkt gebrannt hatte. Es wurde immer schlimmer.

Er setzte Kaffee auf und toastete die Baguettereste vom Vortag. Um keine Zeit zu verlieren, begann er mit der Vorbereitung für den Leichenschmaus zum Andenken an Hercule. Gigi wurde ganz nervös, als Bruno die Rehkeule holte, die am Deckenbalken der Küche hing. Er schnitt einen Teil der Fettschicht ab, würfelte sie und gab die *lardons* in eine Pfanne, um sie auf dem Gasherd anzubraten. Dann löste er sechs Schalotten aus dem Zopf, der von der Decke herabhing, und machte sich daran, sie zu häuten. Das Brot war jetzt getoastet. Gigi bekam einen Teil davon, und während er noch an der letzten Scheibe kaute, schnitt er das Fleisch in große Würfel und rührte die *lardons* in der Pfanne. Weil ihm die Menge noch nicht reichte, fügte er einen weiteren zerkleinerten Teil der Fettschicht hinzu. In einer zweiten Pfanne schwitzte er die Schalotten in Entenschmalz an, von dem er auch einen großzügigen Löffel voll in die Kasserolle gab, um das Fleisch darin anzubraten.

Radio Perigord brachte jetzt Musik. Bruno schaltete France-Inter ein, um sich weitere Nachrichten und die Pressestimmen anzuhören. Er wendete die Fleischstücke, damit sie rundum gleichmäßig braun wurden, trank zwischendurch Kaffee und holte ein Glas getrockneter Pilze aus der Vorratskammer. Dann fing er an, Knoblauchzehen zu schälen. Als das Fleisch gut angebraten war, stäubte er Mehl darüber, um den Bratensaft zu binden, gab dann die Schalotten und ein halbes Dutzend kleingehackter Knoblauchzehen hinzu und würzte mit Salz und Pfeffer. Als Nächstes kippte er einen guten Schluck von dem roten Bergerac seiner Tagesration in die Pfanne, in der er die Schalotten angeschwitzt hatte, und rührte die zerkrümelten Reste des Baguettes unter die Flüssigkeit. In die Fleischkasserolle quetschte er nun einen Teil der Blutwurst aus dem Darm, die von der Schweineschlachtung im vergangenen Jahr übriggeblieben war. Er verrührte die Masse, leerte die Weinflasche darüber, gab die getrockneten Pilze hinzu und setzte den Deckel auf.

Jetzt zur Nachspeise, sagte er sich. Er hatte sich für eine getrüffelte *creme brûlée*

entschieden und löffelte aus seinem Vorratsglas ein gutes Quantum Trüffelspäne auf ein Sehtuch, dessen Zipfel er anschließend fest zuband. Dann schüttete er drei Liter Sahne in einen großen Topf, stellte ihn aufs Feuer und tauchte das Sehtuch darein. Dank seiner fruchtbaren Hühner musste er an Eiern nicht sparen. Geschickt trennte er Eiweiß und Dotter von insgesamt zwei Dutzend Eiern und verrührte die Dotter mit zwölf Esslöffel Zucker zu einer sämigen, blassgelben Paste.

Als die Sahne zu sieden anfang und sich in der Küche ein betörender Trüffelduft ausbreitete, drehte er die Hitze herunter und schlug mit dem Schneebesen die Eigelbmasse unter. Er tunkte einen Holzlöffel hinein, um die Konsistenz zu prüfen, war damit zufrieden und kippte den Topfinhalt durch ein Sieb in eine große Souffleschale. Dann zerkleinerte er noch einen der schwarzen Trüffeln, die er aufgehoben hatte, rührte die Trüffelspäne unter und stellte die Schale zum Abkühlen beiseite. Er würde sie später im Kühlschrank zum Festwerden kalt stellen und die Masse erst kurz vor dem Servieren mit Zucker bestreuen und mit der Lötlampe anflämmen. Ein Dessert für Könige, genau das Richtige für ein Fest unter Jägern. Und für Hercule, dachte er traurig.

Er spülte das Geschirr und räumte in der Küche auf, stieg dann in seine Stiefel, schlüpfte in die Winterjacke und führte Gigi nach draußen. Es war noch dunkel, aber die Sterne glitzerten so hell, dass der Reif weiß schimmerte, der sich über Nacht gebildet hatte. Von der Scheune war der Ruf eines Käuzchens zu hören, und irgendwo tief im Wald bellte ein Fuchs. Bruno holte seine Taschenlampe aus der Tasche und schaute im Hühnergehege nach dem Rechten. Von seinen Schritten aufgeweckt, krächte missmutig der Hahn, während sich die Hühner nicht stören ließen und mit den Köpfen im Gefieder weiterschließen. Der Maschendraht, der das Gehege schützte, war auch in dieser Nacht unversehrt geblieben und der Fuchs war gut beraten, sich woanders umzusehen. Die Enten rührten sich und warteten darauf, dass Bruno mit dem großen Getreideeimer kam. Im Gemüsegarten pflückte er ein paar Zweige Thymian sowie zwei Lorbeerblätter, die er zur späteren Verwendung vor die Küchentür legte, ehe er mit Gigi in den Wald hinterm Haus ging.

Er kannte das Gelände so gut, dass er seinen Gedanken freien Lauf lassen konnte, während Gigi eifrig schnuppernd hin und her rannte. Bald hatte der Hund Witterung vom Fuchs aufgenommen, weshalb Bruno ihn zurückpfeifen musste. Ein Basset im Jagdfieber war kaum aufzuhalten und blieb seiner Beute stundenlang auf der Fährte. Gigi parierte und wartete, bis sich Bruno genähert hatte. Selbst im Dunkeln war zu erkennen, dass der Hund ihn vorwurfsvoll anblickte und nicht verstand, warum er von seinen Pflichten abgehalten wurde. Bruno ging vor ihm in die Hocke, tätschelte den Kopf und die langen Ohren und bedachte ihn mit Komplimenten, während sich der Hund die Schnauze an Brunos Schenkel rieb. Wenn er doch Frauen nur ebenso gut verstehen könnte wie seinen Hund!

Aber vorher musste er sich wohl selbst verstehen lernen und Klarheit darüber gewinnen, was er eigentlich wollte. Was erwartete oder erhoffte er von Pamela? Sie hatte deutlich gemacht, dass ihr an einer festen Beziehung nicht gelegen war und dass sie unabhängig bleiben wollte. Bruno hatte nie irgendetwas anderes in Aussicht gestellt, glaubte aber absehen zu können, dass er mit ihr als Frau auf Dauer durchaus zufrieden sein würde. Sie

war aufmerksam und freundlich, und die kühle, selbstbewusste Miene, die sie öffentlich zur Schau trug, verwandelte sich auf atemberaubende Weise, wenn sie und er ungestört waren. Besonders reizvoll fand er auch ihre englische Art. Zwar sprach sie fast perfekt Französisch, aber es wurde doch immer wieder deutlich, dass beide aus unterschiedlichen Quellen schöpften.

Pamela fragte ihn oft nach der Bedeutung von Straßennamen, die er einfach als gegeben hinnahm. Warum hieß diese Straße 18.Juni und jene 8. Mai? Was hatte es mit der *Dix-huit Brumaire* auf sich oder mit dem 21. April? Ihm waren all diese Daten gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, und die Geschichten, die dahinterstanden, gehörten wohl oder übel zur französischen Identität, so die Bartholomäusnacht und die *Voie Sacree* von Verdun, das Horn von Roland, mit dem er zur Schlacht von Roncesvalles rief, oder die Belagerung von La Rochelle, die Sonne von Austerlitz und Leon Blums *Front Populaire*. Er konnte ihr zwar erklären, worum es ging, ihr aber nicht vermitteln, welche Empfindungen und Assoziationen dabei mitschwangen oder warum fast alle Franzosen ein Faible für Akkordeonmusik oder *andouillettes* hatten.

Aber gerade das machte wohl, wie er glaubte, einen Teil ihres Charmes aus, dieser Reiz exotischer Fremdheit und das Versprechen auf Abenteuer, für die er einen ausgeprägten Sinn hatte. Trotzdem, wenn es ihm vor allem darum gegangen wäre, hätte er ein Leben an der Seite Isabelles in Paris und im Einsatz für den Brigadier sehr viel attraktiver finden müssen, als es der Fall war. Isabelle war so wunderbar aufregend und animierend, dass er ihr oft nacheifern wollte. Aber nicht immer. Er atmete die kühle Nachtluft ein, nahm einen ersten Widerschein der Morgendämmerung wahr, noch ehe es im Osten hell wurde, und wusste, dass er diese Wälder, sein Zuhause und Saint-Denis liebte und nie darauf verzichten könnte.

Auf dem Umweg über den langgezogenen Hügelrücken kehrte er nach Hause zurück, eigentümlich zufrieden mit dem Ausgang seines Selbstgesprächs und der neuerlich gewonnenen Einsicht, dass weder Isabelle noch Pamela, obwohl er sich zu beiden hingezogen fühlte, ihm all das bieten konnten, worauf es ihm letztlich ankam. Er liebte Isabelle, würde sich aber mit der Art, wie sie ihre berufliche Laufbahn verfolgte, nicht anfreunden können. Und er liebte Pamela und das Landleben, das sie führte, hier, in diesem Winkel Frankreichs, in dem sie sich so wohl fühlte, dass sie dafür ihre Heimat aufgegeben hatte. Sie wäre die richtige Frau für eine feste Beziehung. Doch darauf wollte sie sich nicht einlassen, und er, wie er sich ehrlich eingestehen musste, im Grunde auch nicht - noch nicht.

Als er aufblickte, sah er sein kleines Haus, das sich schwarz vom Sternenhimmel abhob, mit dem Dach, für das er bereits Umbaupläne ausgearbeitet hatte. Mit einem Gaubenfenster wollte er im ungenutzten Dachboden ein zusätzliches Schlafzimmer einrichten. Warum eigentlich, wenn nicht doch der Wunsch da wäre, irgendwann eine Familie zu haben, Kinder, die in diesem Zimmer schlafen und Gigi oder seinen Nachfolger heimlich mit nach oben nehmen würden, damit er ihnen das Bett wärmte? Kinder, denen er dieses Haus, das er ausgebaut hatte, und das Grundstück mit dem Garten würde vererben können.

Hercule hatte sich sehr großzügig gezeigt, war aber bestimmt traurig gewesen, als er in

Ermangelung eines Erben aus der eigenen Familie dieses Testament formuliert und all sein irdisches Gut Freunden und der Wohlfahrt vermacht hatte. Bruno würde es sehr vermissen, mit Hercule durch diese Wälder zu streifen und nach den Fliegen Ausschau zu halten, die mit ihrem Tanz verrieten, wo Trüffeln im Boden zu finden waren. Er würde die Art vermissen, mit der Hercule mit Hunden umgegangen war, insbesondere mit Gigi, dem er beigebracht hatte, Trüffeln aufzustöbern und die Stelle zu markieren, ohne selbst danach zu buddeln. Er würde das Gläschen Cognac in der Morgendämmerung vermissen, die Kameradschaft zwischen ihm, dem Baron und Hercule, drei Veteranen, die zwar an unterschiedlichen Kriegen teilgenommen, aber in derselben Armee gedient hatten.

Zum Haus zurückgekehrt, holte er seine Heukiste aus der Scheune, nahm die Kräuter von der Türschwelle und ging in die Küche. In der Kasserolle blubberte es sanft. Er rührte um, fügte den Thymian, die Lorbeerblätter und eine Handvoll schwarze Pfefferkörner hinzu und ging ins Badezimmer, um zu duschen und die Uniform anzuziehen. Zurück in der Küche, drehte er das Gas aus und stellte die Kasserolle in die mit Heu ausgefütterte Kiste, setzte den Deckel auf und packte das Heukissen darüber. Das Fleisch würde nun über die nächsten Stunden langsam weitergaren. Er vergewisserte sich, dass er ein frisches Handtuch in seiner Sporttasche hatte, und ging nach draußen zum Landrover. Sein Ziel war der Sonntagsmarkt, wo er den Aufbau der Stände zu beaufsichtigen hatte. Als er losfuhr, schimmerte im Osten das erste Morgenlicht. Gigi hockte vor dem Haus wie an jedem Morgen und schaute ihm nach. Bruno fragte sich, was sein Hund wohl anschließend machte. Wahrscheinlich tapste er zum Hühnergehege, um die Witterung des Fuchses aufzunehmen, der längst verschwunden war, und sorgte dafür, dass niemand Unbefugtes das Grundstück seines Herrchens betrat.

Chapter 13

Auf der Jagd hatte Bruno keine Probleme damit, bis zu . zwanzig Kilometer stramm zu marschieren. Zwei- bis dreimal in der Woche hielt er sich mit Dauerläufen fit. Er spielte Tennis und trainierte die Rugbyjugend. Aber er würde demnächst vierzig werden und wusste, wie anstrengend die neunzig Minuten eines Rugbymatches sein konnten. Besonders anstrengend waren die kurzen Sprints. Wieder einmal hatte man ihn auf den Flügel gestellt, wo er so schnell sein musste wie die Stürmer und so unerschütterlich wie ein Pfeiler.

Er rieb sich die Waden mit seiner Spezialcreme ein und bandagierte sich den Knöchel, der ihm manchmal Probleme machte. Zu seiner Verwunderung sah er, dass sein Teamgefährte Stephane schwarze Leggings unter der kurzen Hose trug, ausgerechnet er, der alles andere als wehleidig war und zu den größten und härtesten Männern zählte, die je für Saint-Denis gespielt hatten. Als er Brunos ungläubigen Blick bemerkte, sagte er entschuldigend: „Verdammt kalt da draußen.“

„Nach ein paar Minuten merkst du davon nichts mehr“, entgegnete Bruno. „Meine Sorge ist, dass ich bald keine Puste mehr habe.“

„Was sollen erst die anderen sagen?“, brummte Stephane.

Er hatte recht. Bruno schaute sich in der Umkleidekabine um und sah eine Bande

mittelalter Männer, die alle zu viel Speck angesetzt hatten und wahrscheinlich schon den Muskelkater am nächsten Tag fürchteten.

Es war Tradition, dass einmal im Jahr die Jugend von Saint-Denis auf die Senioren traf, die U-18 auf die über Fünfunddreißigjährigen, Spritzigkeit und Kondition auf Erfahrung und Spielwitz. Für die Älteren gab es nur zwei Möglichkeiten, wenn sie gewinnen wollten. Entweder sie sammelten während der ersten Viertelstunde so viele Punkte, dass sie sich für den Rest des Spiels in der Verteidigung einigeln konnten, oder sie machten die Jungen mit rücksichtslosem Körpereinsatz mürbe. Mit Schnelligkeit und Ausdauer spielten die Jungen während der zweiten Spielhälfte immer ihre Überlegenheit aus. Und wenn die Alten allzu ruppig wurden, konnte man darauf wetten, dass irgendwann die Frau von Nummer acht aufs Spielfeld gerannt kam und dem Gatten die Handtasche um die Ohren schlug, weil der den gemeinsamen Sohn mit brutalem Tackling zu Fall gebracht hatte. Aber gerade auf solche Szenen waren alle Zuschauer gespannt, und darum hatte sich die Tribüne wieder einmal bis auf den letzten Platz gefüllt, was nicht zuletzt den Kassenwart des Vereins freute.

Raoul reichte eine Flasche Cognac herum, doch Bruno schüttelte den Kopf. Vielleicht in der Halbzeitpause, falls er denn so lange durchhalten würde. Er musterte seine Mannschaft. Mit allen spielte er schon seit Jahren, nur nicht mit Guillaume „Nennt mich Bill“ Pons, dem einzigen Neuzugang, der also, wie Bruno registrierte, auch schon über fünfunddreißig sein musste, aber deutlich jünger aussah und vor Kraft zu strotzen schien. Ob er wohl auch in China Rugby gespielt hatte?, fragte sich Bruno. Er war jedenfalls bestens in Form und hatte sich im Training als sehr laufstark erwiesen. Auch er sollte auf dem Flügel spielen.

„Also dann, Männer“, rief Louis, der Vorsitzende des Vereins und selbsternannte Trainer der Altherrenmannschaft, als der er sich geschickt darum herumdrückte, selbst mitspielen zu müssen. „Rennt um euer Leben. Wir brauchen mindestens dreißig Punkte, bevor die anderen einen Zähler landen. Versucht anschließend, in Ballbesitz zu bleiben, und wenn's nicht anders geht, drescht das Ei möglichst weit nach vorn. Wir sind größer und kräftiger, haben also klare Vorteile in der Gasse und im Gedränge. Und hütet euch vor Frauen mit Handtaschen. Viel Glück!“

Putain, fluchte Bruno im Stillen, als sie aufs Spielfeld hinaustrabten. Die gefühlte Temperatur war noch niedriger als am frühen Morgen, als er Gigi ausgeführt hatte. Die Jugend wärmte sich bereits auf und demonstrierte ihre Schnelligkeit. Pater Sentout, der einen dicken schwarzen Mantel über seiner Soutane trug, stand am Spielfeldrand und gab den Spielern wie gewohnt seinen Segen. Aus der Zuschauermenge tönten Gelächter und Anfeuerungsrufe für die Väter, Onkel und Ehemänner. Die Frauen warfen ihnen Kuschhände zu und rissen Witze, in denen von Tragen und Krankenwagen die Rede war. Bruno sah Pamela und Fabiola, die ihm zuwinkten, als er an ihnen vorbeilief. Er grüßte mit gespielt zackigem Salut. Vielleicht hätte er sie um ein Taschentuch oder einen Strumpfhalter bitten sollen, um wie ein Ritter von damals ein Liebespfand der Herzdame bei sich zu tragen.

Der Himmel war grau, der Boden schon seit Tagen aufgeweicht. Auf den Pfützen an den Malstangen hatte sich eine dünne Eisschicht gebildet. Das Feld würde in kürzester Zeit

eine einzige Schlammwüste sein, was der Spielweise der älteren Herrschaften zugutekommen könnte, denn sie setzten auf Körpereinsatz und Gedränge. Die Jugend war aufgrund ihrer Schnelligkeit auf festem Untergrund im Vorteil. Stephane, der Kapitän, verlor die Münzwahl, weshalb die andere Mannschaft ankicken durfte.

Lespinasse von der Kfz-Werkstatt, der mit seiner gedrunghenen Statur ideal auf der Pfeilerposition war, fing den Ball auf und blockte ihn vor seinem heranstürmenden Sohn Edouard ab. Der war größer als sein Vater, aber nur halb so schwer und prallte von dessen Schulter ab, als Lespinasse den Ball zu Raoul zurückpasste. Der schaffte zehn Meter, ehe er, zu Fall gebracht, den Ball an Stephane weitergab, worauf sich dieser bis zur 22-Meter-Linie in der gegnerischen Hälfte durchtunkte, wo ihn gleich drei junge Burschen an den Beinen festhielten. Trotzdem schaffte er es, Marcel anzuspielen.

Die erste und zweite Reihe schafften Platz, während Bruno auf dem rechten Flügel die gegnerischen Dreiviertel auf sich zog. Vor der 5-Meter-Linie wurde Marcel schließlich zur Strecke gebracht. Irgendwie konnte er den Ball behaupten und sich aus dem Pulk der Verteidiger befreien. Er passte zu Jacquot, dem Gedrängehalb, der mit seinen fünfunddreißig Jahren der Jüngste im Team war und der Einzige, der noch aktiv in der Stadtmannschaft spielte. Tief geduckt wich er den verbliebenen Gegenspielern aus und brachte den Ball über die Endauslinie. Try. Auch die Erhöhung schaffte er: sieben zu null. Als alle wieder auf ihre Positionen gingen, fielen die ersten Regentropfen.

Und so ging es weiter. Hatten die Senioren den Ball, spielten sie schnell ihre Stürmer an, die sich mit Wucht nach vorn arbeiteten. Waren die Junioren im Ballbesitz, brachten sie ihre Dreiviertel ins Spiel, die über die Flügel zu flitzen versuchten. Bruno musste immer wieder eingreifen und begnügte sich nicht damit, den Gegner zu Boden zu reißen. Vielmehr hatte er den Ehrgeiz, ihn zu klammern, bis die eigenen Leute zur Stelle waren und ihm den Ball entwandten.

Den älteren Stürmern gelangen zwei weitere Trys, bis der Schiedsrichter das Spiel unterbrach und den Junioren ein Gedränge zuerkannte. Aber gegen die geballte Masse der Senioren hatten die Jungen keine Chance. Mit einer Hand am Boden abgestützt, ging Bruno in Startposition, um dem Gedrängehalb den Ball abzujauchen. Der hatte jedoch seine eigenen Vorstellungen und versuchte, einen Haken zu schlagen. Bruno erwischte den Jungen im letzten Augenblick am Fußgelenk und schickte ihn der Länge nach zu Boden. Der Ball kullerte Bruno direkt in die Arme.

Schnell war er wieder auf den Beinen, nur vom gegnerischen Außendreiviertel und Schlussmann bedroht. Auf der rechten Seite hörte er Jacquot heranpreschen, und aus dem Augenwinkel sah er links ein weiteres dunkles Trikot seiner Mannschaft. Als sich der Schlussmann ihm in die Hüfte warf, gab Bruno den Ball an Jacquot weiter, der ihn über die Linie brachte.

Bruno rang vornübergebeugt nach Luft, als Jacquot den Try mit gezieltem Schuss erhöhte. Achtundzwanzig zu null. „Hast du mich nicht gesehen?“, schimpfte jemand. Es war Poris. „Ich war direkt neben dir, völlig unbedrängt. Du hättest den Ball abspielen sollen.“

„Habe ich doch, an Jacquot, und der hat gepunktet.“

„Aber ich war besser positioniert“, entgegnete Pons. „Trotzdem, gut gemacht, Bruno.“

Aber denk bitte das nächste Mal daran, dass noch andere Spieler in der Mannschaft sind.“

Himmel, dachte Bruno, was für eine Primadonna! Als Pons abdrehte, bemerkte Bruno, dass dessen Trikot immer noch blitzsauber war. Seins dagegen war über und über mit Dreck verschmiert. Schulterzuckend warf er einen Blick auf die Uhr. Dreißig Minuten waren gespielt, erst. Lespinasse schien sich an der Auslinie übergeben zu wollen, Stephane war auf die Knie gesunken, und Raoul keuchte wie eine alte Lokomotive am Berg.

Irritiert schaute Bruno sich unter den jungen Spielern um, von denen er als ihr Trainer wusste, dass sie viel mehr draufhatten, als sie bisher unter Beweis gestellt hatten. Vielleicht verließen sie sich auf ihre läuferische Überlegenheit, was aber keine gute Taktik war. Er hatte ihnen beigebracht, dass sie im Spiel gegen eine langsamere Mannschaft durch weite Pässe Druck ausüben und die Gegner zum Laufen bringen mussten, bis diese schlappmachten. Er mochte seine Schüler und wollte, dass sie intelligent spielten, auch auf die Gefahr hin, dass sein eigenes Team das Nachsehen hatte.

Er reihte sich ein, um den Ankick entgegenzunehmen. Diesmal kam der Ball tatsächlich direkt auf ihn zu. Aber schon rückte ihm der junge Edouard auf die Pelle, weshalb Bruno, ohne lange zu fackeln, den Ball nach vorn drosch, fast bis zur 22-Meter-Linie. Sollten die Stürmer doch endlich zeigen, wie sie sich in der Gasse behaupteten. Diesen Spielzug hatte er ausführlich mit ihnen einstudiert. Sie nahmen Aufstellung. Bruno stand unmittelbar hinter Stephane und fixierte den jungen Flügelstürmer, der zum Einwurf ansetzte. Als der Ball geflogen kam, setzte Bruno einen Schritt nach vorn, brüllte „Jetzt!“ und sprang auf. Stephane schlang ihm die Arme um die Schenkel und hievte ihn so hoch, dass er alle anderen Spieler überragte und den Ball aus der Luft pflücken konnte.

Noch in Stephanes Armen täuschte Bruno einen Pass zu Pierrot an und verwirrte damit die Gegner. Wieder mit beiden Beinen auf dem Boden und den Ball fest an die Brust gepresst, konnte er ungehindert in Richtung Malstangen losrennen, verlor aber mit jedem Schritt an Tempo. Als er sich über die Linie warf, spürte er den Schlussmann mit voller Wucht auf sich einstürzen. Er landete auf dem Rücken, spürte noch, wie er gegen eine Malstange krachte, hatte aber den Ball ins Ziel gebracht.

Benommen und außer Atem lag er mit geschlossenen Augen am Boden und wartete darauf, verarztet zu werden. Die Kälte empfand er nicht mehr. Sein Körper glühte, und er war völlig erschöpft. Sekunden später war Jules, der Gendarm, zur Stelle. Er ging neben ihm in die Hocke und fuhr ihm mit einem eiskalten Schwamm über Gesicht und Rücken.

„Super gemacht, Bruno“, sagte er. „Alles in Ordnung?“

„Ich lebe noch“, antwortete der und raffte sich auf, während Jules ihm noch einmal mit dem Schwamm über den Nacken strich. Als Bruno aufs Feld zurückkehrte, hatte Pierrot gerade den Try verwandelt.

„Ihr solltet endlich auch mal die Flügel bedienen“, beschwerte sich Poris, als Bruno zur Mannschaft zurückkehrte. „Ich bin's leid, immer nur zuzusehen, während ihr die Lorbeeren erntet.“

Bruno schaute ihn ungläubig an. Raoul verzog das Gesicht, und Lespinasse machte sich lustig: „Lorbeeren? Du bist wohl im falschen Spiel, Freund.“ Stephane legte Pons einen Arm um die Schulter und sagte leise: „Sei kein Narr.“ Pons zog beleidigt ab.

Nach der Halbzeitpause regnete es in Strömen. Das Spiel drohte im Morast steckenzubleiben. Den Junioren gelangen zwei Trys in Folge. Gedränge, Kick und Gasse folgten Schlag auf Schlag, sehr zur Erleichterung der Alten, denn je langsamer das Spiel wurde, desto leichter hatten sie es. Dann aber besann sich der Gedrängehalb auf das, was er längst hätte tun sollen. Er drosch den Ball weit nach vorn, um den jungen Flügelflitzern Gelegenheit zu geben, ihre Schnelligkeit auszuspielen. Doch ehe einer von ihnen den Ball, der schräg vom Boden wegsprang, aufnehmen konnte, war Bruno ihm in die Quere gekommen und barg den Ball unter sich, als sich ein halbes Dutzend Gegenspieler über ihn warfen.

Der Schiedsrichter piffte ab und ließ zum Gedränge Aufstellung nehmen. Mit Blick auf Pons rief Lespinasse so laut, dass ihn auf den Rängen alle hören konnten: „He, Hübscher, wo warst du? Den Außendreiviertel zu stoppen ist dein Job.“

Pons wurde rot. Seine Augen funkelten. Bruno hakte sich als Letzter ins Gedränge ein. Diesmal gewann die eigene Mannschaft den Ball. Pierrot angelte sich das Ei und gab es an Pons weiter, der wie eine aufgescheuchte Gazelle davonsprang, gefolgt von Bruno und dem Schlussmann, die die jungen Gegner der Dreiviertelreihe auf Abstand zu halten versuchten.

Bruno war ungefähr fünf Meter hinter Pons, konnte aber das Tempo nicht mehr mithalten. Von allen Seiten angegriffen, brüllte Pons „Bruno!“ und passte den Ball zurück. Völlig überrascht davon, presste Bruno den Ball an die Brust, als der erste und der zweite Innendreiviertel über ihn herfielen, der eine mit gezieltem Hechtsprung auf seine Beine, der andere mit einem Rempler, der so wuchtig war, dass Bruno die Luft wegblieb. Er glaubte, von einem Zug überrollt zu werden, stürzte kopfüber in den Schlamm und sah nur noch Sterne.

Es dauerte nicht lange, und er spürte den kalten Schwamm im Nacken. Doch mit der Wohltat war es plötzlich vorbei. Verwundert hob er den Kopf, blinzelte und sah Jules losrennen, um Pons und Lespinasse voneinander zu trennen. Pons lag mit blutiger Nase am Boden. Lespinasse stand über ihm und brüllte: „Wenn das keine Absicht war! Du lässt Bruno ins offene Messer laufen, dabei hättest du einfach durchmarschieren können. Was bist du bloß für ein mieser Sack!“

Bruno sah die Sache ähnlich. Pons hatte nur den Schlussmann vor sich gehabt und hätte, statt an Bruno, der von den beiden Innenverteidigern attackiert wurde, an einen freien Mitspieler abgeben können. Bruno aber war so durcheinander, dass er sich gar nicht richtig aufregen konnte. Er keuchte und spuckte Blut. Zum Glück schienen noch alle Zähne an Ort und Stelle zu sein. Vorsichtig bewegte er Arme und Beine und stellte erleichtert fest, dass sie ihm noch gehorchten. Als Jules mit dem Schwamm zurückkam, wälzte sich Bruno auf die Seite und erbrach sich.

„Es wird schon wieder“, meinte Jules und schaute ihm aufmerksam in die Augen. „Warst du weg?“

„Ich glaube nicht“, antwortete Bruno. „Nicht wirklich. Halb so wild.“

„Wenn du jetzt auch nicht mehr mitspielen kannst, sind wir nur noch dreizehn“, sagte Jules. „Der Schiedsrichter hat soeben Lespinasse vom Platz gestellt.“

„Wie lange noch?“, fragte Bruno.

„Fünfzehn Minuten vielleicht, plus Nachspielzeit.“

„Hilf mir auf.“ Bruno stand auf wackligen Beinen da, als der Schiedsrichter kam und nach dem Rechten sah.

„Gehirnerschütterung?“

Bruno schüttelte den Kopf, was weh tat. „Nein, ich kann weiterspielen.“

„Na schön, sonst wärt ihr drei weniger“, sagte der Schiedsrichter. „Euer Flügelmann verabschiedet sich gerade wegen Nasenblutens.“

Bruno sah Lespinasse und den Trainer mit finsterer Miene an der Seitenauslinie stehen. Sie ignorierten Pons, der in diesem Augenblick vom Platz schlich. Die Menge jubelte, als Bruno unter Schmerzen in die eigene Hälfte zurücktrottete. Er hörte eine Frauenstimme seinen Namen rufen, drehte sich um und sah, dass Pamela ihn vom Platz herunterzuwinken versuchte. Er schüttelte den Kopf. Stephane tätschelte ihm die Schulter und stellte sich dann zu den anderen ins Gedränge. Auch Bruno ging in Position, obwohl er daran zweifelte, noch einmal durchstarten zu können. Die Stürmer waren so erschöpft, dass die Gasse wie ein Kartenhaus in sich zusammenfiel. Sie versuchten es aufs Neue. Pierrot brachte den Ball ins Spiel, und weil Bruno nicht in der Lage war, den Einwurf aufzufangen, stemmte Stephane statt seiner Marcel in die Höhe. Der fischte den Ball aus der Luft und gab ihn an Jacquot weiter, und dieser konnte gute zehn Meter zurücklegen, ehe er vom Gegner gestoppt wurde.

Das dunkelblaue Trikot der Senioren war vom Hellblau der Jungen nicht mehr zu unterscheiden, so sehr starrten alle vor Dreck. Der Matsch klebte an den Füßen, der Ball war glitschig und kaum mehr zu fassen. Völlig entkräftet, verloren die älteren Spieler eine Gasse, worauf den Jungen ein Try gelang. Dann hatten sie auch in einem Gedränge das Nachsehen, und niemand von ihnen konnte den jungen Verbindungshalb aufhalten, der den Ball hinter die Dreiviertelreihe kickte und ihn nach einem langen Spurt hinter die Linie brachte.

Es stand fünfunddreißig zu achtundzwanzig in der Nachspielzeit. Als sich die Reihen zum vermutlich letzten Ankick formierten, sah Bruno Pons an der Seitenauslinie stehen, frisch geduscht und in Begleitung seines chinesischen Kochs Minxin, der ein Tablett mit einer Flasche Champagner und vier Champagnergläsern vor der Brust trug. Von den Nichten fehlte jede Spur. Pons füllte zwei Gläser und reichte eines Pamela, das andere Fabiola. Sie tranken beide nicht, sondern blickten unverwandt aufs Feld. Bruno hatte den Pfiff des Schiedsrichters nicht gehört und registrierte nur am Rande, wie Pierrot den Ball nach vorn trat und seine Mitspieler verbissen losrannten.

Er konzentrierte sich wieder aufs Spiel, sah, dass Edouard den Ball aus der Luft schnappte und an seinen Schlussmann weitergab, den Lespinasse vergeblich zu stoppen versuchte. Der Schlussmann rannte direkt auf Bruno zu, auf gleicher Höhe gefolgt von Edouard. Nach den Regeln durfte nur der ballführende Spieler angegriffen werden. Bruno stand ihm allein gegenüber. Es war klar, dass der Schlussmann den Ball an Edouard abgeben würde, sobald Bruno zum Tackling ansetzte. Und so kam es auch. Bruno brachte den Schlussmann zu Fall, konnte aber nicht verhindern, dass dieser den Ball an Edouard passte, und obwohl der Junge ihn fallen ließ und vom Boden aufsammeln musste, gelangte er doch unbedrängt über die Mallinie. Es gelang ihm auch noch, den Try

zu erhöhen. Gleich darauf piff der Schiedsrichter ab.

Unentschieden. Fünfunddreißig zu fünfunddreißig. Die Mannschaften stellten sich auf und beglückwünschten einander. Lespinasse umarmte seinen Sohn, und Stephane sagte: „So, diesem Pons ramm ich jetzt die Champagnerflasche in den Arsch. Und wenn die Stadt so blöd ist, ihn zu wählen, knall ich ihn ab, sobald er seinen Fuß ins Rathaus setzt.“

Während die älteren Spieler kaum mehr ein Bein vor das andere setzen konnten, sprangen die Jungen an ihnen vorbei auf dem Weg zur Dusche und versprachen triumphierend, kein heißes Wasser übrigzulassen. Bruno sollte es recht sein. Kalt zu duschen war ihm jetzt ohnehin lieber. Er ignorierte Pons, der ihm ein Glas Pol Roger anbot, und trat auf Pamela zu.

„Hast du mich nicht winken sehen? Ich wollte, dass du dich schonst“, sagte sie und reichte ihm ihr Glas. Er nickte und trank es leer.

„Das Spiel war doch schon fast zu Ende“, entgegnete er. „Und es ging ja auch noch.“

„Du warst gut“, lobte sie und gab ihm einen Kuss, ohne sich an seinem dreckigen Gesicht zu stören. „Ich verstehe zwar nicht viel von Rugby, aber das ist selbst mir aufgefallen.“

„Augenblick“, sagte Fabiola. Sie nahm seinen Kopf in beide Hände und hob die Augenlider an. Dann führte sie den ausgestreckten Zeigefinger vor ihm hin und her und forderte ihn auf, der Bewegung zu folgen. Links, rechts, auf, ab.

„Wird schon wieder“, sagte sie. „Aber auf Sie werde ich in Zukunft wohl besser aufpassen müssen.“

„Eine großartige Ärztin“, kommentierte Pons. „Sie hat mein Nasenbluten im Handumdrehen gestillt.“

Bruno warf ihm einen kalten Blick zu. „Danke“, sagte er, wieder den Frauen zugewandt. „Ich geh jetzt duschen.“

Anerkennendes Schulterklopfen begleitete ihn auf dem Weg in die Kabinen. Als er Dominique sah, blieb er stehen, um sie mit einem Küsschen zu begrüßen. Doch da er so verdreckt war, ging sie auf Abstand und warf ihm eine Kusshand zu.

„Du und Dad, ihr wart spitze“, sagte sie.

„Er wird sich über dein Kompliment freuen. Wie ich natürlich auch“, erwiderte er und ging weiter. In der Umkleidekabine hatten seine Mitspieler die Schuhe ausgezogen. Sie saßen auf den Bänken und dampften aus allen Poren. Er setzte sich zu ihnen und versuchte, seine Schnürsenkel zu lösen, konnte sich aber nicht tief genug bücken. Pierrot ging vor ihm in die Hocke und half.

„Du hast phantastisch gespielt“, sagte er. „Noch so ein Match, und ich geh am Stock“, entgegnete Bruno.

Die jüngeren Spieler kamen mit Bier, und weil sie keine Schwäche zeigen wollten, standen die älteren auf, um mit ihnen anzustoßen. Dann gingen sie unter die Dusche und ließen sich viel Zeit, die sie auch brauchten, um all den Dreck abzuspülen. Als Bruno sich wieder halbwegs wie ein Mensch fühlte, zog er sich an und ging nach draußen. Es waren immer noch etliche Fans auf der Tribüne, die die Mannschaften hochleben ließen. Pamela und Fabiola warteten auf ihn. Pons war nirgends zu sehen. Gut so, dachte Bruno. Den nächsten Bürgermeister zu verprügeln, wäre wohl keine gute Idee gewesen.

Bruno war nicht allzu überrascht, als er Jean-Jacques' mächtige Gestalt vor dem Stand entdeckte, an dem es Grillwürstchen und Bier in großen Plastikbechern gab. Als er Bruno sah, deutete er auf einen gefüllten Becher, der neben ihm auf der Theke stand.

„Für Sie“, sagte Jean-Jacques. „Kompliment, tolles Spiel von Ihnen.“

„Sie waren doch gar nicht dabei“, entgegnete Bruno. „Jedenfalls habe ich Sie nicht gesehen.“

„Aber alle sagen es, zumindest der Baron. Aber deshalb bin ich nicht hier. Ich habe jetzt die Liste der Anrufe, die Hercule geführt und entgegengenommen hat, und einen meiner Jungs beauftragt, die Nummern auf eine mögliche Verbindung hin zu überprüfen. Fest steht, dass er recht häufig mit Ihrem verschwundenen Freund Vinh telefoniert hat, der jetzt nicht mehr an den Apparat geht. Mehrmals hat er auch Sie und den Baron angerufen und ein paar längere Gespräche mit der vietnamesischen Botschaft in Paris geführt. Dann gibt's noch etliche Anrufe auf Handys mit Prepaid-Karten, die nicht namentlich registriert sind. Jetzt würde ich gern mit Ihnen ein paar Telefonnummern aus Saint-Denis durchgehen.“

Er zog mehrere Computerausdrucke aus einer dicken Aktentasche und wedelte damit in der Luft. „Ich wollte vorschlagen, dass wir zusammen zu Abend essen und Sie mir mit den Namen weiterhelfen - ah, würden Sie mich bitte den Damen vorstellen?“

Als sie einander die Hand schüttelten, sagte Pamela: „Bruno hat mir schon viel von Ihnen erzählt. Wollen Sie nicht auch an der Trauerfeier für Hercule teilnehmen? Sie findet heute Abend statt.“

„Gern, zumal ich weiß, dass Bruno gekocht hat. Der Baron hat mich auch schon eingeladen, vielleicht, weil ich versprochen habe, ein paar schöne Flaschen Wein mitzubringen.“

Jean-Jacques schaute den Frauen mit bewundernden Blicken nach, als sie das Stadion verließen und hinter dem gemauerten Steinbogen verschwanden.

„Dumm von mir, Ihnen einen Herrenabend vorgeschlagen zu haben.“

„Begleiten Sie mich. Ich muss noch Suppe kochen und ein paar Sachen zusammenpacken. Dann fahren wir zum Haus des Barons, wo die Feier stattfindet.“

„Ein kleines Château, wie man sagt.“

„Sehr klein, eher eine *chartreuse*. Sie sieht beeindruckend aus, hat aber eigentlich nur einen großen Raum. Lassen Sie Ihren Wagen hier. Wir fahren mit meinem, und Sie können mir unterwegs die Namen vorlesen.“

„Aber zuerst kaufen wir Wein“, sagte Jean-Jacques. Bruno fuhr zur nahe gelegenen cave von Hubert de Montignac, jenem legendären Weinkeller, in dem es einzelne Flaschen zu kaufen gab, die über 3000 Euro kosteten, aber auch den hiesigen Wein aus einem riesigen Fass für etwas über einem Euro pro Liter. Hubert kam hinter dem Tresen hervor, um die beiden zu begrüßen und sie in sein Büro zu führen, wo er auch gern mit Freunden ganz besondere Tropfen verkostete.

„Was ist los mit dir?“, fragte Nathalie, Huberts Sekretärin und seit vielen Jahren auch seine Geliebte. Sie stand von ihrem Schreibtisch auf und hielt Bruno die Wange hin. „Du

humpelst ja.“

„Rugby“, erklärte er und machte sie mit dem Kommissar bekannt. „Hubert wird heute Abend auch an der Trauerfeier teilnehmen“, flüsterte er Jean-Jacques zu. „Sie sollten also seinen Rat annehmen und kaufen, was er empfiehlt.“

„Hercule liebte seinen Saint Fimilion und den Château l’Angelus über alles“, sagte Hubert. „Aber Letzteren kann sich heute niemand mehr leisten, jedenfalls nicht in größeren Mengen. Ich spendiere einen 85 er, weil der Alte ein guter Kunde war und ich ihn sehr gern hatte. Zuerst hatte ich an den 99er gedacht, denn als wir den probierten, lag er in seinem Urteil genau richtig. Ich dachte, er würde nicht lange halten, er aber meinte doch und kaufte eine ganze Kiste. Als wir, Nathalie und ich, ihn das letzte Mal sahen, haben wir eine Flasche davon geleert. Ich habe noch zwei davon.“

„Nehmen wir beide. Geht auf meine Rechnung“, sagte Jean-Jacques. „Ich bin der Nachzügler unter den Gästen.“

Hubert runzelte die Stirn und tauschte mit Nathalie verwunderte Blicke. Bruno wusste, dass Jean-Jacques als Chefermittler mindestens zwei-, wenn nicht dreimal so viel verdiente wie er, aber für zwei Flaschen Château l’Angelus musste wohl auch er mindestens eine Woche lang arbeiten.

Nathalie zuckte mit den Schultern und schien damit Hubert bedeuten zu wollen, dass er den Preis nennen solle. Hubert sagte: „Geben Sie mir zweihundert. Ich mache sie gleich auf und bring sie dann heute Abend mit.“

„So viel gebe ich sonst nicht für Wein aus“, sagte Jean-Jacques, als sie wieder im Wagen saßen. „Aber ein Essen mit Ihnen wäre mich wahrscheinlich noch teurer zu stehen gekommen.“

Bruno nickte und ließ sich die Namen von Hercules Anruferliste vorlesen. Die meisten konnte er einzelnen Jägern, Trüffelhändlern oder Mitarbeitern der *mairie* von Sainte Alvere zuordnen. Jean-Jacques markierte sie mit einem Haken und steckte die Liste schließlich zurück in seine Aktentasche, als sie die Hügelkuppe erreichten, auf der Brunos Häuschen stand. Gigi saß vor der ersten der jungen Weißeichen, die den Weg säumten.

„Er erkennt den Klang des Motors“, bemerkte Bruno stolz und begrüßte seinen Hund. Dann nahm er die Sporttasche von der Rückbank und führte Jean-Jacques ins Haus.

„Ein Polizist, der seine Haustür nicht verschließt?“ Jean-Jacques schüttelte den Kopf. Schmunzelnd verschaffte sich Bruno Einlass und machte Jean-Jacques auf eine Tür aufmerksam, die er als einzige immer verschlossen hielt, nämlich zu der kleinen Kammer, in der die Waschmaschine stand und seine Flinte an der Wand hing. Nachdem er sein Trikot über dem alten Waschbecken ausgespült und in die Waschmaschine gestopft hatte, sperrte er hinter sich ab.

„Sie haben die Wahl“, sagte er. „Sie können jetzt einen Ricard mit mir trinken und mir Gesellschaft leisten, während ich die Suppe mache, oder Sie führen den Hund aus, solange es noch hell ist, und kommen in einer halben Stunde zurück, denn dann bin ich fertig.“

Jean-Jacques machte zwei Ricards, als Bruno mit der Forke in den *potager* ging, um Möhren, Lauch und Kartoffeln zu ernten, die er unter dem Wasserhahn draußen vor der Küche wusch. In der Küche putzte er dann das Gemüse, zerkleinerte es und setzte eine

große eiserne Pfanne auf den Herd. In ausgelassenem Entenfett dünstete er das Gemüse vorsichtig an. Dann holte er einen Krug mit der Milch aus dem Kühlschrank, die er von Stephane bezog, sowie ein Einmachglas, gefüllt mit einer dunkelbraunen Flüssigkeit. Dann schälte er ein paar Knoblauchzehen.

„Was ist das für ein Zeug?“, wollte Jean-Jacques wissen.

„Eine Bouillon aus den Knochen einer Wildsau, die Hercule geschossen hat. Eigentlich waren sie für Gigi bestimmt, aber zuerst habe ich diesen Fond daraus gemacht.“ Er rührte in der Pfanne und nippte an seinem Ricard. „Das mit dem asiatischen Supermarkt habe ich im Radio gehört. War's Brandstiftung?“

„Wieder Benzinbomben. Einfach, aber wirksam“, antwortete Jean-Jacques. Alle Indizien, so führte er aus, deuteten auf einen Bandenkrieg hin, weshalb man sich in Paris Sorgen machte. Vor zwei Jahren hatte es in Marseille ähnliche Auseinandersetzungen zwischen Vietnamesen und Chinesen gegeben, davor schwere Unruhen im 13. Arrondissement von Paris. Den Ausschreitungen waren in beiden Fällen Anschläge auf Straßenhändler und Restaurants vorangegangen. Offenbar hatten sich die gegnerischen Parteien anschließend verständigen können und die jeweiligen Märkte untereinander aufgeteilt. In Marseille kam es später aber wieder zu Unruhen, weil eine dritte Partei, die Korse, Anspruch auf Prostitution, Drogenhandel und Schmuggel erhob. Die Asiaten stritten sich daraufhin erneut um illegale Einwanderer, Glücksspiel, Wuchergeschäfte und Schutzgelderpressung. Die Chinesen konnten sich in den meisten Belangen durchsetzen, weil sie inzwischen, anders als noch vor zehn Jahren, gegenüber den Vietnamesen in der Mehrheit waren.

„Kennen Sie die aktuellen Zahlen?“, fragte Bruno und stampfte das Gemüse, während der Fond allmählich heiß wurde. Dann gab er etwas Wasser hinzu und rührte vorsichtig Milch hinein.

„Wir haben hier in Frankreich ungefähr 150000 Vietnamesen und 200 000 Chinesen. Wahrscheinlich sind's mehr, die Dunkelziffer der Illegalen dürfte erheblich sein. Und dann gibt's da noch die Chi-Viets, oder auch Boatpeople genannt, die zum Teil aus Vietnam stammen. Jedenfalls sind die Vietnamesen länger bei uns und entsprechend weit verbreitet. Die Probleme fingen an, als die Chinesen nachrückten. Zurzeit versuchen sie im Südwesten Fuß zu fassen, also in Bordeaux, Toulouse und Cahors. Dort kam es bereits zu Ausschreitungen, und die Folgen sind bis hierher zu spüren.“

Bruno nickte und rieb Muskat in die Suppe. Er nahm einen Löffel aus der Schublade und kostete. In der Mitte brodelte die Brühe im Topf - sie fing zu köcheln an.

„Das war's“, sagte er. „Jetzt können wir mit dem Hund rausgehen, und Sie erzählen mir den Rest.“ Es war noch nicht ganz dunkel geworden. Er gab Jean-Jacques eine Wollmütze, und sie brachen auf.

„Lassen Sie mich raten“, sagte Bruno, als sie den Hügelkamm erreichten. „Sie haben Vinhs Einbürgerungspapiere geprüft und festgestellt, dass Hercule für ihn gebürgt hat. Stimmt's?“

„Nicht ganz“, antwortete Jean-Jacques keuchend. Er war es offenbar nicht gewohnt, durch dunkle Wälder zu marschieren, geschweige denn bergauf. Dabei hatte Bruno einen nur mäßigen Anstieg gewählt. Er blieb stehen und wartete, bis Jean-Jacques wieder zu

Atem gekommen war. Ihm selbst machten jetzt auch seine Prellungen vom Rugbymatch und die müden Knochen zu schaffen. Immerhin war die Steifheit in den Gliedern überwunden, und die kalte Abendluft tat ihm gut. Er hatte wieder Appetit, atmete tief durch und genoss die Stille des Waldes, der im Winterschlaf versunken war. Das Gelände war für Jäger wie geschaffen. Nur das Wild rührte sich, und der Kenner ahnte, dass im Boden die edelsten Trüffeln reiften. Er hörte Gigi im Dickicht rascheln und pfiiff leise.

Gigi gab Laut, was sich wie ein Husten anhörte. Er wartete unter einer Weißeiche, hatte einen der Vorderläufe angehoben und schnüffelte. Gefolgt von Jean-Jacques, eilte Bruno hinzu. Er nahm eine kleine Schaufel aus der Tasche, reichte Jean-Jacques seine Taschenlampe und bat ihn, zu leuchten. Als er unter Gigis Schnauze zu graben begann, wich der Hund zurück und gab ein kehliges Geräusch von sich, das fast wie das Schnurren einer Katze klang. Bruno lockerte den Boden mit der Schaufel und half mit den Händen nach.

Aus der Kuhle strömte unverkennbarer Trüffelduft, voll und fruchtig. Mit der Schaufel hob er die tiefe Erdschicht an, tauchte dann wieder mit der Hand ein und erühlte eine Knolle, die ein wenig wärmer war als ihr Bett. Sie war groß, vielleicht die größte, die er je gefunden hatte. Vorsichtig befreite er sie mit den Fingerspitzen von der Erde ringsum. Der Duft entfaltete sich in seiner ganzen Fülle, und schließlich hielt er die Knolle in der Hand, ein Prachtstück von mindestens zweihundert, vielleicht sogar dreihundert Gramm.

Bruno hielt sie ins Licht der Taschenlampe. „Sieht perfekt aus.“

„Das erste Mal, dass ich miterlebe, wie ein solches Ding aus der Erde geholt wird“, sagte Jean-Jacques. „Und wie es duftet! Wie viel müsste ich dafür bezahlen?“

„Mindestens dreihundert Euro, vielleicht mehr“, antwortete Bruno. „Aber diesen Trüffel werde ich nicht verkaufen.“

Er steckte ihn in die Tasche, kniete sich hin und schob die ausgehobene Erde ins Loch zurück.

„Schön ordentlich“, bemerkte Jean-Jacques. „Aber ich glaube, dem Wald wird's nicht auffallen.“

„Darum geht es nicht“, entgegnete Bruno. „Der Boden ist voller Sporen. Wahrscheinlich werden genau hier, unter diesem Baum, weitere Trüffeln nachwachsen. Gigi soll sich diese Stelle einprägen.“

Er streichelte seinen Hund, ließ ihn an Boden und Baum schnuppern und redete ihm gut zu.

„Hunde sind für mich die besseren Trüffelsucher“, erklärte Bruno. „Nicht weil man, wie viele behaupten, mit Schweinen Gefahr läuft, dass sie die Pilze fressen - das ließe sich mit einem Maulkorb verhindern. Nein, ein gut trainierter Hund merkt sich die Fundorte und findet immer wieder dorthin zurück. - Wir sollten jetzt besser umkehren.“

Er stand auf, klopfte sich den Schmutz von der Hose und führte Jean-Jacques, der immer noch die Taschenlampe hielt, durch den Wald zurück zum Haus. Gigi ging bei Fuß und machte einen glücklichen Eindruck.

„Habe ich richtig verstanden, dass Hercule nicht als Bürge für Vinhs Einbürgerung aufgetreten ist?“, fragte Bruno.

„Ja, seltsam, nicht wahr? Vinhs Bürge war ein gewisser Capitaine Antoine Savani. Meine

Leute versuchen herauszufinden, wer er ist. Vinhs Akte enthält auch das Empfehlungsschreiben eines General Gambiez. Dabei war Vinh noch ein kleines Kind, als er hierherkam. Wie viele ihrer Landsleute verließen seine Eltern die Heimat, weil sie ihnen ohne den französischen Schutz nicht mehr sicher genug erschien.“

„Wie die Harkis, die für uns in Algerien gekämpft haben und nach dem Abzug unserer Truppen verfolgt wurden.“

„Genau“, sagte Jean-Jacques. „In solchen Kriegen auf der falschen Seite zu stehen ist sehr gefährlich.“

„Sie werden dieser Spur weiter nachgehen?“, fragte Bruno.

„Ja, es könnte allerdings sein, dass sich das Verteidigungsministerium mit Auskünften zurückhält.“

„Glauben Sie, dass ich etwas tun könnte?“

„Sie haben doch diesen Freund im Militärarchiv, der uns auch im Fall des ermordeten Arabers unterstützt hat. Vielleicht kann der uns weiterhelfen.“

„Vielleicht, aber vermutlich haben Sie mit dem Brigadier mehr Glück.“

„Den würde ich lieber erst dann einspannen, wenn alle anderen Quellen ausgeschöpft sind“, erwiderte Jean-Jacques. „Er ist Soldat und kein Polizist, hat also andere Prioritäten. Er wird nur dann helfen, wenn es ihm in den Kram passt.“

„Ist Ihr Urteil nicht ein bisschen zu streng?“, gab Bruno zu bedenken. „Ich glaube vielmehr, er wird helfen, solange er sich selbst und seinem Amt nicht schadet. Das ist ein Unterschied. Er hat Hercule sehr geschätzt und wird ein Interesse daran haben, dass wir seine Mörder fassen. Außerdem ist er uns einen Gefallen schuldig.“

Als sie wieder im Haus waren, trugen sie den Bräter in der Heukiste und die mit einer Folie überspannte *creme brûlée* in den Landrover. Den Suppentopf mit fest verschlossenem Deckel stellte Bruno dem Kommissar zwischen die Füße. Dann packte er auf die Schnelle noch zwei Handtücher, einen Schlafsack und eins seiner alten Rugbytrikots in die Sporttasche, weil er damit rechnete, dass es spät werden und er die Nacht beim Baron verbringen würde. Nachdem er zu guter Letzt auch Gigi in den Wagen geholfen hatte, setzte er sich ans Steuer und fuhr den Hügel hinunter, durch die Stadt und hin zu dem winzigen Weiler, in dem die *chartreuse* des Barons lag, wo er auf dem kleinen Platz parkte, der nach dessen Großvater benannt war.

Die *chartreuse* grenzte unmittelbar an den Platz an und erstreckte sich in ihrer Länge noch ein gutes Stück darüber hinaus. Sie war an die fünfzig Meter lang, fast vierhundert Jahre alt und drei Stockwerke hoch. Über beiden Giebelseiten ragte ein Türmchen auf. So ausladend wie in der Länge, so schmal war das Gebäude, nämlich rund acht Meter, so dass nach Abzug der dicken Steinmauern nur sechs Meter Tiefe für den Innenraum übrigblieben. Die dem Platz zugewandte Rückseite war nur durch schmale Schießscharten in den Türmchen und ein paar kleine, mit Läden verschlossene Fenster im oberen Drittel durchbrochen. Die Front dagegen, zu der eine von Apfel- und Walnussbäumen gesäumte Allee auf weiter Rasenfläche führte, zeigte der Welt ein offenes Gesicht - breite, hohe Fenster, ein imposantes, eisenbeschlagenes Holztor und einen wunderschön gepflasterten Vorhof. Der Baron behauptete, dass an dem Tor Brandspuren zu erkennen seien, die von einem Anschlag auf seine Vorfahren während der Revolution von 1789 herrührten.

Gleich dahinter befand sich ein großer Raum, der als Küche eingerichtet war. Dort gab es eine offene Feuerstelle, in der ein ausgewachsener Mann aufrecht stehen konnte. In der Feuerstelle hingen ein rußgeschwärzter Kessel und daneben mehrere Eisenketten, mit denen sich dicke Schinkenhälften im Rauch aufziehen und absenken ließen. Links und rechts des breiten Rostes, auf dem dicke, armlange Scheite glühten, standen schwere Eisenträger, auf denen sich ein dünner Spieß mit einem Dutzend Tauben drehte, bewegt von einem Zahnradgetriebe, das, wie Bruno aus Erfahrung wusste, auch für ein schweres Schaf kräftig genug war.

An der Trauerfeier nahmen zwölf Gäste teil, Jean-Jacques eingerechnet. Nicco, der Polizist von Sainte Alvere, war in Begleitung von Roland, dem Vorsitzenden des Jägervereins. Er hatte seine beiden Söhne mitgebracht, die behaupteten, von ihrem Vater schießen gelernt zu haben. Das Jagen aber hätte ihnen Hercule beigebracht. Aus Saint-Denis waren Stephane, der Weinhändler Hubert und Joe gekommen, Brunos Vorgänger, der jetzt einen kleinen Bauernhof am Rand des Weilers betrieb, außerdem der Bürgermeister und Sergeant Jules von der Gendarmerie. Sie alle waren mit dem verstorbenen Freund auf die Jagd gegangen und teilten zahllose Erinnerungen miteinander. Mit großem Hallo wurde Bruno begrüßt, als er die Heukiste in die Küche schleppte, den schweren Topf daraus hervorholte und verschlossen an einen der Haken übers Feuer hängte. Jean-Jacques brachte die Suppe und stellte sie, von Bruno dazu aufgefordert, auf dem modernen sechsflammigen Herd ab. Dann wurden Hände geschüttelt, und der Baron ließ aus einer Champagnerflasche den Korken springen.

„Vielen Dank, sehr großzügig von Ihnen“, sagte er zu Jean-Jacques und mit Blick auf Hubert, der über dem Spülbecken den mitgebrachten Wein dekantierte. „Wir werden uns im großen Stil von Hercule verabschieden.“

„Der hoffentlich seine verdiente Ruhe finden wird, wenn wir seine Mörder gefasst haben“, erwiderte Jean-Jacques. „Sieht ganz danach aus, dass Profis dahinterstecken. Die zu überführen wird wahrscheinlich nicht leicht sein. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn ich eine Liste mit Telefonnummern herumgehen lasse. Bruno hat schon etliche Nummern identifizieren können, kann manche aber nicht zuordnen. Vielleicht wissen Sie und Ihre Freunde mehr. Hier, werfen Sie mal einen Blick darauf.“

„Gehen Sie davon aus, dass Hercule seine Mörder kannte und sie ihn womöglich angerufen haben?“, fragte der Bürgermeister.

Jean-Jacques zuckte mit den Achseln. „Wer weiß? Beim derzeitigen Stand der Ermittlungen müssen wir auf alles achten, was irgendwie ungewöhnlich ist. Vielleicht hat Hercule irgendwelche Ermittlungen angestellt und sich dadurch in Gefahr gebracht. Seine Anrufe könnten uns auf eine Spur bringen.“

Die Freunde aus Sainte Alvere konnten tatsächlich weitere Telefonnummern identifizieren. Nicco wusste zum Beispiel, dass eine der Nummern zu einem Handy mit unregistrierter Karte gehörte, das ein Bekannter von ihm benutzte. Der habe, wie er augenzwinkernd erklärte, eine Affäre und sich dieses Handy eigens für seine Geliebte zugelegt, aus Angst, seine Frau könne Verdacht schöpfen, wenn sie die Telefonrechnungen überprüfte.

„Und die hier ist von Didier, dem Kerl, der den Trüffelmarkt managt“, fügte Nicco hinzu

und zeigte mit seinem dicken Daumen auf eine andere Nummer. „Er hat neulich sein Handy verloren und sich ein neues besorgen müssen. Offenbar hat er es bislang versäumt, die neue Nummer registrieren zu lassen. Und hinter diesen beiden Nummern hier verbergen sich *renifleurs* vom Markt, die nicht wollen, dass ihnen die Steuerprüfer auf die Schliche kommen.“

„Damit bleiben jetzt nur noch drei Nummern übrig“, sagte Jean-Jacques. „Wenn wir die auch noch identifizieren, wären wir ein gutes Stück weiter. In einer Sache könnten Sie mir vielleicht auch noch behilflich sein. Weiß jemand, ob Hercule in den letzten Tagen oder Wochen Besuch von Unbekannten hatte? Oder waren Auswärtige in der Stadt?“

„Vor zehn Tagen oder so war der Sohn eines alten Freundes aus der Armee übers Wochenende bei ihm“, antwortete Roland. „Jemand mit italienisch klingendem Namen, vielleicht korsisch. Fängt mit S an. Schick angezogen und um die vierzig. Sanni, Salani oder so ähnlich.“

„Savani?“, fragte Jean-Jacques.

„Ja, genau. Savani. Ich habe ihn vorher schon einmal gesehen. Es war wohl nicht das erste Mal, dass er bei Hercule übernachtet hat.“

„Der Mann, der in Vinhs Einbürgerungspapieren als Bürge vermerkt ist“, bemerkte Bruno mit Blick auf Jean-Jacques.

„Das kann eigentlich nur der Sohn von Hauptmann Antoine Savani sein“, sagte der Baron, „dem ehemaligen Leiter des *Deuxieme Bureau* in Saigon. Er müsste dort Hercules Vorgesetzter gewesen sein. Ich habe seinen Sohn, Pierre oder Paul, ein paarmal bei Hercule angetroffen. Die alten *barbouze-Familien* halten zusammen.“

„Hercule hatte auch häufig Vietnamesen zu Besuch, die er von früher kannte, als er in den Fünzigern in Saigon stationiert war“, sagte Nicco. „Der Alte war sehr gesellig. Lasst uns auf ihn anstoßen, den guten Freund und Jagdgefährten.“

Bruno kümmerte sich um die Suppe, während der Baron den Deckel vom Bräter nahm, der über dem Feuer hing, und das Fleisch umrührte. Die Sauce verströmte ein köstliches Aroma.

„Ah, großartig“, schwärmte er. „Hast du Blutwurst dazugegeben?“

Bruno nickte. „Jetzt kommt das Beste“, sagte er und holte die im Wald gefundene Trüffelknolle aus der Tasche. Er hob sie in die Höhe, um sie allen zu zeigen.

„*Putain*, dafür kriegst du in Paris eine Million Centimes“, sagte Nicco. „Ein echter schwarzer Diamant, schwarz wie die Nacht.“

„Gigi hat sie heute Abend aufgestöbert, kurz bevor wir losgefahren sind. Die werden wir uns jetzt schmecken lassen. Was wäre passender als dieses Fest im Andenken an Hercule?“

Die Knolle machte die Runde, und jeder schnupperte ehrfürchtig daran. Anschließend schabte Bruno sie in die warme Suppe, wo sich ihr Duft voll entfalten konnte.

Hubert öffnete noch eine Champagnerflasche und füllte die Gläser. Der Bürgermeister wusch zwei große Salatköpfe aus dem eigenen Gewächshaus, während Sergeant Jules seine Spezialvinaigrette zubereitete. Roland hackte Knoblauch und Petersilie für die *pommes sarladaises*, und einer seiner Söhne löffelte Entenfett in zwei große Pfannen, um die blanchierten Kartoffeln darin anzubraten, wofür sein Bruder zuständig war. Bruno rieb

noch ein bisschen Muskat in die köchelnde Suppe, schmeckte ab und salzte nach, ehe er die von Stephane mitgebrachte Sahne unterrührte. Joe streifte sich einen Handschuh über, nahm den langen Spieß vom Grill und verteilte die Tauben auf zwölf Teller. Dann schüttete er die Reduktion aus Rotwein und Brühe, die auf dem neuen Herd eingedickt worden war, über das von ihm vorbereitete Kohlgemüse mit Speck. Bruno staunte immer noch darüber, wie gut sich alle mit ihren Beigaben und Handreichungen ergänzten, fast automatisch und in Dutzenden solcher festlichen Anlässe einstudiert, bei Jagdgelagen, Familien- oder Nachbarschaftsfeiern nach der alljährlichen Schweineschlachtung.

Als schließlich alles fertig war, gingen die Männer nach nebenan ins Esszimmer, wo ebenfalls ein Kaminfeuer brannte. Auf dem langen Tisch aus Kastanienholz brannten Kerzen, deren Licht sich auf der polierten, mit dem Alter dunkel gewordenen Oberfläche und in den Kristallkaraffen widerspiegelte. Neben jeder dieser Karaffen lag ein Korken, damit man wusste, welche welchen Wein enthielt. Bruno stellte den Suppentopf auf den Tisch, während sich die Gäste auf ihre Plätze verteilten. Der Baron saß am Kopfende und bat Jean-Jacques und Bruno, neben ihm Platz zu nehmen. Der Stuhl am anderen Ende blieb leer, für den abwesenden Freund. Davor stand ein gerahmtes Foto auf dem Tisch, aufgenommen im Vorjahr; es zeigte Hercule mit einem von ihm erlegten Hirsch.

Der Tisch, von dem der Baron behauptete, dass er seit dem Bau der *chartreuse* in der Zeit Ludwigs xiii. an ein und derselben Stelle stand, war etwas mehr als einen Meter breit und so lang, dass noch ein halbes Dutzend Gäste mehr bequem daran Platz gefunden hätten. Auf einen Wink des Barons hin schenkte Hubert den ersten der Weine aus. Den letzten Schluck Château l'Angelus füllte er in das für Hercule reservierte Glas. Alle standen und warteten auf den obligatorischen Trinkspruch.

„Auf unseren verstorbenen Freund und Gefährten an vielen denkwürdigen Tagen, den treuen Sohn Frankreichs!“, verkündete der Baron.

„Auf Hercule!“, riefen alle, dem Foto zugewandt, erhoben die Gläser und tranken. Dann nahmen sie Platz, um sich die Trüffelsuppe aus Hercules Fond schmecken zu lassen, danach die *pâte*, an deren Zubereitung er mitgewirkt hatte, die gebratenen Tauben, sein Lieblingsgericht, und das von Bruno gekochte Fleisch von dem Reh, das Hercule geschossen hatte.

„Mit diesen Speisen“, sagte der Baron, „beschenkt uns der Freund zum Abschied.“

Chapter 15

Am nächsten Morgen ging es Bruno nicht besonders. Dass er einen Kater hatte, kam selten vor, denn er trank zum Wein immer Mineralwasser und zwang sich, wenn er viel Wein getrunken hatte, einen Liter Wasser zu schlucken, bevor er zu Bett ging. Aber an dem Morgen nach dem Festmahl für Hercule fühlte er sich hundeelend. Wie fast alle anderen auch. Die Küche war voll verkaterter Männer, die auf Kaffee warteten und das vom Baron empfohlene Allheilmittel schlürften: verquirktes Ei mit Orangensaft und Harissa, einer aus Tunesien stammenden Gewürzpaste aus frischen Chilischoten. Als Bruno sein Glas geleert und sich nach längerem Anstellen im Badezimmer die Zähne geputzt hatte, machte er sich auf den Weg nach Hause, um zu duschen, sich umzuziehen und den Hund

auszuführen. Einen kurzen Zwischenstopp legte er in seinem Büro ein und schickte an seinen Kontaktmann im Militärarchiv ein Fax mit der Bitte, ihm ein paar Details aus Hercules Personalakte zukommen zu lassen.

Plötzlich fiel ihm ein, dass er bei den Pionieren, mit denen er vor Jahren in einer Friedensmission nach Bosnien geschickt worden war, einen vietnamesischen Kollegen gehabt hatte. Danach war er mit Tran noch längere Zeit in Kontakt geblieben, über Grußkarten zu Weihnachten oder gelegentliche Briefe, wenn es eine Hochzeit oder die Geburt eines Kindes gab. Bruno kannte die Adresse seines Kollegen in Bordeaux, wo Tran und seine französische Frau ein vietnamesisches Restaurant betrieben, das Bruno schon des Öfteren zu besuchen versprochen hatte. Er suchte die Telefonnummer heraus und rief an.

„Ja, ich habe von Vinh gehört, kenne ihn aber nicht persönlich. Ich weiß auch von den Schwierigkeiten bei euch. Hier in Bordeaux gibt's die auch seit einiger Zeit. Schlimm“, sagte Tran, nachdem Bruno ihm den Grund seines Anrufs erklärt hatte. „Ich hör mich mal um und melde mich dann wieder.“

Nach einem flotten Lauf mit Gigi durch den Wald fühlte sich Bruno schon sehr viel besser. Er bügelte sein Uniformhemd, das er am Vortag zum Trocknen aufgehängt hatte, und fuhr dann zu Bill in dessen *Auberge des Verts*. Pons veranstaltete an diesem Tag das, was er Grüne Messe nannte, eine Ausstellung energiesparender Produkte heimischer Firmen. Pamela war schon dort: in Stiefeln, eingemummt in einen dicken schwarzen Umhang, eine russisch aussehende Pelzmütze auf dem Kopf, unterhielt sie sich gerade mit Alphonse. Hier oben am Berg war es merklich kälter als im Schutz des Waldes hinter Brunos Haus. Vor dem Mund kondensierte der Atem in weißen Schwaden.

Bruno blieb stehen, um Pamela aus einiger Entfernung zu beobachten. Auf den ersten Blick erinnerte sie ihn an eine Muslimin mit Burka, aber der Schnitt ihres Umhangs und die Mütze weckten ganz andere Assoziationen. Vielleicht lag es an ihrer stolzen, aufrechten Haltung, vielleicht an ihrer lebendigen Mimik und Gestik. Jedenfalls fühlte er sich zu ihr hingezogen. Er ging auf sie zu und war erregt, als er ihre kalten Wangen küsste. Er drückte sie fest an sich und genoss ihren warmen Atem auf seinem Gesicht, ehe er sich Alphonse zuwandte, um ihn zu begrüßen.

„Wie war die Herrenrunde?“, fragte Pamela lächelnd. „Ich dachte, du würdest schlimmer aussehen.“ Sie wusste, wie die Gelage im Jägerverein für gewöhnlich endeten.

„Ich bin mit Gigi gelaufen. Hat mir gutgetan. Jetzt noch eine Tasse Kaffee, und ich bin wieder wie neu. Ist das Restaurant geöffnet, oder findet nur die Grüne Messe statt?“

„Drinne werden Kaffee und Kakao ausgeschenkt. Außerdem gibt's Toast mit Käse und Honig“, antwortete Alphonse. „Aber im Moment wird das Büfett von Schulkindern belagert. Kommt, schauen wir uns erst einmal um. Hier ist ein kleiner Orientierungsplan von Bill.“

Mit der Karte in der Hand schlenderten sie durch die Gärten, begutachteten Windräder, Spaliere von Solarzellen und ein Bewässerungssystem, das Bill installiert hatte und das Wasser sparen sollte. Alphonse erklärte, wie viel Strom aus dem Licht der Sonne gewonnen werden konnte, selbst an bewölkten Tagen wie diesem.

„Ich bin beeindruckt. Aber das wird alles viel gekostet haben“, sagte Pamela. „So etwas könnte ich mir für meine *gites* wohl kaum erlauben.“

„Bill behauptet, dass sich die Investition in vier oder fünf Jahren amortisiert hat“, erwiderte Alphonse. Er führte sie auf ein offenes Feld hinter dem Restaurant, wo auf etlichen Wohnwagen und Aufliegern weitere Solarzellen, Fenster mit Doppel- und Dreifachverglasung, Holzbrennöfen und Heizsysteme für Swimmingpools ausgestellt waren.

„Was Alphonse nicht erwähnt hat, ist, dass wir alle zur Finanzierung beitragen“, sagte Bruno zu Pamela. „Für Energiesparprojekte gibt es nämlich jede Menge Zuschüsse und steuerliche Vergünstigungen, und davon hat Bill fleißig Gebrauch gemacht. Ich schätze, er musste nur die Hälfte der tatsächlichen Kosten tragen, den Rest bezahlt der Steuerzahler.“

„Aber ich hätte dann doch auch Anspruch auf diese Zuschüsse, oder?“, sagte Pamela. Sie blieben vor einem Wohnwagen mit großem Zeltanbau stehen. An der Tür aus Kunststoff hing ein Schild mit dem Hinweis, dass geöffnet sei. Als sie eintraten, schlug ihnen warme Luft aus einem Gebläse entgegen. Das Zelt war voller Besucher, die einem Handelsvertreter zuhörten, der über die Vorzüge gut isolierter Dächer sprach.

„Europaweit werden vierzig Prozent der verfügbaren Energie für die Beheizung unserer Häuser verbraucht“, erklärte er. „Wenn wir die in Schweden gültigen Standards für die Wärmedämmung von Dächern überall in Europa anwenden würden, könnten wir die Hälfte davon einsparen, und das wäre ungefähr die Energiemenge, die wir für den Straßenverkehr aufwenden.“

„Hörst du?“, flüsterte Alphonse. „Genau diese Botschaft werden wir unseren Wählern vortragen.“

Pamela nahm sich ein paar Broschüren und verließ das Zelt, gefolgt von Bruno und Alphonse. Draußen erregte eine seltsam aussehende Windkraftanlage ihr Interesse. Auf einem hohen Ständer steckte eine Art Fass, in dessen Wand drei dünne Metallspiralen eingebaut waren, die sich im Wind drehten.

„Das ist das Windrad der Zukunft“, begeisterte sich Alphonse. „Es ist sehr leise und effizienter als herkömmliche Anlagen, weil es selbst bei schwachem Wind Energie produziert. Man kann es problemlos auf jedes Dach montieren, was mit den herkömmlichen Windkrafträdern nicht geht. Es wurde übrigens in Ihrem Land entwickelt, Pamela. Ich möchte eines für unsere Gemeinde anschaffen.“

Alphonse begrüßte den Verkäufer, den er offenbar kannte. Pamela stellte ihm Fragen über Preise und Installationskosten. Weil es so aussah, als würde das Gespräch noch eine Weile dauern, entschuldigte sich Bruno mit dem Hinweis, er müsse noch mit den Lehrern der Schulkinder reden.

Er ging zum Restaurant zurück, machte aber einen Abstecher zur großen Scheune, die vor kurzem in Wohnungen für Bill und das Personal umgebaut worden war. Es ärgerte Bruno, dass er vergessen hatte, die Einschulung der Nichten in die Wege zu leiten. Er musste mit Pons darüber reden. Vor der Scheune, jetzt Wohnhaus, lag ein Parkplatz. Vor den Fenstern waren die Läden zugezogen worden, nur bei einem stand ein Flügel offen. Bruno blickte in ein großes Wohnzimmer, spärlich beleuchtet von Tischlampen mit Schirm. Die altmodische Einrichtung verwunderte ihn, denn er hätte nicht gedacht, dass Bill an Chaiselongues mit vergoldeten Holzleisten, rotem Plüscharbeit und Kissenbergen Gefallen fand.

Und das Mobiliar war nicht etwa willkürlich aus Einzelstücken vom Flohmarkt oder irgendwelchen Auktionen zusammengewürfelt, sondern stilsicher ausgesucht.

Plötzlich klopfte ihm jemand auf die Schulter. Er drehte sich um und sah Minxin, den Koch. „Privat hier, gehen weg“, sagte der, sichtlich verärgert.

„Ah, Minxin, schön, Sie zu sehen“, entgegnete Bruno. „Ich wollte mit Ihnen über Ihre Nichten reden. Sie müssen in der Schule angemeldet werden.“

„Nicht Schule, Lehrer Chinese“, erwiderte Minxin. „Sie jetzt gehen.“

„In Frankreich herrscht Schulpflicht“, sagte Bruno, musste aber einsehen, dass er im Moment kein Gehör finden würde. Also nickte er höflich, erwähnte noch, dass er mit Pons darüber reden werde, und ging.

Juliette, eine dralle, geschiedene Grundschullehrerin, die mit Bruno immer heftig flirtete, winkte, als sie ihn kommen sah. Sie stand neben Bill Pons vor einer übel riechenden Grube, die mit einer dicken schwarzen Plastikplane abgedeckt und über Rohrleitungen mit einer kleinen Hütte am Rand verbunden war. Pons war ohne Kopfbedeckung und angezogen, als wollte er die neueste Skimode vorführen. Mit gerunzelter Stirn versuchte er, Zehnjährigen beizubringen, wie sich aus Kuhdung Methangas und Wasserstoff für Brennstoffzellen gewinnen ließ. Die Kinder hielten sich die Nase zu, alberten und hampelten herum. Bill war darüber sichtlich verärgert. Ob er jemals zehn gewesen ist?, fragte sich Bruno. Er trat ins Blickfeld der Kinder und lenkte deren Aufmerksamkeit auf sich. Alle kannten ihn vom Tennis- und Rugbytraining, und manche grüßten fröhlich, was Bill zusätzlich zu irritieren schien.

„Wie gesagt“, fuhr Bill in scharfem Tonfall fort, „das Methangas wird in Wasserstoff umgewandelt...“

Bruno ging weiter. Mit ihren Zappeleien wollten sich die Kinder wahrscheinlich nur warm halten, dachte er, als sein Handy die *Marseillaise* zu trällern anfang.

Es war der pensionierte Archivar, sein Bekannter aus der Militärzeit, der ihm mitteilte, dass er Hercules Akte an seine Büronummer gefaxt habe. Er nehme, sagte er, den Mord an ihm persönlich, weil er ihn in Algerien kennengelernt und später an einem Lehrgang zur Bekämpfung von Aufständischen unter seiner Leitung teilgenommen habe. „Ich kann Ihnen auch ein paar Details nennen, die in den offiziellen Unterlagen nicht zu finden sind“, ergänzte der Alte. „Er hat einen Aufsatz zum Thema Kampf gegen irreguläre Kräfte geschrieben, von dem ich eine Kopie habe. Die werde ich Ihnen ebenfalls zukommen lassen. Er ist 1967 und 1968 nach Vietnam zurückgekehrt, eingeladen von den Amerikanern, die ihn darum gebeten haben, über die französischen Erfahrungen zu referieren. Hinter den Kulissen gab es einigen Ärger, als de Gaulle davon erfuhr. Ich dachte, das könnte Sie vielleicht interessieren.“

„Ja, danke. Davon wusste ich nichts.“

„Übrigens, ich rufe über Handy an, von einem Cafe am Invalidendom. Merken Sie sich die Nummer, die Sie im Display haben. Wenn Sie weitere Fragen haben, wäre es gut, wenn Sie mich über diese Nummer zu erreichen versuchen, nicht in meinem Büro. Sie verstehen, warum?“

Bruno bedankte sich und legte dann auf. Ein interessanter Hinweis. Allerdings konnte er sich nicht vorstellen, dass es im vorliegenden Mordfall eine Verbindung nach Amerika gab.

Trotzdem war er auf Hercules Aufsatz gespannt. Aus seinen eigenen Erfahrungen in Bosnien wusste er, dass jede militärische Maßnahme zur Bekämpfung von Aufständischen brisante politische Konsequenzen nach sich zog.

Abrupt blieb er stehen. Er erinnerte sich plötzlich an etwas, was wichtig sein konnte im Hinblick auf die Versuche, auf hiesigen Märkten Vietnamesen einzuschüchtern. Betroffene stellten sich letztlich immer auf die Seite, die den bestmöglichen Schutz versprach, egal, von welcher Seite die größere Gefahr ausging und wer vermutlich am Ende gewinnen mochte.

Bruno betrachtete die winterliche Szenerie und sah die Kinder zwischen den Wohnwagen und Anhängern herumwimmeln. Er hörte Leute lachen, die sichtlich zufrieden das Restaurant verließen. Die Stimmung war gelöst und heiter. Hier deutete nichts auf die schleichende Gefahr hin, die Brunos Welt bedrohte, auf die Gewaltbereitschaft und den verdeckten Terror zu Lasten der schwer arbeitenden und gesetzestreu Menschen, die er kannte und schätzte. Der Gedanke, dass hier, im Herzen Frankreichs, die Theorien der Aufstandsbekämpfung Anwendung finden könnten, mochte bizarr erscheinen. Doch Bruno war entschlossen, in seiner Funktion als Polizist die Opfer zu schützen, ihre Befürchtungen ernst zu nehmen und diejenigen, die andere einzuschüchtern versuchten, vor Gericht zu bringen.

Und noch etwas ging ihm durch den Kopf, nämlich der ironische Umstand, dass Hercules Krieg in Vietnam begonnen hatte und viele Vietnamesen heute französische Staatsbürger und Brunos Nachbarn waren. Er war Gast in deren Wohnungen, saß bei ihnen zu Tisch und fühlte sich für ihre Sicherheit verantwortlich.

„Bruno!“, rief jemand aufgeregt und riss ihn aus seinen Gedanken. Es war Juliette, die immer noch mit den Kindern vor der Jauchegrube stand und jetzt hektisch mit den Armen fuchtelte. Er eilte auf sie zu.

„Der kleine Mathieu!“, rief sie. „Er ist da reingefallen!“

Als er die Grube erreichte, sah Bruno, dass die Plastikplane an einer Stelle aus der Verspannung gerissen war und durchhing. Bis zum Hals in die Jauche eingetaucht, blickte der Junge entsetzt zu ihm auf.

„Ich kann hier nicht stehen, Bruno“, jammerte er und versuchte, sich am Rand der glitschigen Plastikplane festzuhalten.

Bruno zog Mantel und Jacke aus, schaute sich um, sah aber außer Juliette nirgends einen anderen Erwachsenen in der Nähe, der hätte helfen können. Er holte tief Luft und brüllte, so laut er konnte: „*Au secours*, Alphonse, Bill!“ Dann wandte er sich den Kindern zu und entdeckte Laurent in der Gruppe, den er als verlässlichen Schüler kannte. „Lauf zum Zelt da drüben, und hol Verstärkung. Sag, dass ich dich geschickt habe. Es ist dringend. Und du, Michel, lauf ins Restaurant. Wir brauchen ein Seil. Versuch eins aufzutreiben.“

Er reichte Juliette seinen Mantel.

„Hier, halten Sie den Kragen fest, nicht loslassen. Rufen Sie weiter um Hilfe.“

Er zog die Stiefel aus, hielt sich mit einer Hand am Mantelsaum fest und rutschte über den Rand in die Grube.

„Mathieu, bekommst du meinen Fuß zu fassen?“, rief er und blickte über die Schulter

nach unten, konnte den Jungen aber nicht sehen.

„Nein“, wimmerte der Junge. „Ich geh unter.“

Bruno ließ sich weiter hinab und versuchte mit den Füßen Halt zu finden, glitt aber mit den Socken auf der Plastikplane immer wieder aus.

„Legen Sie sich auf den Boden, Juliette, ich brauche mehr Spiel. Und lassen Sie sich von den Kindern helfen.“

„Bruno, hier bin ich“, rief Alphonse. „Ich pack mit an.“

Bruno rutschte tiefer und spürte, wie sich eine kleine Hand um seine Fußfessel legte.

„Ich hab Sie, Bruno“, rief Mathieu.

„Halt dich mit beiden Händen fest“, sagte Bruno. „Nur Mut, wir haben dich gleich herausgeholt.“ Mit Blick nach oben sah er in die Gesichter von Alphonse und Juliette.

„Zieht uns jetzt hoch.“

„Ihr seid zu schwer“, sagte Alphonse. „Wir können euch kaum halten. Aber da kommen noch welche.“

Bruno hob das rechte Bein an, an dem Mathieu hing, und spürte die Anspannung in Knie und Schenkel. Vorsichtig löste er eine Hand vom Mantelsaum, streckte den Arm nach unten aus und erreichte mit den Fingerspitzen den Ärmel des Jungen. Trotz der stinkenden Dämpfe holte er tief Luft und hievte den Kleinen so weit nach oben, dass der ihm die Arme um den Hals schlingen konnte. Jauche sickerte ihm in den Kragen.

„Klettre an mir hoch, Mathieu, und stell dich auf meine Schultern.“

Er spürte, wie Mathieu auf seiner Hüfte Tritt fasste und ihm die Fußspitzen in den Rücken stemmte. Dann legte sich ihm eine schmierige Hand Halt suchend auf den Mund. Bruno presste die Lippen aufeinander. Der Mantelkragen schien einzureißen, denn plötzlich sackte Bruno ein Stück ab. Füße und Unterschenkel tauchten in die Jauche ein. Der Junge stand mit einem Knie auf seiner Schulter, ließ mit der Hand von seinem Mund ab und riss ihn an den Haaren.

Dann spürte er endlich, wie ihm die Last genommen wurde, als helfende Hände Mathieu aus der Grube zogen.

„Wir haben ihn“, rief eine Frau. Es war Pamela.

„Nicht nachlassen, Bruno“, sagte Alphonse. „Bill kommt mit einem Seil.“

Der Kragen seines Militärmantels riss weiter auf. Bruno sackte bis zur Hüfte in den ätzenden Schlamm, als endlich ein Seil heruntergelassen wurde. Er fasste zu.

„Ich hänge mich jetzt dran.“

„Wir sind zu dritt“, rief Bill.

Unter stürmischen Beifall wurde Bruno aus der Grube gehievt. Von der Hüfte an abwärts war er schwarz von Dung. Die Jauche klebte ihm im Gesicht, am Hals und in den Haaren. Von Juliette begleitet, eilte Mathieu in Richtung Restaurant. Bruno blickte in die Grube und sah seinen Mantel auf der schwarzen Brühe schwimmen. Jemand klopfte ihm auf die Schulter, ohne sich vor dem Dreck in Acht zu nehmen. Er drehte sich um und sah Pamela. Als er sie anlächelte, zuckte das Blitzlicht einer Kamera zweimal nacheinander. Philippe Delaron machte Fotos für die *Sud-Ouest*. Er war wahrscheinlich gekommen, um über die Grüne Messe zu berichten. Jetzt hatte er eine echte Story und dazu ein wenig schmeichelhaftes Foto des Polizisten von Saint-Denis. Bruno verzog das Gesicht und

zeigte in die Grube.

„Hat jemand einen Haken, mit dem ich meinen Mantel herausfischen kann. In den Taschen sind Sachen, die ich brauche“, sagte er, zu Bill gewandt. „Und wenn ich bei Ihnen bitte duschen dürfte - und es wäre schön, wenn ich mir ein paar Klamotten zum Wechseln borgen könnte.“

„Gut gemacht, Bruno“, gratulierte Bill. „Aber aus dem Duschen wird wohl nichts. Wir haben heute kein heißes Wasser und benutzen das Bad im Restaurant. Ich bringe Ihnen was zum Umziehen und stecke Ihre Sachen in die Waschmaschine.“

„Oh, Bruno“, sagte Pamela. „Was für ein Bild! Fühl dich von mir geküsst.“

Als er an sich hinuntersah, musste Bruno schallend lachen, teils aus Erleichterung darüber, dass Mathieu in Sicherheit war, aber auch über den eigenen Anblick und den Gestank, den er verbreitete. Ihm wurde kalt, und ein bisschen ärgerte er sich auch darüber, dass man Kinder eingeladen und keinerlei Vorsichtsmaßnahmen ergriffen hatte.

„Ich muss mit Ihnen noch ein erstes Wörtchen über Sicherheitsfragen reden, Monsieur“, sagte er zu Bill. „Das hier hätte fast zu einer Tragödie geführt. Ich möchte, dass Sie mir Ihre Lizenz für diese Jauchegrube und eine Erlaubnis der Wasserbehörde vorlegen.“

„Das war ein Unfall, Bruno“, sagte Pamela. „Und es ist doch noch einmal gutgegangen.“

Bruno fragte sich, warum sie Bill in Schutz nahm. „Ja, diesmal haben wir Glück gehabt“, entgegnete Bruno. „Und jetzt sorgen wir dafür, dass so etwas nicht noch einmal passiert, denn auf unser Glück können wir uns nicht immer verlassen.“

Er wandte sich an Bill. „Außerdem müssen wir über die Einschulung der Nichten Ihres Küchenchefs sprechen. Aber zeigen Sie mir bitte erst einmal, wo ich baden kann.“

Chapter 16

Wie nicht anders zu erwarten war, befand sich das Archiv des Bürgermeisteramtes von Sainte Alvere in einem dunklen, kalten Kellerloch gleich neben dem Weinkeller. Bruno und die Sekretärin des Bürgermeisters stöberten fast eine halbe Stunde lang in verstaubtem Gerumpel herum, ehe sie den Karton fanden, der die Aufzeichnungen über den Trüffelmart enthielt. Dann führte sie ihn in einen kahlen Raum, in dem eine einzelne Glühbirne von der Decke hing, brachte ihm einen wässrigen Kaffee und ließ ihn allein.

Als Erstes nahm er sich das Kassenbuch vor, in dem die Verkäufe wochenweise aufgelistet waren. Um sich mit der Systematik vertraut zu machen, suchte er nach der Verbuchung der beiden Lieferungen, die zu den Beschwerden geführt hatten, und fand Didiers Erklärung bestätigt. Es war alles eingetragen - Datum, Gewicht, Preis und Chargennummer. Sie stimmten mit den Angaben auf den Etiketten überein, auf die sich auch die Beschwerden bezogen hatten. Dann aber fiel ihm auf, dass die Chargennummern nicht zu denen der anderen Verkäufe am selben Tag passten.

Bruno vergewisserte sich, richtig gelesen zu haben, und tatsächlich: Jeder verdächtige Artikel schien erst am Ende des Tages verpackt und versiegelt worden zu sein, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt doch schon als Auktionsverkäufe gelistet waren. Außerdem war hinter keinem der Artikel das Kästchen angekreuzt, mit dem die Prüfung durch den zuständigen Kontrolleur gekennzeichnet wurde. Florence hatte sie also nicht untersucht.

Bruno ging auch die anderen Verkaufslisten durch und stellte fest, dass immer einige Chargen aus der Reihe fielen. Vielleicht gab es dafür eine ganz simple Erklärung. Trotzdem fand er nirgends detaillierte Angaben über Umsätze im Rahmen der von Didier so genannten Sonderauktion von unverkaufter Ware am Ende eines Markttages.

Didier hatte behauptet, es gebe ein separates Kassenbuch für solche Verkäufe. Bruno holte alle Unterlagen aus dem Karton heraus, und als er das Kassenbuch nicht fand, ging er die verschiedenen Aktenordner durch.

Die meisten enthielten Rechnungen über Strom und Wasser. Damit schien alles in Ordnung zu sein. In einem Ordner waren Belege für die monatliche Wartung des Fotokopierers abgeheftet, in einem anderen die für die Vakuumverpackungsmaschine. Sie alle trugen die Unterschrift des Mechanikers, der die Maschinen geprüft hatte. Eine Auflistung der Wartungskosten fehlte, aber dann fand Bruno am unteren Rand einer jeden Rechnung den kleingedruckten Hinweis auf eine jährliche Abschlagszahlung, die vom Konto abgebucht wurde, was die Auszüge belegten. Und noch etwas war auf jedem Wartungsbeleg zu finden, nämlich eine offenbar vom Mechaniker mit der Hand eingetragene Zahl und das Wort „Digitalzähler“.

Bruno tippte die auf den Belegen angegebene Telefonnummer der Wartungsfirma in sein Handy und ging nach oben, um den Mechaniker anzurufen. Ja, wurde ihm bestätigt, die Vakuumverpackungsmaschine zählte jede Inbetriebnahme automatisch mit, und er, der Mechaniker, notierte die aktuelle Zahl bei seinen monatlichen Besuchen. Bruno stieg wieder in den Keller und prüfte die Summen jedes einzelnen Monats. Im Januar, also rund ein Jahr nach ihrer Anschaffung, war die Maschine insgesamt fast fünftausend Mal benutzt worden. Im November, einem relativ ruhigen Monat, nur 420 Mal. Bruno nahm sich noch einmal die Versandliste vor und stellte fest, dass im selben Monat nur 304 Lieferungen ausgewiesen waren. Eine erhebliche Diskrepanz. Also schaute er sich auch die anderen Monate an.

Er holte einen Notizblock aus der Aktentasche und machte sich an die langwierige Arbeit, alle monatlichen Zahlen zusammenzutragen. Im Dezember war die Maschine 1974-mal gebraucht worden; dem standen exakt 1214 als verpackt gekennzeichnete Lieferungen gegenüber. Im Januar lag das Verhältnis bei 3447 zu 2689. Bruno blätterte auf das Vorjahr zurück und sah, dass in den ersten Monaten die Summen des Digitalzählers und die der verbuchten Lieferungen ziemlich genau übereinstimmten. Kleinere Differenzen ließen sich damit erklären, dass die eine oder andere Verpackung gerissen war und ein zweiter Versuch unternommen werden musste. Die großen Unterschiede der letzten Monate aber mussten andere Ursachen haben. Bruno konnte es sich nicht anders erklären, als so, dass etliche Verpackungen nachträglich geöffnet und anschließend wieder versiegelt worden waren. Möglicherweise hatte man auf diesem Weg billige Trüffeln aus China gegen echte Perigordknollen ausgetauscht.

Zufrieden mit seiner Recherche, lehnte sich Bruno zurück. Er konnte dem Bürgermeister nun nachweisen, dass auf seinem Markt betrogen wurde. Solange aber das separate Kassenbuch der Auktionsverkäufe nicht aufzutreiben war, blieben viele Fragen offen. Nach den vorliegenden Unterlagen schienen diese Verkäufe jährlich über 100 000 Euro eingebracht zu haben, also ungefähr ein Fünftel des gesamten Markterlöses. Viel Geld.

Er stülpte den Deckel über den Pappkarton, versiegelte ihn mit Klebeband und setzte seine Unterschrift darauf, um zu verhindern, dass Unbefugte ihn öffneten. Damit ging er zur Sekretärin, bat sie, den Karton wegzuschließen, und machte sich dann auf den Weg zur Markthalle. Er klopfte an die Hintertür und stieß sie auf. Alain, der Lagerist mit der roten Nase vom vielen *petit blanc*, den er im Studentakt im Cafe auf der anderen Straßenseite trank, fuhr vor Schreck zusammen.

„Was zum Teufel... ? Ach, Sie sind's. Sind Sie immer noch dran?“

„Nein, ich nicht mehr. Aber Sie sind dran, Alain“, antwortete Bruno. Alain war allein im Vorraum. Bruno ging zur Tür, die in die Halle führte, und sah, dass auch dort niemand war.

„Wir können uns ganz ungestört miteinander unterhalten. Ich habe die Bücher geprüft und will jetzt von Ihnen wissen, warum Sie jede vierte Packung wieder aufmachen und neu versiegeln. Am besten, Sie fangen damit an, mir zu erzählen, wer Ihnen das billige Zeug aus China schickt.“

„Was? Wovon reden Sie?“

„Das wissen Sie genau. Gehen wir in die Gendarmerie zur Abnahme Ihrer Fingerabdrücke. Die vergleichen wir dann mit den Abrücken, die auf der chinesischen Ware zu finden sind. Oder möchten Sie lieber, dass ich den Bürgermeister anrufe und darüber informiere, welchen Betrug Sie hier durchziehen?“

„Was für einen Betrug?“ Alain wurde rot vor Wut.

Bruno trat vor die Vakuumsverpackungsmaschine, studierte die Steuerung und drückte den Knopf, der die Klappe aufspringen ließ. Er deutete auf den Digitalzähler dahinter.

„Ist Ihnen schon aufgefallen, Alain, dass es hier einen Zähler gibt, der registriert, wie oft die Maschine benutzt wird? Verglichen mit der Anzahl der Artikel, die Sie verpackt und verschickt haben, ist diese Zahl viel zu hoch. Erklären Sie mir das! Oder möchten Sie lieber in der Gendarmerie vernommen werden?“

Alain starrte ausdruckslos auf den Zähler.

„*Putain!*“, knurrte er.

„Wie viel hat Didier Ihnen gezahlt? Einen Hunderter pro Monat?“

Alain zuckte mit den Achseln. „Ich sage nichts.“

„Dann gehen Sie statt seiner in den Bau.“

„An Didier kommen Sie nicht ran. Er ist mit dem Bürgermeister verwandt, und die beiden halten dicht. Wie immer.“

„Haben Sie eigentlich eine Ahnung davon, wie viel Didier absahnt? Für Sie springt vielleicht ein Hunderter im Monat raus, aber er steckt sich jede Woche tausend in die Tasche. So viel verdient nicht mal der Bürgermeister.“

„Tausend pro Woche?“ Alain runzelte die Stirn. „Sie wollen mich verschaukeln.“

„Ich kann Ihnen die Bücher zeigen. Und einer von Ihnen beiden kommt dafür in den Knast, er oder Sie. Was ist Ihnen lieber?“

„Ich habe nur das getan, was von mir verlangt wurde.“

„Ich weiß. Er ist der Boss. Wenn Didier sagt, mach die Packung wieder auf, dann tun Sie's.“ Alain nickte.

„Wo ist das Kassenbuch für die Auktion? Was hat er damit gemacht?“

Alain stierte mit ausdrucksloser Miene vor sich hin. Bruno ließ es dabei bewenden. Manche Fragen konnte wahrscheinlich nur Didier beantworten.

„Alain, Sie müssen sich jetzt entscheiden. Entweder wir setzen jetzt ein Geständnis auf und Sie unterschreiben es, oder wir gehen in die Gendarmerie, wo Sie wegen dringenden Tatverdachts auf Betrug und Diebstahl verhaftet und in Gewahrsam genommen werden. Anschließend wird Ihr Haus durchsucht, während Ihre Frau und die Kinder verzweifelt vor der Tür stehen und alle Nachbarn zusehen. Und wenn Sie später aus der Haft entlassen werden, finden Sie keine Arbeit mehr. Sie haben die Wahl.“

„Wenn ich gestehe, ist der Job doch ohnehin futsch, und ins Gefängnis muss ich so oder so.“

„Vielleicht. Aber Sie hätten mich auf Ihrer Seite. Und in Ihrem Geständnis könnten Sie erklären, dass Sie aus freien Stücken Auskunft geben, weil Ihnen an den Geschäften was faul vorgekommen ist. Sie haben getan, was Didier von Ihnen verlangt hat, dann aber Verdacht geschöpft, als Beschwerden laut wurden.“

„Ich war ja bereit zu reden, aber an wen hätte ich mich wenden sollen? An den Bürgermeister?“, sagte Alain. „Der hätte mich doch auf der Stelle gefeuert.“

„Dazu kommt es nicht, wenn Sie mit mir als Zeuge eine schriftliche Erklärung verfassen. Der Bürgermeister, ob mit Didier verwandt oder nicht, würde es nicht wagen, Ihnen ein Bein zu stellen.“

„Wie soll ich das hinkriegen, so eine Erklärung? Ich bin nicht gut in so was.“

„Ich helfe Ihnen, Alain. Ich frage, Sie antworten, und wenn wir fertig sind, lesen Sie alles noch einmal sorgfältig durch, bevor Sie Ihre Unterschrift daruntersetzen. Einverstanden?“

Bruno rückte zwei Stühle an den Tisch neben der Vakuumverpackungsmaschine. Er nahm den Block aus der Tasche, blätterte eine leere Seite auf und schrieb „Erklärung von Alain Bruneval“. Oben rechts datierte er das Blatt.

„Wann haben Sie damit angefangen, die Verpackungen zu öffnen und neu zu versiegeln?“

Alain sah ihn an und schmunzelte ein wenig. „Ich habe Sie Rugby spielen sehen. Sie sind langsamer geworden.“

„Sie waren früher auch mal schneller“, entgegnete Bruno und setzte den Stift ab.

„Aber ich könnte Ihnen immer noch ganz schön Beine machen.“

„Ja, deshalb wär's gut, Sie kämen wieder zum Training. Für das Spiel im nächsten Jahr wären Sie dann wieder fit.“

Alain nickte zufrieden. Er schien wieder ein bisschen stolz auf sich sein zu können und fing zu reden an. Bruno schrieb mit. „Wir haben Ware immer wieder mal neu versiegeln müssen, wenn die Verpackung aufgeplatzt oder ein falsches Etikett aufgeklebt worden war. Aber vor einem Jahr, im November, kam Didier plötzlich mit einem ganzen Schwung von Lieferungen, die neu versiegelt werden mussten ...“

Zwanzig Minuten später hielt Bruno eine unterzeichnete Erklärung in der Hand, die Didier vor Gericht und ins Gefängnis bringen würde.

Bürgermeister Mangin kicherte amüsiert, als er die aktuelle Ausgabe der *Sud-Ouest* vor sich ausbreitete. Was ihn erheiterte, war nicht nur das Foto eines jauchgetränkten Bruno auf der Titelseite, sondern auch die Schlagzeile „Der Held von Saint-Denis: Flic rettet Schulkind“.

Der Story waren zwei Seiten gewidmet. „Polizist steigt in Jauchegrube, um einen Jungen vor dem Ertrinken zu retten“ stand über der einen Seite, über der anderen: „Bürgermeisterkandidat entschuldigt sich für mangelnde Sicherheitsvorkehrungen“. Dazu gab es mehrere Fotos - Bruno mit verlegener Miene, ein strahlender Schüler und eine wütende Lehrerin, die mit den Worten zitiert wurde: „Der grüne Bill kann meine Stimme vergessen. In einem Kasten mit der Überschrift „Todesfalle Bioenergie“ wurden Bills Pläne zur Verstromung von Jauche beschrieben.

Auch der Bürgermeister wurde zitiert: Es sei „in höchstem Maße unverantwortlich“, Schulkinder an einen solchen Ort zu führen, ohne für angemessene Sicherheitsvorkehrungen gesorgt zu haben; er werde eine Untersuchung des Vorfalls einleiten und könne nicht ausschließen, dass dem Restaurant *Auberge des Verts* die Lizenz entzogen werde. Mit ähnlichen Konsequenzen drohte die Wasserbehörde, um Gefahren für Leib und Leben vorzubeugen.

„Die Sache wird ihn eine Menge Wählerstimmen kosten“, sagte der Bürgermeister, der sich gar nicht erst die Mühe machte, seine Genugtuung zu verhehlen. „Mathieu kommt aus einer großen Familie, und jeder Landwirt im Tal kennt seine Mutter. Und auch jeder Haustierbesitzer.“

Mathieus Mutter arbeitete in der Aufnahme der Veterinärstation. Sie war eine fröhliche Frau und bekannt dafür, das Wartezimmer mit launigen Klatschgeschichten zu unterhalten. Jetzt würde sie neuen Stoff haben und vor allen Besuchern in endlosen Wiederholungen ausbreiten. Ihr Mann bediente an der Fleischtheke im Supermarkt und war nicht minder bekannt. Gewiss würde er der Kundschaft ausführlich schildern müssen, was seinem Sohn widerfahren war und wie es ihm jetzt ging. Bruno ahnte, warum der Bürgermeister so glücklich wirkte.

„Mir ist zurzeit anderes sehr viel wichtiger“, sagte Bruno.

„Ich weiß, Sie haben nur Ihre Pflicht getan, und das mit Bravour. Gut gemacht, Bruno. Wir werden uns erkenntlich zeigen.“

„Soll das heißen, ich bekomme einen neuen Transporter?“, fragte er, um aus der guten Laune des Bürgermeisters Kapital für sich zu schlagen.

„Aber natürlich. Ich habe die Anschaffung bereits auf die Tagesordnung der nächsten Ratssitzung gesetzt. Weil Ihr alter Wagen im Dienst kaputtgegangen ist, können wir auch mit einem Bonus der Versicherung rechnen. Der neue Wagen wird uns also kaum mehr als zweitausend Euro kosten, Sonderlackierung und Blaulicht inbegriffen.“

„Schön zu hören, danke. Haben Sie auch schon meinen Antrag auf eine neue Uniform gesehen?“ Trotz wiederholter Reinigungsversuche waren Brunos Hemd und die Hose nicht mehr zu retten gewesen.

„Ja, ja, schon genehmigt. Es werden gleich zwei bestellt, eine Sommer- und eine Wintergarnitur. Und die Kosten dafür trägt Pons. Haben Sie gelesen, was der kleine Mathieu in der Zeitung sagt? >Als ich Bruno gesehen habe, wusste ich, dass alles gut

werden wird.<“

„Mir scheint, Philippe Delaron will sich Ihnen als Pressesprecher andienen“, sagte Bruno verlegen. „Er hat die Sache gründlich ausgeschlachtet und keine Gelegenheit ausgelassen, Pons' Wahlaussichten zu schmälern.“

„Philippe ist mir auch einiges schuldig“, entgegnete der Bürgermeister. „Es war nicht schwer, ihn auf ein paar interessante Pointen der Story aufmerksam zu machen, zumal es sonst nichts Aufregendes zu berichten gab.“

„O doch. Haben Sie den Artikel über den Brandanschlag auf das chinesische Restaurant in Bergerac nicht gelesen, gleich auf der nächsten Seite? Es ist schon der dritte Anschlag innerhalb einer Woche.“

Der Bürgermeister winkte ab. „Wir haben keine chinesischen Restaurants in Saint-Denis, nicht einmal einen Chinesen.“

„Jetzt schon. Der Küchenchef von Bills Restaurant und seine Nichten sind Chinesen“, sagte Bruno. „Aber das steht auf einem anderen Blatt. Unser Vietnamese ist von Unbekannten überfallen worden, und jetzt werden überall in der Region chinesische Läden abgepackelt. Da ist ein Bandenkrieg um Vorherrschaft und Territorien im Gang.“

„Wir haben nur einen vietnamesischen Mitbürger, nämlich Vinh, und der ist verschwunden.“

„Wahrscheinlich hält er sich versteckt. Jedenfalls wurde er auf unserem Markt überfallen, was die Sache zu unserer Angelegenheit macht.“

„Zuständig ist die *Police Nationale*“, entgegnete der Bürgermeister.

„Aber Sie haben der Anfrage des Präfekten doch schon zugestimmt und ihm zugesichert, dass ich an den Ermittlungen im Mordfall Hercule mitwirke.“

„Wollen Sie mir sagen, der Mord an Hercule und die Schwierigkeiten zwischen Chinesen und Vietnamese hätten was miteinander zu tun?“

„Davon bin ich überzeugt und Jean-Jacques auch. Unser alter Freund, der Brigadier aus Paris, ist ebenfalls ganz hellhörig geworden“, antwortete Bruno. „Hercule war ein hohes Tier im Geheimdienst und hatte auch später noch einen direkten Draht nach Vietnam. Er hatte eine vietnamesische Frau und mit ihr ein Kind, und als unsere vietnamesischen Freunde aus ihrer Heimat fliehen mussten, hat er ihnen geholfen, bei uns Fuß zu fassen. Es gibt also jede Menge Verbindungen.“

„Seine Beisetzung findet heute Nachmittag statt?“

„Ja, um drei Uhr auf dem Friedhof von Sainte Alvere. Werde ich Sie dort treffen, oder fahren wir zusammen hin? Der Baron nimmt mich mit, und für Sie wäre noch Platz.“

Zurück in seinem Büro, erkundigte sich Bruno telefonisch bei Ivan, was er an diesem Tag in seinem Bistro anzubieten hatte, und freute sich zu erfahren, dass es Kalbsleber mit Salbei gab. Kaum hatte er den Hörer aufgelegt, klingelte das Telefon.

„Spreche ich mit der Polizei?“

„*Oui, Madame, chef de police Courreges*, zu Ihren Diensten.“

„Ah, Bruno, ich habe von Ihnen in der Zeitung gelesen. Prima, wie Sie dem Kleinen geholfen haben.“

„Nicht der Rede wert. Wie kann ich Ihnen helfen?“

„Mein Name ist Amelie Condorcet, vielleicht kennen Sie mich. Ich wohne in Laugerie, der

kleinen Ortschaft auf dem Weg nach Saint-Chamassy.“

„Ja, Madame. Wir sind uns im Haus Ihrer Nachbarn, der Vinhs, begegnet. Außerdem kenne ich Ihren Mann aus dem Rugbyclub.“ Bruno hatte sie vor Augen, eine ruhige, ältere Frau mit roter Nase und einem kranken Bein. Ihr Mann arbeitete für die France Telecom.

„Also, mein Mann meint, da sei nichts dran und ich phantasie mir was zusammen, aber im Haus der Vinhs ist offenbar etwas Merkwürdiges passiert. Sie wissen, dass die Vinhs verschwunden sind, nicht wahr? Also, ich kann mich auch irren, und in dem Fall würde ich Ihnen Ihre Zeit stehlen...“

„Erzählen Sie, Madame. Was ist Ihnen aufgefallen?“

„Letzte Nacht bin ich von Motorgeräuschen aufgeweckt worden. Ich schlafe nicht besonders gut, müssen Sie wissen. Jedenfalls bin ich aufgestanden und habe ein Auto vorm Nachbarhaus anhalten sehen. Ich dachte, die Vinhs wären zurück, aber dem war nicht so. Es stiegen Asiaten aus dem Auto aus. Freunde der Vinhs, dachte ich. Dann hörte ich Glas splintern, und gleich darauf verschwanden diese Leute wieder. Es scheint also nicht, dass sie eingebrochen sind, um zu stehlen.“

„Das klingt in der Tat sonderbar.“

„Ja, mir ist die Sache nicht mehr aus dem Kopf gegangen, und deshalb war ich kurz drüben und habegesehen, dass in der Scheibe des Küchenfensters ein Loch ist, und an der Tür hängt ein Zettel mit einer Nachricht, die ich nicht lesen kann. Weil wir unmittelbare Nachbarn sind, hat jeder die Schlüssel zum Haus des anderen. Vielleicht wollen Sie mal einen Blick hineinwerfen, damit wir sicher sein können, dass sonst nichts passiert ist.“

„Ich bin gleich bei Ihnen, Madame Condorcet.“

Die Vinhs wohnten am Rande der Ortschaft in einem von vier völlig gleich aussehenden Häuschen, die auf einem ehemaligen Tabakfeld gebaut worden waren. Madame Condorcet stand schon mit einem Schlüssel in der Hand vor der Tür, als Bruno mit seinem Landrover vorfuhr.

„Das ist aber nicht Ihr Dienstwagen, oder?“, sagte sie.

„Ich warte noch auf seine Auslieferung. Der alte ist bei einer Verfolgungsjagd draufgegangen“, antwortete er. „Klingt aufregender, als es war. - Aber schauen wir uns doch jetzt einmal das Fenster an.“

Das Loch war so groß wie ein Handball und offenbar mit einem Glasschneider aus der Scheibe herausgeritzt worden. Darunter hing ein leerer Beutel aus grobem Sackleinen. Zunächst vermutete Bruno, dass man durch das Loch Benzin oder irgendeinen Brandbeschleuniger geschüttet hatte, aber davon war nichts zu riechen. In der Küche dahinter war auf Anhieb nichts Ungewöhnliches zu erkennen. Er warf einen Blick in den Beutel.

„Einer von den Leuten trug so ein Ding“, sagte Madame Condorcet, „aber es sah gefüllt aus.“

Bruno öffnete den Beutel und nahm Tiergeruch wahr. Als er sich wieder aufrichtete und durchs Fenster blickte, sah er vor der Fußleiste an der gegenüberliegenden Wand einen Schatten entlanghuschen. Einer der Vorhänge war heruntergerissen worden, und auf dem Boden lag eine leere Müslipackung.

An der Küchentür steckte ein Stück Pappe, beschrieben mit dickem schwarzem Marker. Eine Nachricht auf Vietnamesisch, wie es schien. Er holte sein Handy hervor und wählte die Nummer von Tran, seinem Freund aus der Militärzeit, der jetzt in Bordeaux wohnte.

„Du musst was für mich übersetzen“, sagte er, „einen kurzen Text, der für die Vinhs bestimmt ist.“

„Lies vor.“

Bruno buchstabierte, während Madame Condorcet nervös mit den Füßen scharrte.

„Wörtlich übersetzt: Nächstes Mal schicken wir sie auf eure Kinder“, erklärte Tran. „Schlechtes Vietnamesisch, geschrieben entweder von einem halben Analphabeten oder einem Nichtmuttersprachler.“

„Was schicken sie nächstes Mal?“, fragte Bruno nach.

„Das ist nicht ganz klar. >Diese Sachen< oder >diesen Scheiß<. Ein Slangausdruck. Kannst du was damit anfangen?“

„Noch nicht so richtig. Im Fenster ist übrigens ein Loch, groß genug, dass man eine Katze durchstecken könnte. Ich bin hier mit einer Nachbarin, die den Schlüssel zum Haus hat. Bleib in der Leitung...“

Er reichte Madame Condorcet das Handy, nahm den Schlüssel von ihr entgegen und schloss vorsichtig auf, schlüpfte in den Flur und machte die Tür hinter sich zu. Wieder stieg ihm dieser seltsame Geruch in die Nase, und er glaubte, am Blickfeldrand eine huschende Bewegung wahrzunehmen. Als er ins Wohnzimmer kam, sah er Kot auf Teppich und Sofa liegen. Ratten! Vier oder fünf Exemplare hatten sich in einer Ecke versteckt. Im Schlafzimmer war die Tagesdecke vom Bett gezogen und zu einem Nest geformt worden. Auch das Bett war voller Kot. Aus irgendeinem Winkel fiepte es. Er sah auch in den anderen Zimmern nach, ehe er wieder nach draußen ging und sich kopfschüttelnd darüber wunderte, wie schnell ein Dutzend Ratten ein vordem makellos sauberes Haus verdrecken konnten.

„Ratten“, informierte er Madame Condorcet, die ihm mit entsetzter Miene das Handy zurückgab. „Sie haben Ratten im Haus ausgesetzt, einen ganzen Sack voll. Sieht schlimm aus“, berichtete er Tran.

„Dann soll die Botschaft wohl lauten: Nächstes Mal schicken wir euren Kindern die Ratten an den Hals“, sagte Tran. „*Putain*, so wurden in China früher Verbrecher bestraft. Man hat sie in einem Raum mit ausgehungerten Ratten eingesperrt. Es heißt, dass in manchen Triaden so auch heute noch mit Verrätern umgesprungen wird. Kinder damit zu bedrohen ist die schlimmste Beleidigung, die sich denken lässt.“

„Willst du mich auf den Arm nehmen? Das ist doch tiefstes Mittelalter!“ Bruno wandte sich von Madame Condorcet ab, um zu verhindern, dass sie aufschnappte, was Tran zu sagen hatte. Er wollte nicht, dass dieser Vorfall in Saint-Denis die Runde machte.

„Die Chinesen sollen Ende der Siebziger so auch vietnamesische Kriegsgefangene gefoltert haben, als sie einmarschiert sind und wir sie an der Grenze aufgehalten haben. Mit >wir< meine ich unsere vietnamesische Armee. Der Krieg an dieser Front war kurz, aber schrecklich. Es kursieren zahllose Geschichten über die Grausamkeiten, die an den Kriegsgefangenen, unseren Leuten, verübt worden sind.“

„Ich kann nicht glauben, dass so etwas in Frankreich passiert“, sagte Bruno.

„Wie gesagt, es sind schlimme Zeiten“, erwiderte Tran. „Du weißt doch noch, was in Bosnien passiert ist? Damit es uns heute nicht so ergeht wie den Muslimen damals, müssen wir uns um unsere Verteidigung kümmern.“

„Indem ihr chinesische Restaurants in Brand setzt?“

„Zugegeben, es gibt unter uns auch ein paar richtig rabiate Typen, aber das ist nicht einmal denen zuzutrauen. Übrigens, ich habe mich, wie versprochen, für dich umgehört und ein paar Leute aufgetrieben, mit denen du unbedingt zusammentreffen solltest. Sie wollen dich sehen. Ich schlage vor, du kommst nach Bordeaux und wir bereden alles Weitere bei einem gemeinsamen Essen. Je früher, desto besser. Und keine Sorge. Wir werden gut geschützt.“

„Wann wär's dir recht?“

„Heute Abend. Du könntest bei uns übernachten.“

„Ich rufe dich an, sobald ich weiß, ob's heute noch klappt“, sagte Bruno. „Hättest du was dagegen, wenn ich einen Kollegen mitbrächte?“

„Nein, er ist herzlich willkommen“, antwortete Tran. „Ich warte auf deinen Anruf.“

Bruno klappte sein Handy zu und fragte sich, ob es wirklich eine gute Idee sein würde, Jean-Jacques mitzunehmen. Der Kommissar nahm es mit den Gesetzen manchmal ziemlich genau, und wenn er glaubte, mit Leuten zusammenzutreffen, die in die Brandanschläge auf die chinesischen Restaurants verwickelt sein könnten, würde er sich womöglich gezwungen sehen, Schritte gegen sie einzuleiten. Andererseits war es für Jean-Jacques wichtig, Kontakte zu Vietnamesen zu knüpfen, wenn er denn nicht riskieren wollte, dass der Bandenkrieg noch weiter eskalierte. Er war wohl klug genug, zwischen dem fraglichen Nutzen einer schnellen Verhaftung und den langfristigen Vorteilen einer Bekanntschaft mit Leuten wie Tran unterscheiden zu können. Tran war ein guter Soldat gewesen, ein Kamerad aus der Truppe, die sich dem Angriff der Serben entgegengestellt und den MedEvac-Hubschrauber gerufen hatte, als Bruno angeschossen worden war. Bruno vertraute ihm und vertraute auch Jean-Jacques. Ihn einzuladen war vielleicht ein Risiko, aber er würde dafür sorgen, dass es sich lohnte.

„Wer könnte ein Interesse daran haben, ein so hübsches Haus mit Ratten zu verseuchen?“, fragte Madame Condorcet.

„Das werde ich noch herausfinden“, versprach Bruno. „Sie sagten, die nächtlichen Besucher seien Asiaten gewesen. Würden Sie den einen oder anderen wiedererkennen?“

„Da war ein ganz Junger. Ich habe sein Gesicht gesehen, weil er im Scheinwerferlicht stand.“

Bruno nickte, rief bei der örtlichen Feuerwehr an und informierte Albert, den Feuerwehrhauptmann. Der klang kaum überrascht und fragte nur, wie viele Ratten sich im Haus befanden.

Madame Condorcet setzte Kaffee auf, während Bruno mit Jean-Jacques telefonierte, ihm von seinem Gespräch mit Tran unterrichtete und ihm vorschlug, mit nach Bordeaux zu fahren, gleich nach Hercules Begräbnis.

„Wer sind diese Leute, mit denen Sie sich treffen wollen?“, fragte Jean-Jacques.

„Vermutlich Sprecher der vietnamesischen Gemeinde vor Ort. Auf Tran ist jedenfalls Verlass“, antwortete er. „Vielleicht erfahren wir sogar, wer für die Brandanschläge

verantwortlich ist, aber im Augenblick kommt es vor allem darauf an, diese Leute kennenzulernen.“

„Ich bin nicht von gestern“, entgegnete Jean-Jacques. „Ich habe übrigens gute Nachrichten. Paris schaltet sich ein. Ich habe soeben mit Isabelle telefoniert. Der Brigadier hat sich schon auf den Weg gemacht. Er wird heute Abend in Bordeaux ankommen und will sich morgen mit uns in der Präfektur von Perigueux treffen.“

„Wie wär's, wenn er an dem Treffen mit den Vietnamesen heute Abend teilnähme?“ Der Brigadier interessierte sich sehr viel mehr für geheimdienstliche Erkenntnisse als für schnelle Fahndungserfolge und würde Jean-Jacques legalistischen Eifer wahrscheinlich dämpfen, was Bruno durchaus gelegen kam.

„Warum nicht?“, antwortete Jean-Jacques. „Wenn Paris ihn ins Spiel bringt, ist unsere Gehaltsstufe überschritten. Ich kann mir vorstellen, dass die Vietnamesen an einem Gespräch mit ihm durchaus interessiert sind. Fragen Sie Ihren Freund, was er davon hält.“

Tran sagte, seine Leute fühlten sich geehrt, von einem „Spitzen-Flic aus Paris“ besucht zu werden, und fragte Bruno, ob er mit seiner Einschätzung, was das bedeuten könne, richtig liege.

„Er gehört zum Innenministerium oder, genauer gesagt, zu den *Renseignements Generaux* und hat Kontakt zu allen anderen Geheimdiensten. Ich habe schon mit ihm zusammengearbeitet und weiß, dass er schwer in Ordnung ist. Aber ich muss dich warnen. Er und seine Leute verfolgen ganz eigene Ziele.“

„Wir auch“, erwiderte Tran. „Jedenfalls scheint er für uns die richtige Adresse zu sein. Übrigens, hast du schon einmal von den Binh Xuyen gehört?“

„Nein“, antwortete Bruno. „Kannst du den Namen wiederholen?“

Tran buchstabierte. „Mach dich über sie schlau. Es scheint, dass du in den Aufzeichnungen des Alten, der ermordet wurde, eine Menge Hinweise auf sie finden könntest. Kommt ihr mit dem Zug? Wenn ja, würde ich euch vom Bahnhof abholen.“

„Nein, wir kommen mit dem Dienstwagen meines Kollegen. Er ist Chefermittler in unserem Departement.“

„Gut. Du weißt, wo ich wohne, gleich hinter der Porte de la Monnaie, in einer kleinen Querstraße. Wir erwarten euch dann gegen acht.“

Bruno meldete sich wieder bei Jean-Jacques. „Die Sache ist abgemacht. Sagen Sie dem Brigadier, dass er willkommen ist.“ Er nannte die Adresse. „Sie fahren, denn ich habe unterwegs ein paar Hausaufgaben zu erledigen.“

„Der Brigadier fährt mit uns“, sagte Jean-Jacques. „Ich habe eben noch einmal mit ihm telefoniert. Er wird auch zu Hercules Beerdigung heute Nachmittag kommen.“

Bruno trank Madame Condorcets starken, mit Honig gesüßten Kaffee, als Alberts kleiner roter Lieferwagen aufs Haus zusteuerte, gefolgt von Ahmeds verbeultem Peugeot. Albert stieg aus, grüßte per Handschlag und holte Rattenfallen aus seinem Lieferwagen. Ahmed gesellte sich zu ihnen. In seinem Wagen kläfften Hunde.

„Zuerst versuchen wir's mit den Terriern, dann kommen die Fallen dran“, erklärte Albert. „Bei der Menge an Viechern bleibt uns nichts anderes übrig.“

Madame Condorcet brachte Kaffee und selbstgemachtes Zitronengebäck auf einem

Tablett. Als sie den köstlichen Imbiss verzehrt und gebührend gepriesen hatten, zog sich Ahmed ein paar dicke Arbeitshandschuhe über, während Albert einen großen schwarzen Plastiksack aus dem Wagen holte und Madame Condorcet vorschlug, in ihr Haus zurückzukehren, weil das, was jetzt passieren sollte, kein schöner Anblick sei. Doch zu Brunos Überraschung bestand sie darauf, zu bleiben. Ihre glitzernden Augen verrieten, dass sie sich das Schauspiel um keinen Preis entgehen lassen wollte. Ahmed ließ zwei Terrier frei, die kläffend geradewegs auf die Küchentür der Vinhs zurannten. Bruno öffnete mit dem Schlüssel von Madame Condorcet.

Albert und Ahmed eilten den Hunden hinterher. Madame Condorcet und Bruno folgten und machen die Tür hinter sich zu. Auf dem Küchenboden lagen zwei tote Ratten mit blutigen Köpfen und gebrochener Wirbelsäule. Ahmed schob sie, ohne viel Federlesens zu machen, mit dem Fuß in den Plastiksack. Im Wohnzimmer nebenan schienen Möbel verrückt zu werden. Bruno warf einen Blick durch die Tür und sah einen der Terrier auf die Sofalehne springen und nach einer Ratte schnappen; wild mit dem Kopf schlenkernd, tötete er sie, schleuderte sie von sich und stellte dann sofort der nächsten Beute nach, die unter einem Sessel Zuflucht suchte. Ahmed hob ihn an, und wieder fasste der Terrier zu. Ein Kopfschlenker und wieder eine tote Ratte. Im Schlafzimmer lagen drei weitere Kadaver auf dem Bett, zwei am Boden. Aus dem Zimmer nebenan tönte schrilles Fiepen.

„Ich glaube, das war's“, sagte Albert. Die Terrier liefen schnüffelnd durchs Haus und suchten jeden Winkel ab.

„Ich habe zweiundzwanzig eingesackt“, verkündete Ahmed. „Wir lassen aber vorsichtshalber die Fallen hier. Ein Glück, dass wir sie erwisch haben, denn wenn sie erst einmal anfangen, sich zu vermehren, wird's haarig. Die Kleinen können sich überall verstecken.“

„Wie kommen die eigentlich ins Haus?“, fragte Albert. „Das kann doch kein Zufall sein.“

„Ich erklär's dir später“, sagte Bruno, und zu Madame Condorcet: „Danke, dass Sie uns alarmiert haben. Die Polizei nimmt sich der Sache an, und ich möchte Sie bitten, Stillschweigen zu bewahren, selbst Ihrem Mann gegenüber.“

„Aber wer tut so etwas?“, fragte sie. „Die Vinhs sind eine nette, ruhige Familie, und mein Mann ist ganz verrückt auf die *nems*, die Frau Vinh macht.“

„Ja, die sind wirklich lecker“, sagte Bruno. „Und je schneller wir hier zu Rande kommen, desto eher haben wir die Vinhs und ihre *nems* zurück. Umso wichtiger ist es, dass ich in Ruhe an diesem Fall arbeiten kann. Also behalten Sie bitte für sich, was Sie heute gesehen haben. Ich verspreche Ihnen, sobald der Fall gelöst ist, komme ich zurück, lasse mich mit Kaffee und dem leckeren Zitronengebäck verwöhnen und erzähle Ihnen alles. Was halten Sie davon?“

„Ich sage kein einziges Wort“, antwortete sie. „Aber rufen Sie an, bevor Sie kommen. Die Plätzchen schmecken noch besser, wenn sie warm sind.“

„Könnten wir dann auch kommen?“, fragte Albert.

Chapter 18

Man hatte sich, wie Bruno fand, auf einen typisch französischen Kompromiss geeinigt.

Auf der einen Seite des Sargs salutierte ein Mitglied der *Legion d'Honneur* mit einer Ehrenwache aus sechs französischen Soldaten in Paradeuniform, die ihre modernen Gewehre in den Himmel richteten und Platzpatronen krachen ließen. Als die Schüsse verhallten, zollten sechs Mitglieder der *Chasseurs de Sainte Alvere* in Jägertracht auf der anderen Seite ihren Tribut und feuerten mit ihren eigenen Flinten ebenfalls in die Luft. Zwei von ihnen hatten Tränen in den Augen.

Der Bürgermeister mit blau-weiß-roter Schärpe und der Brigadier in dekorierte Uniform würdigten den Verstorbenen in kurzen Ansprachen, dann trug der Brigadier einen Beileidsbrief des Innenministers vor. Nachdem schließlich der Priester die letzten Worte am offenen Grab gesprochen hatte, warfen die Trauergäste der Reihe nach eine Schaufel voll Erde auf den Sarg, der während der Aufbahrung und Trauerfeier in der Kirche entgegen der Regel verschlossen geblieben war. Hercules Verletzungen hatten sich trotz aller Bemühungen des Beerdigungsinstituts nicht kaschieren lassen.

Anschließend lud der Bürgermeister alle Trauergäste zu einem *vin d'honneur* ins Bürgermeisteramt ein. Bruno trank nur ein Glas, wechselte mit den Anwesenden ein paar Worte und verabschiedete sich rasch, um in Hercules Bibliothek nach Büchern über die sogenannten Binh Xuyen zu suchen, auf die ihn Tran aufmerksam gemacht hatte. Das Bücherregal neben dem großen Schreibtisch reichte vom Boden bis zur Decke und war systematisch geordnet nach Büchern über Vietnam, Algerien und die jüngere Geschichte Frankreichs. Das erste Buch, das er fand und das aufschlussreich zu sein versprach, war von einem gewissen Capitaine Savani verfasst, der, wie Bruno inzwischen wusste, als Hercules Vorgesetzter das *Deuxieme Bureau* in Saigon geleitet hatte. Es trug den Titel *Visage et images du Sud Viet-Nam*, war 1955 in Paris erschienen und enthielt eine persönliche Widmung des Autors an Hercule. Neugierig schlug Bruno eine Stelle im Buch auf, die von einem Zettel markiert war, auf den Hercule geschrieben hatte: „Dieser Abschnitt entspricht im großen Ganzen Savanis geheimem db-Bericht über die Binh Xuyen.“

Er legte das Buch beiseite und suchte nach weiteren Quellen in der Vietnam-Abteilung von Hercules Bibliothek, als sein Handy klingelte. Die Nummer auf dem Display war ihm unbekannt. Er klappte das Handy auf und meldete sich: „Hallo?“

„Bruno, ich bin's, Florence vom Trüffelmart.“ Ihre Stimme klang aufgeregt, geradezu atemlos. „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll. Ich habe den Job. Rollo möchte, dass ich nächsten Monat anfangen.“

„Das freut mich, Florence, Glückwunsch“, erwiderte er. „Und da Sie jetzt in Saint-Denis arbeiten, können Sie Ihre Kinder ja in unseren Kindergarten schicken.“

„Es kommt noch besser“, sagte Florence. „Rollo hat mir eine Wohnung gleich neben der Schule versprochen. Sie hat drei Zimmer und kostet an Miete weniger als das, was ich jetzt für meine kleine Wohnung bezahle. Sie wird bezuschusst, sagt Rollo.“

„Na, dann werden Sie mir hoffentlich einen ausgeben, wenn wir uns das nächste Mal treffen.“ Bruno schmunzelte über den Überschwang in ihrer Stimme und fragte sich, ob ihr sonst so ernstes Gesicht jetzt strahlte.

„Und ob! Tatsächlich wollte ich Sie zum Essen einladen, um mich bei Ihnen zu bedanken. Sie haben ja keine Ahnung, wie sehr sich jetzt alles für mich ändert...“

„Nicht nötig, Florence.“ Er wusste, dass sie knapp bei Kasse war, erinnerte sich aber auch daran, wie sehr sie ihn während der ersten und bislang einzigen Begegnung mit ihrer intelligenten und freundlichen Art beeindruckt hatte, und fragte sich, wie sie wohl in anderen Kleidern und mit einer anderen Frisur aussehen würde.

„Ich wüsste aber, womit Sie mir einen Gefallen tun könnten, und nicht nur mir, sondern letztlich vor allem dem Trüffelmart“, sagte er. „Sie haben ein Kassenbuch erwähnt, in dem alle Verkäufe von Restbeständen nach Schließung des Marktes aufgeführt sind. Didier behauptet, es befände sich im Bürgermeisteramt. Aber das stimmt nicht. Ich habe alle Unterlagen durchgesehen. Wenn Sie dieses Buch für mich finden, lade ich Sie zum Essen ein, mit Ihren Kindern. Dann lernen die mich auch kennen, und wenn sie bei uns zur Schule gehen, gebe ich ihnen Tennisunterricht. Außerdem werden sie, da bin ich mir sicher, viel Spaß mit meinem Hund haben.“

„Sie wissen nicht, worauf Sie sich da einlassen - zwei wilde, ausgelassene Dreijährige, die keine Ruhe geben, und eine völlig geschaffte Mutter.“ Es klang, als würde sie lächeln. „Es gibt nicht viele Männer, die es damit aufnehmen. Wie auch immer, ich werde das Buch suchen. Wenn jemand es finden kann, dann bin ich es.“

„Da fällt mir noch was ein“, fügte Bruno hinzu. „Sie werden ja jetzt Bürgerin von Saint-Denis und könnten sich in dieser Rolle gleich nützlich machen. Wir organisieren nämlich eine Party für Kinder. Sie war ursprünglich für die Kinder der Angestellten des Sägewerks gedacht, die ihren Job verloren haben, aber jetzt sind alle eingeladen. Gefeierte wird im Seniorenheim gegenüber der Post.“

Bruno fühlte sich nach dem Telefonat schon sehr viel besser und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Hercules Bücher. Es waren Hunderte. Weil er kaum wusste, wo er anfangen sollte, widmete er sich zunächst denjenigen mit Index und Querverweisen auf die Binh Xuyen sowie solchen, die von Hercule mit Lesezeichen markiert worden waren. Nach drei Stunden intensiver Suche hatte er neben dem Werk von Savani drei weitere Bücher ausgewählt. Das zuletzt erschienene trug den Titel *Le Viet Nam depuis 1945: Etats, marges et constructions du passe* und enthielt ein halbes Dutzend Lesezeichen. Noch mehr Lesezeichen befanden sich in einem Buch mit dem Titel *Le maitre de Cholon*, das von einem Binh-Xuyen-Führer namens Bay Vien handelte. Die mit Abstand meisten Lesezeichen aber steckten zwischen den Seiten eines dicken Taschenbuchs in englischer Sprache: *The Pentagon Papers*. Vielleicht würde Pamela bei der Übersetzung helfen, dachte er und spürte plötzlich, dass sich die gute Laune, die Florence' Anruf in ihm ausgelöst hatte, wieder verflüchtigte. Er hatte Pamela in letzter Zeit nur selten gesehen, was daran liegen mochte, dass eine Freundin Pamelas ihn und Isabelle dabei beobachtet hatte, wie sie sich am Bahnhof in Bordeaux voneinander verabschiedeten - Fabiola hatte ihm das erzählt. Er würde die Sache ansprechen müssen. Außer dem englischen Taschenbuch fand er noch die Fotokopie einer Magisterarbeit mit dem Titel *Les Binh Xuyen, etude d'un groupement politico-militaire au Sud Vietnam (1925-1955)*, die der Universität von Paris vorgelegt worden war.

Bruno warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Es wurde Zeit, mit Jean-Jacques und dem Brigadier zur Fahrt nach Bordeaux aufzubrechen. Rasch wechselte er von seiner Uniform in Zivil. Die blaue Hose und das blaue Hemd behielt er an, legte aber Krawatte,

Schirmmütze und Jackett ab und zog die schwarze Windjacke über, die er in seinem Schulterbeutel mitgebracht hatte. Die Bücher steckte er in eine Plastiktüte, die er in der Küche aufgetrieben hatte. Als er hinter sich abschloss, wartete eine schwarze Limousine mit zwei Antennen vorm Haus. Am Steuer saß ein Mann mit grimmiger Miene, offenbar der Chauffeur des Brigadiers.

„Ich weiß, wer Sie sind, Monsieur“, sagte er. „Geben Sie mir die Beutel. Ich packe sie in den Kofferraum.“

„Die Tüte mit den Büchern brauche ich. Ich möchte während der Fahrt darin blättern“, entgegnete Bruno.

Der Fahrer nickte, blickte auf seine Uhr und chauffierte Bruno zum Rathaus zurück. Bruno nahm sich ein Glas Wein vom Tisch neben der Tür. In seiner Abwesenheit schienen sich noch mehr Trauergäste eingefunden zu haben. Er entdeckte Jean-Jacques, der alle anderen um Haupteslänge überragte, und steuerte auf ihn zu, um ihm zu sagen, dass er aufbruchbereit sei.

„Der Brigadier sucht Sie schon überall“, sagte Jean-Jacques. „Er will Sie jemandem vorstellen. Er steht da drüben am Fenster.“

Bruno drängte sich durch die Menge und hielt sein Weinglas in die Höhe, um zu verhindern, dass es ihm aus der Hand geschlagen wurde. Plötzlich fand er sich zwischen Boniface Pons, dem stämmigen Besitzer des Sägewerks, und dem Baron wieder, die anscheinend Geschäftliches miteinander zu bereden hatten.

„Da bist du ja, Bruno“, grüßte der Baron. „Ich muss schon sagen, unsere private Abschiedsfeier war mir doch um einiges lieber als dieser Auftrieb hier.“

„Ah, Bruno, Sie können mir bestimmt verraten, wie der Amtsschimmel läuft“, polterte Pons auf seine schroffe Art los. „Wie lange könnte es dauern, bis eine Genehmigung zur Umwidmung des Sägewerks erteilt wird?“

„Eine ganze Weile“, antwortete Bruno. „Dass Ihnen der Bürgermeister entgegenkommt, ist nicht zu erwarten, solange Ihre Familie Front gegen ihn macht. Am Ende wird er womöglich sogar von Ihrem Sohn aus dem Amt gedrängt. Und dass Sie dann von Ihrem Sohn Unterstützung erfahren, wage ich zu bezweifeln.“

„Aber was wäre, wenn ich den Bau von Niedrigenergiehäusern beantrage?“, fragte Pons. „Was, wenn ich ein ökologisches Projekt aufziehe, eines mit Solarenergie, Erdwärmepumpen, vollisoliert, co2-neutral und mit dem ganzen modernen Schnickschnack.“

„Dann bekommen Sie wahrscheinlich Ihre Genehmigung - und einen Skandal obendrein, denn die Presse wird Sie und Ihren Sohn unter Korruptionsverdacht stellen. Und was meinen Sie, wie schnell der Stadtrat gegen Sie aufgebracht wäre? Dass Ihnen die Schließung des Sägewerks steuerliche Vorteile einbringt, sorgt schon jetzt für einige Unruhe.“

„Genau das habe ich ihm auch schon gesagt“, schaltete sich der Baron ein. „Ein solches Projekt käme nur mithilfe öffentlicher Subventionen zustande, und sobald er die beantragt, gibt's Ärger. Deshalb habe ich ihm geraten, das Land an mich abzutreten.“

„Aber das geht auch nicht so ohne Weiteres“, sagte Bruno. „Voraussetzung dafür, dass die Industriebrache in bewohnbare Grundstücke umgewandelt wird, wäre eine teure

Altlastensanierung. Die zu umgehen, würde kein Bürgermeister wagen.“

„Warten Sie die nächste Wahl ab, Bruno“, knurrte Pons. „Dann werden Sie sehen, was ein Bürgermeister kann und was nicht.“

„Apropos“, sagte der Baron, „warum kandidieren Sie überhaupt? Sie nehmen dem amtierenden Bürgermeister nur Stimmen weg, und am Ende wird Ihr Sohn ins Rathaus einziehen.“

„Wie kommen Sie darauf? Ich werde mich durchsetzen, sowohl gegen meinen verfluchten Sohn als auch gegen Mangin, diesen Waschlappen, der ständig zwischen den Roten und Grünen zu vermitteln versucht, ohne zu wissen, auf welcher Seite er steht.“

„Sie haben keine Chance und werden allenfalls ein paar Dutzend Stimmen auf sich vereinen, die dem jetzigen Bürgermeister dann verlorengehen“, entgegnete der Baron.

„Unsere kommunistischen Freunde verstehen Ihre Kandidatur nur als ein taktisches Manöver mit dem Ziel, der rotgrünen Koalition Ihres Sohnes zur Macht zu verhelfen.“

„*Was te faire enculer!*“, schnaubte Pons und zeigte ihm den Stinkefinger. „Ich habe jede Menge Unterstützung, und wenn Leute wie Sie auch endlich Vernunft annehmen, werde ich die Wahlen mit Abstand gewinnen. Übrigens, Bruno, ich dachte, Sie hätten sich mit meinem Sohn angefreundet. Es heißt, Sie bekommen in seinem schicken Restaurant alles gratis.“ Pons grinste hämisch.

Bruno glaubte nicht richtig zu hören und presste die Lippen aufeinander. Wäre Platz gewesen, um mit der Hand auszuholen, hätte er ihm womöglich eine verpasst.

„Sie irren“, sagte der Baron. „Ich war dabei, als Ihr Sohn großzügig sein wollte, aber Bruno darauf bestand, die Rechnung zu bezahlen.“

„Na schön, vielleicht bin ich falsch informiert worden.“ Pons zuckte mit den Achseln. „Vielleicht sind Sie sauer auf ihn, weil er Ihnen Ihre Freundin ausspannt.“

Bruno holte tief Luft. „Sind Sie schon als arschloch zur Welt gekommen, Pons, oder arbeiten Sie jeden Tag fleißig daran, eins zu sein?“

„He, wer wird denn gleich in die Luft gehen?“ Pons grinste übers ganze feiste Gesicht wie nach einem Scherz unter Freunden. „Auch andere Mütter haben schöne Töchter, ein Rugbystar wie Sie wird schon nicht zu kurz kommen. Und überhaupt, was könnte an einer Frau schon dran sein, was sich nicht bald abnutzt?“

Bruno drehte sich angewidert weg. Pons hielt ihn am Arm zurück. „Nichts für ungut. Dass mein Sohn, dieser Rotzlümmel, bei Frauen gut ankommt, hat er von mir und ist ungefähr das Einzige, was er von mir geerbt hat.“

Bruno ignorierte ihn und wandte sich an den Baron. „Mir reicht's.“

„Der Baron versteht mich“, setzte Pons nach. „Ich habe ihm gerade von einem hübschen Etablissement in Bergerac erzählt, sehr diskret und gut geführt. Die Madame kannte ich schon, als sie noch selbst aktiv im Geschäft war. Sie hat ein paar hübsche frische Dinger im Angebot, die sich mächtig ins Zeug legen, um zu gefallen. Je jünger, desto besser, sage ich immer. Wir sollten eine Party organisieren und uns eine schöne Nacht machen. Auf meine Kosten. Wie wär's, Bruno?“

Bruno verschaffte sich Platz in der Menge, packte Pons beim Gürtel und kippte ihm seinen Wein hinter den Hosenbund.

„Das wird Sie hoffentlich ein bisschen abkühlen“, sagte er, schob das leere Glas

hinterher und ging. Er kochte vor Wut, vor allem, weil er wusste, dass ihm Pons' Anspielung auf Bill und Pamela nicht mehr aus dem Kopf gehen würde. Vielleicht war ja was dran an seinen Worten. Bill hatte Pamela auf die Ratsliste gesetzt und bestimmt auch darüber hinaus Interesse an ihr. Er sah gut aus. Und war reich. Bruno wehrte sich gegen den Anflug von Eifersucht, ahnte aber, dass sie so schnell nicht abzuschütteln war und wiederkehren würde, wahrscheinlich tief in der Nacht.

Chapter 19

„Da sind Sie ja!“, sagte der Brigadier und ergriff seinen Arm. „Mir scheint, Sie könnten einen Schluck vertragen.“ Wie ein Zauberer zog er eine Flasche Scotch aus dem sprichwörtlichen Hut, füllte ein Glas und reichte es Bruno.

„Hier ist der Kollege, den ich Ihnen vorstellen möchte“, sagte der Brigadier und legte einen Arm um die Schultern eines kleingewachsenen, vornehm gekleideten und in eine Wolke von Eau de Cologne gehüllten Mannes Mitte fünfzig. Er hatte einen kleinen herzförmigen Mund, trug eine schwarze Seidenkrawatte und hatte so kurz geschnittene Haare, dass er vermutlich einmal in der Woche zum Friseur ging. „Paul Savani, Sohn des legendären Capitaine Savani und ein guter Freund des Mannes, den wir heute betrauern.“

„Ich habe mir gerade vorgenommen, das Buch Ihres Vaters über Vietnam zu lesen“, sagte Bruno und gab ihm die Hand. „Für Hercule war es offenbar eine wichtige Quelle. Er hat angemerkt, dass der Inhalt auf vertraulichen Berichten des *Deuxieme Bureau* beruht, die Ihr Vater verfasst hat.“

„Es ist kein literarisch anspruchsvolles Werk, so viel steht fest“, erwiderte Savani mit starkem korsischem Akzent. „Hercule hat es allerdings geschätzt, wie alle Freunde ...“ Er nahm eine schlanke Brieftasche aus Leder in die Hand, fischte eine Visitenkarte daraus hervor und steckte sie Bruno in die Hemdtasche. „Darauf steht meine private Telefonnummer.“

„Paul hat viele Freunde in aller Welt und in unterschiedlichsten Funktionen. Sehr praktisch, wenn man mal Rat braucht“, meinte der Brigadier. „Er will Ihnen helfen, Hercules Mörder zu finden.“

„Sie kommen aus dem Umfeld der Fujian-Drachen, das ist wohl sicher“, sagte Savani. „Fragt sich nur noch, wer es war.“

„Was für Drachen?“ Die Geräuschkulisse war so laut, dass Bruno den Namen nicht richtig verstanden hatte.

Savani klärte ihn auf über die chinesische Fujian-Triade, die auf einen buddhistischen Mönchsorden zurückging, der im 17. Jahrhundert Invasoren aus der Mandschurei zurückgeschlagen hatte, um die Ming-Dynastie wiederherzustellen. Heute machten die Fujian mit organisierter Kriminalität von sich reden und waren auf Schmuggel und illegale Einwanderung spezialisiert.

„Ihr Vater war doch Vietnam-Experte. Wie kommen Sie auf China?“

„Sowohl die Fujian als auch die Binh Xuyen haben als Flusspiraten angefangen. Sie stehen seit Jahrhunderten in Konkurrenz miteinander, arbeiten aber manchmal zusammen - ein bisschen so wie Frankreich und Deutschland oder Frankreich und England, die mal

Feinde waren, mal Verbündete. Vietnam und China sind seit eh und je verfeindet, aber die Binh Xuyen und die Fujian-Drachen haben sich nie um ihre jeweiligen Regierungen geschert. Sie verfolgen ihre eigene Politik.“

„Wir hätten es also nicht mit einem ethnischen Konflikt zu tun, sondern mit rivalisierenden Banden, verstehe ich Sie richtig?“, fragte Bruno. Dass Vinh womöglich einer kriminellen Organisation angehörte, konnte er sich nicht vorstellen. „Und warum sollten sie ein Interesse daran gehabt haben, Hercule zu ermorden?“

„Hercule war eine Schlüsselfigur im französischen Geheimdienst und Freund der Vietnamesen. Der Mord an ihm soll wahrscheinlich einschüchtern und Stärke demonstrieren. Wenn Sie von >Banden< reden, verkennen Sie den Einfluss dieser Organisationen. Deren Mitglieder sind nicht unbedingt aus freien Stücken dabei, sondern gewissermaßen familiär eingebunden.“

Bruno hatte den Eindruck, als spräche Savani aus eigener Erfahrung, und warf dem Brigadier einen fragenden Blick zu.

„Familientraditionen wirken sich auf unterschiedliche Weise aus“, sagte der Brigadier und versuchte, Bruno nachzuschenken, doch der hatte genug und hielt eine Hand übers Glas. „Die Savanis oder zumindest Teile der Familie haben dem französischen Staat immer sehr geholfen.“

„Eine Tradition, die auf Napoleon zurückgeht“, erklärte Savani. Es hatte vielleicht eine Weile gedauert, aber jetzt war Bruno überzeugt davon, einem Anführer der *Union Corse* gegenüberzustehen, der ältesten kriminellen Vereinigung in Frankreich. „Meine Vorfahren waren Vettern der Bonapartes.“

„Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht ganz folgen“, sagte Bruno.

„Es ist ganz einfach“, entgegnete Savani. „Wir Korsen haben in Indochina französische Interessen vertreten und den Betrieb dort in Gang gehalten, den ganzen öffentlichen Sektor, angefangen mit dem Management von Hotels und Spielkasinos, über die Bewirtschaftung von Kautschukplantagen bis hin zur Organisation von Polizei und Militär. Hercule arbeitete für meinen Vater in Vietnam. Sie waren Freunde. Als er dazu überging, *barbouzes* zu rekrutieren, um oas-Killer zu jagen, wandte er sich an meinen Vater, der geeignete Kandidaten kannte. Die tüchtigsten *barbouzes* waren Korsen.“

„Und dafür waren wir sehr dankbar“, sagte der Brigadier. „Nicht zuletzt de Gaulle, dem so mancher Anschlag galt, der dann scheiterte, weil unsere Leute zur Stelle waren.“

„Und wie kommen die Fujian-Drachen ins Spiel?“

„Sie hatten ihre Gründe, Hercule zu töten. Er war ein guter Freund von uns und den Vietnamesen. Und weil die Chinesen den Vietnamesen das Leben hier in Frankreich schwermachen, haben sie natürlich auch wieder die Binh Xuyen zum Feind, mit denen wir verbündet sind. Wir helfen unseren Freunden. Das ist Tradition.“

„Übrigens hat Paul dafür gesorgt, dass uns die vietnamesische Delegation heute Abend empfängt“, sagte der Brigadier.

„Dazu wäre es auch ohne meinen Zuspruch gekommen.“ Savani zog einen dünnen Zigarillo aus der Brusttasche und steckte ihn an, ungeachtet der Rauchverbotsschilder, die überall im Rathaus hingen. Wortlos öffnete der Brigadier eins der Fenster. „Ihr alter Freund vom Militär, Tran, genießt großen Respekt, und die Vietnamesen freuen sich über

jede Hilfe. Nach den ersten Übergriffen in der vergangenen Woche bin ich angerufen worden und habe daraufhin den Brigadier informiert.“

Bruno musterte die beiden Männer. Jedes Mal, wenn er den Brigadier ansah, drängte sich ihm die Vorstellung einer geheimen Regierung auf, die hinter dem Rücken von Politik und Presse die Fäden in der Hand hielt, eine Vorstellung, die ihm gegen den Strich ging.

„Paul hat letztes Jahr auch geholfen, zwischen rivalisierenden Banden in Marseille zu vermitteln“, sagte der Brigadier. „Haben Sie davon gehört?“

„Ich weiß nur, was in einer alten *Paris-Match* darüber stand, die ich beim Zahnarzt gelesen habe“, sagte Bruno und richtete seinen Blick wieder auf Savani. „Es ging um Drogen.“

„Der Bericht in der *Paris-Match* war im Großen und Ganzen zutreffend, hat Paul aber namentlich nicht erwähnt“, erklärte der Brigadier. „Innerhalb eines Monats gab es zwanzig Tote. Es herrschte Krieg, Chinesen gegen Vietnamesen, Vietnamesen gegen Korsen, Korsen gegen Chinesen. Und es ging nicht nur um Drogen, sondern vor allem um die Kontrolle über den Hafen. Paul hat die Anführer zusammengebracht und einen Deal mit ihnen ausgehandelt. Etwas Ähnliches wollen wir auch diesmal wieder versuchen.“

„Werden Sie in Bordeaux mit von der Partie sein?“, fragte Bruno Savani.

„Nein, da wäre ich wohl fehl am Platz. Außerdem muss ich zurück nach Ajaccio.“

„Paul war so freundlich, mich in seinem Flugzeug mitzunehmen“, sagte der Brigadier. „Er wird noch heute Abend von Bergerac nach Korsika weiterfliegen. Und jetzt wird es langsam Zeit, dass wir nach Bordeaux aufbrechen.“

Die drei verabschiedeten sich. Der Brigadier nahm die Whiskyflasche beim Hals, führte die beiden nach draußen und sammelte unterwegs Jean-Jacques ein. Als sich Bruno noch einmal umschaute, war Savani verschwunden. Er berührte seine Hemdtasche. Savanis Karte steckte tatsächlich darin. Er hatte also nicht geträumt.

„Könnte es sein, dass wir eines Tages gegen Savani ermitteln müssen?“, fragte Bruno geradeheraus.

„Weswegen? Savani gehört zum Establishment“, antwortete der Brigadier. Er saß auf dem Beifahrersitz und wandte sich zu Bruno und Jean-Jacques um. „Er ist ein erfolgreicher Geschäftsmann, führt ein Bauunternehmen, spekuliert mit Immobilien in Marseille und auf Korsika und unterhält etliche Hotels an der Cote d Azur. Vermutlich wird er demnächst auch einen Sitz in der *Assemblée Nationale* erhalten. Was nicht ausschließt, dass er womöglich irgendwelche Vettern hat, die fragwürdige Geschäfte betreiben. Paul ist jedenfalls koscher. Er hat längst erkannt, dass sich Geld auch auf legale Weise verdienen lässt. Zurzeit baut er mit französischer Staatshilfe einen großen Industriepark in Vietnam und lässt dort alte Freundschaften, die sein Vater geknüpft hat, wieder aufleben. Nicht jeder Vietnamese war Kommunist. Regierungen kommen und gehen. Familien und Clans dagegen haben Bestand, so wie die Binh Xuyen.“

Bruno hatte seine mitgenommene Lektüre überflogen und in Erfahrung gebracht, dass sich die Binh-Xuyen-Piraten, durch Schutzgelderpressung und Opiumhandel in den Sümpfen rund um Saigon zu Geld gekommen, im Kampf gegen kommunistische Viet Minh auf die Seite der französischen Kolonialherren geschlagen hatten, die ihnen im Gegenzug freie Hand bei ihren kriminellen Geschäften gelassen hatten. Savanis Vater und Hercule

hatten diesen Handel eingefädelt. In den letzten Jahren der französischen Kolonialverwaltung besaßen die Binh Xuyen mit dem *Grand Monde* das weltweit profitabelste Spielcasino sowie die *Hall of Mirrors*, das mit tausendzweihundert Mädchen größte Bordell der Welt. Außerdem kontrollierten sie den Opiummarkt. Ihr Anführer Bay Vien war General der Armee. Ein anderer Anführer der Binh Xuyen stand der Polizei vor. Frankreich war damals dem Bankrott nahe und ließ sich seinen Geheimdienst mit Geldern der Binh Xuyen finanzieren.

Nach Kriegsende im Jahre 1954 war Vietnam in den kommunistisch regierten Norden und den vermeintlich unabhängigen Süden aufgeteilt worden. Die Franzosen unterstützten die Marionettenregierung unter Kaiser Bao Dai, während die Amerikaner eine Republik unter der Führung ihres Favoriten Ngo Dinh Diem zu installieren versuchten. Gedeckt von den Franzosen, lancierten die Binh Xuyen einen Coup gegen Diem, der jedoch scheiterte, worauf deren Anführer zusammen mit Kaiser Bao Dai und seinem Hofstaat nach Frankreich fliehen mussten. Hercule und Savani organisierten die Flucht.

„Die Leute, die wir treffen, sind also ehemalige Drogenschmuggler, die vom Geheimdienst geschützt werden. Sehe ich das richtig?“, fragte Bruno.

„Nein“, antwortete der Brigadier. „Vor fünfzig Jahren hätte das vielleicht noch der Fall sein können, aber heute nicht mehr. Wir treffen auf Sprecher einer loyalen, in Frankreich geborenen vietnamesischen Gemeinde aus fleißigen Geschäftsleuten, die vor kurzem Opfer verbrecherischer Angriffe geworden sind.“

„In Frankreich leben über 150000 Vietnamesen. Wo kommen die alle her?“

„Es gab mehrere Flüchtlingswellen. Als Diem 1963 bei einem Militärputsch getötet wurde, haben seine Anhänger Hals über Kopf das Land verlassen. Weitere Flüchtlinge kamen, als 1975 Saigon von den Kommunisten erobert wurde. Später waren es die sogenannten Boat-People. Die Binh Xuyen konnten sich über die Jahre hier in Frankreich als einflussreiche Organisation etablieren. Ich will nicht behaupten, dass sie immer gesetzestreu waren, aber wie die Savanis haben sie mit der Zeit gelernt, dass man auch auf redliche Weise Geld verdienen kann.“

„Ich ahne, worauf Sie hinauswollen“, entgegnete Jean-Jacques mürrisch. „Sie wollen uns weismachen, dass diese alten Gangster bei uns eine Entwicklung genommen haben wie die Mafia in Amerika, die Las Vegas aufbaute und ihre Söhne auf die Harvard Law School schickte, um mit ihnen dann die Wüstenstadt in ein legales Touristenmekka zu verwandeln, aus dem noch sehr viel mehr Geld herauszuholen war. Kriminalität ist demnach nur eine weitere Sprosse auf der sozialen Leiter nach oben.“

„So ist es immer gewesen“, bestätigte der Brigadier. „Und es gibt weitere Beispiele neben Las Vegas. Denken Sie an Balzacs Worte, wonach hinter jedem großen Vermögen ein großes Verbrechen steckt. So mancher Enkel eines Bandenbosses von einst ist heute eine Stütze der Gesellschaft.“

„Mag sein“, entgegnete Jean-Jacques. „Aber ich bin Polizist und kümmerge mich um Verbrechensopfer von heute. Die zu schützen ist mein Job.“

„Deshalb hat der französische Staat in seiner Weisheit eine Exekutive aus unterschiedlichen Teilen eingerichtet, die nach jeweils eigenen Regeln verfahren“, sagte der Brigadier. „Sie tun Ihre Arbeit, ich die meine, und Bruno vertritt die Interessen von

Saint-Denis. Frankreich dankt uns allen. Heute stehen wir vor der Aufgabe, zwischen Vietnamesen und Chinesen zu schlichten.“

„Soll das heißen, wir helfen dem organisierten Verbrechen aus der Bredouille, anstatt dagegen anzugehen?“, fragte Bruno.

„Genau“, antwortete der Brigadier. „Weil wir nicht dagegen ankommen, müssen wir dafür sorgen, dass es sich an unsere Regeln hält. Mag sein, dass Ihnen das nicht passt, aber es gehört ebenso zu unseren Pflichten wie die Strafverfolgung von Bankräubern.“

„Oder wie ein Auftritt als Weihnachtsmann in Saint-Denis“, meinte Jean-Jacques und stupste Bruno seinen Ellbogen in die Rippen.

„Danke, dass Sie mich daran erinnern“, sagte Bruno und reichte ihm eine Kopie des unterschriebenen Geständnisses von Alain. „Der Mann mit der roten Kutte und dem dicken weißen Bart hat einen Fall gelöst. Es ist zwar kein Bankraub, aber herauszufinden, wer auf dem Trüffelmarkt betrügt, ist für die Bewohner des Perigord, die unsere Gehälter bezahlen, mindestens ebenso wichtig. Betrachten Sie dies als vorgezogenes Weihnachtsgeschenk aus Saint-Denis.“

Chapter 20

Die beiden Türme von Saint-Andre, der alten Kathedrale Bordeaux', leuchteten hell, von Flutlichtern angestrahlt, als sich der Wagen dem Pont de Pierre näherte, der in weitem Bogen die Garonne überspannt. Bruno rief Tran an, um nachzufragen, ob es, wie geplant, dabei bliebe, dass sie sich in seinem Restaurant trafen. Er klappte das Handy zu und erklärte dem Fahrer den Weg durch die engen Straßen rings um die Basilika von Saint-Michael. Sie hatten die Porte de Monnaie fast erreicht, als der Brigadier auf einen zivilen Polizeiwagen aufmerksam machte, der die Zufahrt einer engen Seitenstraße versperrte. Zwei Männer traten aus dem Schatten der Gasse und winkten sie an den Straßenrand. Der Brigadier öffnete sein Fenster und wies sich aus. Auf ein Zeichen eines der beiden Männer hin setzte das Polizeifahrzeug zurück, um ihnen Platz zu machen. Die Gasse war an die fünfzig Meter lang und unbeleuchtet. Im Scheinwerfer des Wagens tauchte eine kleine Gruppe von Personen auf, die vor einer offenen Tür standen, aus der ein schwacher Lichtschein nach draußen fiel. Der Fahrer steuerte im Schrittempo darauf zu.

„*Salut, che/*“, grüßte Isabelle den Brigadier und gab dann Jean-Jacques die Hand, ihrem ehemaligen Vorgesetzten, der sie für den Posten im Ministerium vorgeschlagen hatte. Dass sie sich in Bordeaux aufhielt, wusste Bruno schon, weshalb es ihn auch kaum überraschte, dass sie nun die Sicherheit des Brigadiers organisierte. Trotzdem ging ihm ihr Anblick wieder einmal unter die Haut. Sie schenkte ihm ein munteres Lächeln und grüßte freundlich „Bruno, *ga vat*“. Sie beeilte sich, die Besucher auf Trans Restaurant zuzuführen. Sie hielt eine automatische Pistole in der Hand.

Flankiert von zwei kräftigen Wachen, empfing Tran seine Gäste vor der Tür. Bruno fand, dass sich sein alter Armeekamerad seit den Tagen in Sarajevo kaum verändert hatte. Er war immer noch gertenschlank und äußerlich von einem Franzosen kaum zu unterscheiden. Erst als er Bruno erblickte und übers ganze Gesicht grinste, sah man an seinen zu Schlitzeln verengten Augen die asiatische Herkunft.

„Bruno, Mann, ist das lange her!“, sagte er und umarmte ihn. Isabelle drängte darauf, ins Haus zu gehen, worauf sich die beiden Arm in Arm durch den engen Flur zwängten.

„Wir haben alles abgesichert“, sagte Isabelle, als die Tür hinter ihnen geschlossen wurde. Entlang der vor Dreck starrenden Wände stapelten sich Bier- und Limonadenkästen. In einer Ecke entdeckte Bruno zu seiner Erleichterung vier große, blitzblanken Feuerlöscher, die offenbar erst vor kurzem zum Schutz vor Brandanschlägen angeschafft worden waren. Zwei Vietnamesen standen mit ausdruckslosen Gesichtern am Ende des Flures vor einer Tür, die zur Küche führte. Aus ihr drangen Kochdünste und das Klappern von Pfannen.

„Wir hatten die Hunde hier, um nach Sprengladungen zu suchen“, erklärte Isabelle. „Die Vietnamesen haben oben, in der Küche sowie im Haus nebenan eigene Sicherheitskräfte postiert. Tran steht mit ihnen in Verbindung. Der Eingang zum Restaurant befindet sich auf der anderen Seite, an einer Straße, die für heute Abend gesperrt wurde. Auch dort steht ein neutrales Polizeifahrzeug.“

„Wer sind die beiden dort?“, fragte der Brigadier mit Blick auf die zwei Männer vor der Küchentür.

„*Fúsiliers Marius* vom Marinestützpunkt bei Lorient“, antwortete sie. „Aus der Einheit, die wir auch für unsere Operation einsetzen werden. Ich bereite sie gerade darauf vor.“ Der Brigadier nickte, und Bruno war beeindruckt. Für welche Operation? Die Marinekommandos waren eine Eliteeinheit der französischen Sondereinsatzkräfte. Je mehr Bruno darüber nachdachte, desto weniger überzeugten ihn Isabelles Vorkehrungen für ihre eigene Sicherheit. Er wusste, dass sie mit der britischen Marine gegen illegale Einwanderer vorging, und war sich jetzt ziemlich sicher, dass ein Schiff auf offener See abgefangen werden sollte.

„Gibt es einen bestimmten Grund für all diese Sicherheitsvorkehrungen?“, fragte der Brigadier.

„Die Vietnamesen bestehen darauf, Waffen zu tragen“, antwortete sie. „Davon abgesehen, liegt keine konkrete Bedrohung vor.“

„Wir treffen uns oben im Festsaal“, sagte Tran und führte sie ins enge Treppenhaus. Isabelle blieb zurück, um ihnen, wie sie erklärte, den Rücken freizuhalten. Das Wiedersehen mit seinem alten Freund Tran hatte sich Bruno anders vorgestellt.

Der Festsaal erstreckte sich über die volle Breite zweier Häuser. Mit seiner dunklen Holzvertäfelung, den geschlitzten Fensterläden und roten Lampions schien der Raum komplett aus einer der alten französischen Kolonialvillen in Hanoi importiert worden zu sein. Um einen großen ovalen Tisch standen acht Stühle aus kunstvoll geschnitztem Rosenholz. Drei Vietnamesen hatten bereits Platz genommen, unter ihnen Vinh, Brunos Freund vom Markt in Saint-Denis, der aufstand und ihn mit verlegenem Lächeln begrüßte. Der zweite kam hinter dem Tisch hervor, verbeugte sich und schüttelte den Neuankömmlingen die Hand. Er war um die vierzig, groß gewachsen und machte einen so hartgesottenen Eindruck wie die beiden Marinesoldaten vor der Küchentür. Der dritte Vietnamese blieb sitzen und hielt zwischen Daumen und Zeigefinger eine brennende *kretek*-Zigarette, deren scharfer Nelkenduft den ganzen Raum füllte. Sein Gesicht war fast faltenlos, und nur die weißen Haare und greisenhaften Hände, auf denen sich dicke blaue

Venen verästelten, verrieten sein wahres Alter. Vor ihm auf dem Tisch stand eine Flasche Remy Martin.

„Schön, Sie zu sehen, Vien“, sagte der Brigadier und streckte die Hand aus, um den alten Mann zu begrüßen. „Hoffen wir, dass unser heutiges Gespräch zu ebenso guten Ergebnissen führt wie unser Treffen in Marseille.“

Der Alte nickte und musterte Jean-Jacques und Bruno mit bohrenden Blicken. Bruno hatte sich über die Geschichte der Binh Xuyen inzwischen ausreichend informiert, um zu wissen, dass der Name Vien ein Ehrentitel war, mit dem der Führer einer Zelle angeredet wurde. Er ging auf den legendären Le Van Vien zurück, der als Analphabet und Flusspirat zum mächtigen Polizeichef von Saigon, General der Armee und Drogenbaron aufgestiegen war.

„Wie geht's deiner Frau?“, fragte Bruno Vinh. „Wir haben uns Sorgen um euch gemacht.“ „Sie hat sich von dem Anschlag erholt und ist dir sehr dankbar“, antwortete Vinh, der sich nach tiefer Verbeugung wieder aufrichtete und einen verstohlenen Blick auf Vien warf. Es schien, dass er den Alten hoch verehrte und auch fürchtete. „Vielleicht kommen wir irgendwann zurück. Tran sagt, du hast dich um unser Haus gekümmert, als die verfluchten Fujian mit Ratten angerückt waren.“

„Ja, es sieht immer noch ziemlich schlimm bei euch aus“, erwiderte Bruno. Er wandte sich dem bärbeißig aussehenden Vietnamesen zu und reichte ihm seine Hand.

„Bruno Correges, *chef de police* von Saint-Denis“, stellte er sich vor. „Und wer sind Sie?“ Ein wenig zögernd ergriff der Vietnamese Brunos ausgestreckte Hand und murmelte: „Bao Le.“ Seine Knöchel und die Handkante waren, wie Bruno spürte, außergewöhnlich schwielig und ließen vermuten, dass er ein Karateexperte war.

„Aus Paris?“, fragte Bruno.

„Da bin ich manchmal“, antwortete Bao Le. „Meine Familie stammt aus Hue.“

Der alte Vietnamese flüsterte Tran etwas zu, worauf dieser die Tür einer reichverzierten Vitrine öffnete und eine Flasche Macallan daraus hervorholte.

„Verehrte Gäste, nehmen Sie doch bitte Platz. Wie wär's mit einem kleinen Aperitif zur Erfrischung? Ich weiß, der General liebt seinen Scotch, es gibt aber auch Champagner“, sagte Vien und deutete auf einen silbernen Kübel, in dem zwei Flaschen Dom Perignon kühl gestellt waren. Bruno tauschte Blicke mit Isabelle, die vor der Tür stand und ihm kaum merklich zuzwinkerte.

Vien legte seine Zigarette aus der Hand, öffnete die Whiskyflasche und schenkte dem Brigadier ein. Tran blickte verwundert drein. Dass der Alte einen Gast eigenhändig bewirtete, schien eine besondere Ehre zu sein. Bruno wählte sich in einem anderen Land mit fremden Sitten und Gebräuchen.

„Sie sehen, ich erinnere mich. Kein Eis“, sagte Vien in Richtung auf den Brigadier und stieß mit seinem Glas an dessen Schwenker. „Chin-chin.“ Bruno verbiss sich ein Schmunzeln.

Tran führte ihn und Jean-Jacques auf ihre Plätze links und rechts vom Brigadier und füllte die Champagnergläser. Isabelle lehnte es ab, sich zu setzen, und blieb vor der Tür stehen. Sie hatte die Pistole in das Schulterholster unter ihr loses Jackett gesteckt. Bao Le trank Mineralwasser, wie Bruno bemerkte.

„Sie sind also Sergeant Bruno, der sich, als Pere Noel verkleidet, für meinen Freund Vinh und seine Frau eingesetzt hat“, sagte Vien. „Wir sind Ihnen sehr dankbar. Ich freue mich, die Gelegenheit zu haben, mit Ihnen anzustoßen, möchte aber vorher mein Beileid aussprechen zum Tod Ihres Freundes Hercule Vendrot. Wir trauern mit Ihnen. Er war ein großer Freund unseres Volkes, ein stolzer Franzose und guter Mann. Ich kannte ihn seit über fünfzig Jahren und werde ihn sehr vermissen.“

Er legte eine Hand auf den Tisch, um sich aufzurichten, und hob sein Cognacglas mit Blick auf Bruno, der ebenfalls mit seinem Glas in der Hand aufstand. Die anderen Vietnamesen erhoben sich ebenfalls, schließlich auch der Brigadier. Als Letzter raffte sich Jean-Jacques auf.

„Auf Hercule Vendrot, in dankbarer Erinnerung“, sagte der alte Vietnamese und leerte sein Glas mit einem Schluck, füllte es wieder und stieß mit Bruno an.

„Freunde, die für uns gekämpft haben, werden wir immer in ehrenvoller Erinnerung behalten“, fuhr der Alte fort und stützte sich wieder mit der Hand auf dem Tisch ab, um Platz zu nehmen. An den Brigadier gewandt, sagte er: „Seit einiger Zeit sind wir wieder Ziel von Angriffen, aber erst jetzt suchen Sie mich auf. Sie machen es spannend, Monsieur.“

„Wir waren von den jüngsten Vorkommnissen selbst überrascht und versuchen herauszufinden, ob ein regional begrenzter Konflikt außer Kontrolle geraten ist oder ob der *treizieme* dahintersteckt, was bedeuten würde, dass der Waffenstillstand gebrochen wurde.“

„Der *treizieme* steckt immer dahinter, und sie lügen, wenn sie nur den Mund aufmachen und französisch sprechen. Sie stellen sich den Fujian-Drachen als Spürhunde zur Verfügung, die auskundschaften, wie groß unser Widerstand ist“, sagte Vien. „Wo ist Savani? Warum fehlt er in dieser Runde?“

„Falls es uns gelingt, ein Treffen mit dem *treizieme* zu arrangieren, wird Savani daran teilnehmen. Er lässt Sie grüßen, will sich aber erst dann einschalten, wenn Sie ihn ausdrücklich um Hilfe bitten. Ich habe heute mit ihm gesprochen. Er ist wohl gerade auf dem Weg zurück nach Korsika.“

Vien knurrte und winkte Tran zu, der zum Speisenaufzug ging und daraus vietnamesische Leckereien hervorholte: *banh bao*, Reismehlkloßchen, *nem lui*, Schweinefleischspieße so dünn wie Zigaretten, und *banh bot loc tom*, gefüllte Teigtaschen, die köstlich nach Fischsauce und gezuckertem Essig dufteten.

„Die sind mir am liebsten“, sagte Vien und schob Bruno einen Teller mit klebrigem Reis und kleinen Garnelen zu. „*Banh ram it*, eine Spezialität aus meiner Heimatstadt Hue.“

„Das sieht aber gut aus“, freute sich Bruno. „Was hat es mit diesem *treizieme* auf sich, den Sie erwähnt haben?“

„Damit ist der Triadenrat gemeint. Er hat seinen Sitz im dreizehnten Arrondissement von Paris, deshalb dieser Name“, erklärte der Brigadier. „Manchmal nimmt er für sich in Anspruch, alle Triadengruppen zu kontrollieren, aber bisweilen streitet er auch jegliche Einflussnahme ab. Aktuell ist von ihm zu hören, dass er mit diesen Ausschreitungen nicht das Geringste zu tun habe.“

„Die Chinesen bekämpfen sich untereinander, müssen Sie wissen“, sagte Vien. „Sie

werfen diese Benzinbomben und geben uns die Schuld daran.“

„Soll das heißen, Sie verteidigen sich nicht selbst?“, fragte der Brigadier.

„Natürlich müssen wir das. Was bleibt uns anderes übrig?“, entgegnete Vien. „Aber Verteidigung ist etwas anderes als Angriff und Brandanschläge.“

Bruno musterte Vinh, der seinen Blick gesenkt hielt und auf Abstand zum Tisch saß, als gehörte er nicht mit zur Runde.

Verwundert schaute sich Bruno um. Vinh und Tran, die beiden Vietnamesen, die er kannte, waren gesetzestreue Geschäftsmänner, und doch deutete das Gespräch auf einen drohenden Krieg zwischen zwei rivalisierenden Gruppen organisierter Kriminalität hin. Er räusperte sich.

„Mir scheint, wir reden am eigentlichen Thema vorbei“, sagte er mit Blick auf den Brigadier. „Sie haben vielleicht das große Ganze vor Augen, aber mich interessiert nur ein kleiner Ausschnitt, und zwar der, der Monsieur Vinh aus Saint-Denis betrifft, der mit organisiertem Verbrechen nichts zu tun hat. Er verkauft *nems* und keine Drogen. Die Vinhs arbeiten schwer, zahlen Steuern und haben Anspruch auf den Schutz der französischen Polizei, die einer so zwielichtigen Organisation wie den Binh Xuyen nicht das Feld überlassen darf.“

Vinh richtete seinen Blick auf Bruno und nickte entschieden, nur ein Mal. Bruno betrachtete Tran und musste an den jungen Soldaten denken, den er in Bosnien kennengelernt hatte. Warum in aller Welt spielt er hier den *Paten*?, fragte er sich.

„Tran, du führst ein Restaurant und bist alles andere als ein Ganove. Kannst du mir erklären, was hier abläuft?“

Tran blickte nervös zu Vien, der Bruno ein gleichmütiges Lächeln schenkte. „Nur zu, Tran, antworte deinem Freund“, sagte der Alte.

Tran zuckte mit den Achseln. „Wir schützen uns selbst, das ist bei uns so Tradition. Und offen gesagt, haben wir von den französischen Behörden über all die Jahre kaum Hilfe bekommen.“ Tran wandte sich Vinh zu, der den Blick wieder gesenkt hatte. „Nachdem sie überfallen worden waren, haben Vinh und seine Frau bei denen Hilfe gesucht, auf die sie sich verlassen können, den Binh Xuyen. Aber es stimmt schon: Wir sind keine Gangster mehr. Nur die Ältesten unter uns erinnern sich noch an die Machenschaften der Binh Xuyen in Saigon unter französischer Herrschaft. Ich habe seit meiner Entlassung aus der Armee keine Waffe mehr in der Hand gehabt - bis vor ein paar Tagen, als ich mir eine zulegen musste, um mich vor diesen verdammten Chinesen zu schützen. Und wo hätte ich eine Waffe auftreiben sollen, wenn nicht bei den Binh Xuyen?“

„Die burmesische Heroin nach Marseille bringen, nicht wahr?“, sagte der Brigadier.

„Davon weiß ich nichts“, entgegnete Tran schroff. „Wir leben hier in Bordeaux und verdienen unser Geld in der Gastronomie, auf dem Markt und als Lehrer oder Bankangestellte.“

„Und manchmal schleusen Sie auch illegale Einwanderer ins Land“, bemerkte der Brigadier trocken.

„Augenblick“, meldete sich eine neue Stimme. Bao Le ergriff zum ersten Mal das Wort, und Bruno stellte zu seiner Überraschung fest, dass alle Vietnamesen am Tisch, sogar Vien, respektvoll aufmerkten.

„Ich möchte nicht, dass unsere französischen Freunde den Eindruck gewinnen, die Binh Xuyen verfolgten unlautere Ziele“, sagte er in einem Tonfall, der Autorität anklingen ließ. „Früher mag das der Fall gewesen sein. Aber hier in Frankreich haben sich die Binh Xuyen im Laufe von Jahrzehnten grundlegend gewandelt. Sie sind ein wichtiger Teil unserer Gemeinschaft, ein gemeinnütziges Netzwerk, ja, man könnte sagen, eine Art Wohlfahrtsverband. Natürlich haben sie auch die Mittel und den Willen, unsere Landsleute zu verteidigen, wenn sie angegriffen werden. Aus diesem Grund bin ich hier. Ich will deutlich machen, dass meine Familie Unterstützung leistet.“

Bao Le schaute in die Runde und blickte allen Anwesenden der Reihe nach in die Augen. Bruno bemerkte, dass sich die anderen verneigten. Was meinte Bao Le mit dem Hinweis auf seine Familie? Kaum hatte sich Bruno diese Frage gestellt, glaubte er die Antwort darauf auch schon gefunden zu haben. Der vietnamesische Familienname stand immer an erster Stelle. Bao Le war anscheinend verwandt mit dem letzten vietnamesischen Kaiser Bao Dai, der 1955 abgesetzt wurde, als die Amerikaner dem Land eine republikanische Verfassung unter der Präsidentschaft Diems verordnet hatten. Bruno musterte den jungen Mann und fragte sich, wie dessen königliche Abstammung und die Hände eines Karatemeisters zusammenpassten.

Der Brigadier sah Vien an, der genüsslich an seinem Cognac schlürfte. „Sie könnten, wenn Sie wollten, immer noch eine Truppe von hundert Männern zusammentrommeln, bewaffnen und auf die Straßen von Marseille schicken.“

„Warum provozieren die Chinesen in Marseille dann keine offene Schlacht gegen eine solche Truppe?“, fragte Bruno. „Warum schikanieren sie kleine Leute wie die Vinhs in Saint-Denis oder die Duongs in Sainte Alvere? Ich verstehe das nicht.“

Vien schlug mit einem Löffel an sein Cognacglas, und Bruno zuckte zusammen.

„Unser junger Freund aus Saint-Denis stellt endlich die richtige Frage“, sagte der Alte. „Die Antwort liegt auf der Hand. Es sind inzwischen so viele Chinesen nach Frankreich eingereist, dass es im *milieu* nicht mehr genügend zu verdienen gibt, nicht einmal dann, wenn sie den gesamten Drogenhandel in Europa unter ihrer Kontrolle hätten. Sie schleusen Illegale ins Land und müssen Arbeit für sie finden. Darum haben sie es auf Restaurants abgesehen, auf Marktstände, Friseurläden und Supermärkte. Der *treizieme* steht vor großen wirtschaftlichen Problemen, denn es geht um eine Menge Menschen.“

„Es bräuchte also auf die Dauer nicht viel, wenn man mit dem *treizieme* ein weiteres Stillhalteabkommen aushandeln würde. Ist es das, was Sie uns sagen wollen?“, fragte Bruno.

„Nicht ganz“, antwortete Vien. „Wir könnten schon zufrieden sein, wenn ein solches Abkommen wenigstens ein oder zwei Jahre wirksam wäre - und unser Freund dafür sorgen würde.“ Er nickte in Richtung des Brigadiers.

„Darf ich auch etwas dazu sagen?“, meldete sich Isabelle von der Tür. „Den Problemen ließe sich vielleicht beikommen, wenn der Zustrom illegaler Einwanderer gestoppt würde. Das ist unsere Aufgabe, bei der Sie, die Vietnamesen, uns aber durchaus helfen könnten.“

„Als Spitzel oder wie?“, entgegnete Vien in eisigem Tonfall. Tran schien etwas sagen zu wollen, besann sich aber und presste die Lippen aufeinander. Vinh schnappte hörbar nach Luft.

„Wie dem auch sei“, erwiderte der Brigadier. „Die Inspectrice hat uns auf einen wichtigen Schnittpunkt unserer jeweiligen Interessen hingewiesen.“

„In der Tat“, sagte Bao Le leise.

Vien nickte. Er hatte die Augen halb geschlossen und zündete sich eine weitere Nelkenzigarette an. Nach einer längeren Pause wandte er sich Tran zu, der offenbar Mühe hatte, die Fassung zu bewahren - vor Ungeduld, so kam es Bruno vor.

„Vielleicht sollten wir jetzt mit dem Essen beginnen“, meinte Vien.

„Zuerst möchte ich eine Antwort hören“, platzte es aus Tran heraus. Ungeachtet der finsteren Miene, mit der ihn der Alte bedachte, fuhr er fort: „Ich achte dich als weisen Mann und alten Freund meines Vaters. Aber mein Vater ist tot, und ich bin Vertreter einer neuen Generation, die mit dem, was die Binh Xuyen in Marseille treiben, nichts zu schaffen haben will. Ich finde den Vorschlag, der gerade gemacht wurde, sehr gut, denn mir ist daran gelegen, dass ich keine Waffe tragen und keine Angst davor haben muss, dass in meinem Restaurant eine Bombe hochgeht oder eines meiner Kinder gekidnappt wird.“

„Ich kann nicht eigenmächtig entscheiden. Andere müssen zu Rate gezogen werden“, entgegnete Vien und wandte sich mit freundlichem Lächeln an Bao Le. „Mir ist bewusst, wie wichtig die Zusammenarbeit mit den französischen Behörden ist. In Vorbereitung auf dieses Treffen habe ich ein paar Informationen zusammengetragen, die nützlich sein könnten.“

Er griff in eine schmale Aktentasche, die am Stuhlbein lehnte, und zog einen Ordner heraus.

„Bekanntlich haben wir einige Erfahrung mit dieser Form der Einwanderung“, sagte der Alte. „Wir wissen, wie das System funktioniert. Für größere Gruppen, die mit dem Schiff kommen, braucht man eine Aufnahmestation am Hafen, über die sich die Neuankömmlinge möglichst zügig verteilen lassen. Es wurde eine Logistik entwickelt, die vorsieht, Campingplätze in Küstennähe zu kaufen und Wohnmobile zu mieten, mit denen die Einwanderer weitertransportiert werden können. Innerhalb von nur zwölf Stunden lassen sich so an die hundert Menschen in ganz Frankreich verteilen.“

Er schob dem Brigadier seinen Ordner zu. „Die Holding des *treizieme*, die für die Pleiten und Übernahmen der Supermärkte hier in Bordeaux verantwortlich ist, hat vor kurzem einen großen Campingplatz südlich von Arcachon aufgekauft. Seit einem Monat besitzt sie überdies eine Firma in Lille, die mit Wohnmobilen handelt. Vierzig solcher Fahrzeuge wurden vergangene Woche in unsere Region überführt. Was das zu bedeuten hat, kann sich jeder denken.“ Er richtete seinen Blick auf Tran. „Können wir jetzt essen?“

Bruno sah, wie sich Isabelle wortlos mit dem Brigadier verständigte und Viens Ordner zur Hand nahm. Sie blätterte in den Unterlagen, griff nach ihrem Smartphone und öffnete ein Programm, über das sie Ausschnitte von Kartenmaterial auf dem Display einsehen konnte. Bruno schaute ihr zu, wie sie mit dem Daumen die Koordinaten von Arcachon eingab, der Küstengegend südlich von Bordeaux, bekannt für ihre Muscheln und eine riesige Sanddüne, die sich über drei Kilometer erstreckte und bis zu fünfhundert Meter hoch anstieg. Nach kurzer Suche hatte sie die in Viens Dossier angegebene Adresse gefunden. Sie sah hoch und strahlte.

„Ich glaube, wir sind im Geschäft“, sagte sie.

Bruno hatte schon einige Male vietnamesisch gegessen, gelegentlich in einem Restaurant in Paris oder als Vinhs Gast, aber nie so gut wie hier. Was er bislang für eine Variante der chinesischen Küche gehalten hatte, erschloss sich ihm erst jetzt als etwas ganz Eigenes. Mit breitem Grinsen servierte Tran ein Gericht nach dem anderen, offenbar stolz auf das, was sein Restaurant zu bieten hatte.

Bruno schaute sich um und blickte in zufriedene Gesichter. Isabelle stand immer noch an der Tür. Er bot ihr an, sie abzulösen, damit sie seinen Platz einnehmen und essen konnte.

„Iss du erst zu Ende“, sagte sie lächelnd. Seit der eher nüchternen Begrüßung in der Gasse hinterm Restaurant sah er sie zum ersten Mal mit diesem Lächeln, das an die glücklichen Tage und Wochen erinnerte, die sie miteinander verbracht hatten. Gleichwohl wirkte sie müde und ein wenig abgespannt.

„Später“, sagte er. „Du hast noch nicht einmal etwas getrunken. Geh und iss.“

„Bist du bewaffnet?“, fragte sie. Bruno schüttelte den Kopf. Sie drückte ihm ihre automatische Pistole, eine Sauer, in die Hand, bedankte sich und setzte sich an den Tisch. Bruno spürte Bao Les Blick auf sich gerichtet, als er aufstand und für Isabelle den Stuhl zurechtrückte. Tran reichte ihr Suppe, und Vien schenkte ihr ein Glas Champagner ein, obwohl sie das Angebot höflich auszuschlagen versucht hatte. Sie aß schnell und wechselte ein paar Worte mit dem Brigadier.

Sie hatte gerade einen neuen Gang vorgesetzt bekommen - einen kleinen quadratischen Reiskuchen, *banh chung* genannt, und Fisch -, als draußen vorm Haus Rufe laut wurden, übertönt vom Geräusch aufheulender Motoren. Ein greller Lichtstrahl traf auf die schräg gestellten Fensterläden. Dann krachten kurz hintereinander zwei Schüsse, gefolgt von einem dritten aus mittlerer Entfernung.

Jean-Jacques saß den Fenstern am nächsten, doch Bao Le sprang als Erster auf, eine schwere Pistole in der einen Hand, in der anderen ein Handy.

„Eine Brandbombe“, sagte er und spähte durch die Schlitz nach draußen. Er tippte eine Nummer in sein Handy.

Isabelle stand plötzlich neben Bruno. Sie nahm ihre Waffe wieder an sich, rannte durch die Tür ins Treppenhaus und alarmierte die *Fúsiliers Marius*.

„Wartet“, rief sie nach oben. Bruno sah sie auf dem unteren Treppenabsatz, halb vom Geländer verdeckt. Sie hatte die Knie angewinkelt und hielt die Pistole mit beiden Händen gepackt.

„Das Feuer ist schon gelöscht“, meldete Jean-Jacques, der nun ebenfalls am Fenster stand. „Und die Straße scheint wieder frei zu sein.“

„Vorder- und Rückseite sind gesichert“, hörte Bruno einen der *Fúsiliers* durchs Treppenhaus brüllen. Der Brigadier eilte mit gezogener Waffe zur Tür und an Brunos Seite.

„Halten Sie die Stellung. Ich schaue nach, was passiert ist“, sagte Bruno. Dicht gefolgt von Bao Le, stürmte er die Treppe hinunter und durch den leeren Gastraum hinaus auf die Straße. Einer der Polizisten, die mit ihrem Zivilfahrzeug die Straßeneinfahrt blockiert hatten, näherte sich fluchend, von Kopf bis Fuß mit weißer Farbe bespritzt.

„Drei Motorräder, auf jedem zwei Männer“, berichtete er. „Perfekt koordiniert. Die ersten zwei haben unseren beiden Fahrzeugen Farbe über die Windschutzscheibe gekippt, das dritte Motorrad ist an uns vorbeigerauscht. Der Typ auf dem Sozius hat die Brandbombe geworfen.“

Unter seinen Schuhen hörte Bruno die Glassplitter der zerbrochenen Benzinflasche knirschen.

„Sie waren so schnell wieder weg, dass wir nicht mehr rechtzeitig reagieren konnten“, ergänzte der Polizist und blickte misstrauisch an sich hinab auf seine verschmierte Hose. „Wir brauchen was, womit sich die Windschutzscheiben säubern lassen.“

„Gehen Sie mal rein, und fragen Sie, ob Terpentin oder irgendein Verdünner zu haben ist“, riet Bruno.

Bao Le ergriff Brunos Arm. Er hatte sein Handy am Ohr und sagte: „Ich glaube, einer der Kerle ist uns ins Netz gegangen. Wir hatten ein paar Posten an der Ecke, um auf Nummer sicher zu gehen.“

Bruno zog sein eigenes Handy heraus, rief Jean-Jacques an und erstattete Bericht. Dann folgte er Bao Le die Straße hinunter. Als sie das mit Farbe übergossene Polizeifahrzeug passiert und die Straßenecke erreicht hatten, sahen sie neben einer umgestürzten Mülltonne, aus der leere Konservendosen und Plastikflaschen herausgefallen waren, ein Motocross-Bike im Rinnstein liegen. Auf dem Gehweg lieferten sich drei Gestalten ein wüstes Gerangel. Neugierige standen an den Fenstern oder traten vor die Türen der angrenzenden Häuser.

Bao Le rief auf Vietnamesisch einen Befehl, worauf schlagartig Ruhe einkehrte. Zwei Asiaten in schwarzen Regenmänteln hatten einen Mann mit Helm in der Mangel. Bao Le sprach wieder. Er schien eine Frage zu stellen. Einer der beiden in den Regenmänteln antwortete. Bruno bemerkte, dass er aus der Nase blutete.

„Ich habe gefragt, wo der andere von dem Motorrad geblieben ist“, übersetzte Bao Le. „Sie sagen, er sei abgehauen, als sie sich den hier geschnappt haben. Gut, dass sie das Motorrad stoppen konnten - mit diesem Mülleimer da.“

„Bringen wir ihn in Trans Restaurant. Wollen mal sehen, was er uns zu sagen hat“, meinte Bruno. „Bevor ich's vergesse, geben Sie mir doch bitte eine Telefonnummer, unter der ich Sie erreichen kann. Es geht um eine andere Sache. Ich muss Hercules Tochter auffindig machen und hoffe, dass Sie mir helfen können. Sie haben doch gute Beziehungen.“

Bao Le schien etwas sagen zu wollen, zog dann aber einfach nur eine Visitenkarte mit geprägter Schrift aus einem Etui und steckte sie Bruno in die Hemdtasche.

Mit Sirenengeheul und zuckendem Blaulicht tauchte am Ende der Straße ein Feuerwehrgewagen auf und steuerte auf sie zu. Bao Le zog einem seiner Männer eine Polyesterkrawatte vom Kragen und fesselte dem Gefangenen damit die Arme auf den Rücken. Der andere Vietnameser hob das Motorrad auf und bockte es am Straßenrand auf. Bruno notierte sich das Kennzeichen und führte die drei Vietnamesen mitsamt dem Gefangenen zur Ecke, wo die Polizisten den Feuerwehrgewagen, die in die Straße einbiegen wollten, begreiflich zu machen versuchten, dass sie ihr Fahrzeug wegen der mit weißer Farbe übergossenen Windschutzscheibe nicht benutzen konnten.

Bruno achtete nicht auf sie und ging weiter in Richtung Restaurant, dessen Eingang mit weißem Löschschaum bespritzt war. Isabelle, Jean-Jacques und der Brigadier telefonierten.

„Bao Les Männer haben den hier geschnappt“, sagte Bruno und stieß den Gefangenen auf einen Stuhl. Die drei hatten ihre Handys schnell wieder weggesteckt. „Eines der Motorräder ist sichergestellt.“ Er las Jean-Jacques das Kennzeichen vor, worauf dieser wieder zum Handy griff.

Bao Le nahm dem Gefangenen den Helm vom Kopf und trat zurück. Bruno staunte.

„Den kenne ich“, sagte er. „Wir haben ihn auf dem Markt von Saint-Denis nach dem Angriff auf Vinhs Stand festgenommen. Ich dachte, er hätte seine Strafe bezahlt und das Land inzwischen verlassen.“

„Ist es derselbe, der diesen verfluchten Poincevin zum Anwalt hatte?“, fragte Jean-Jacques und nahm das Handy vom Ohr.

„Genau der.“ Bruno blätterte in seinem Notizbuch ein paar Seiten zurück. „Yiren Guo, zweiundzwanzig Jahre alt, chinesischer Staatsbürger, behauptet zu studieren, hat aber nur ein abgelaufenes Touristenvisum. Hat sich schuldig bekannt und war mit seiner Ausweisung einverstanden.“

„Dann wird er diesmal ins Gefängnis wandern“, meinte Jean-Jacques. Er führte sein Telefonat fort und gab die Nummer des Motorrads durch. „Noch etwas“, sagte er ins Handy. „Ich brauche die Gerichtsakte in der Sache Yiren Guo, verurteilt wegen tätlichen Angriffs und illegalen Aufenthalts. Die Verhandlung fand in Perigueux statt, sein Anwalt war Poincevin. Ich will wissen, wie hoch die Strafe war, wer sie bezahlt hat und warum der Ausweisungsbeschluss nicht vollzogen wurde. Und mir ist egal, wen Sie wecken müssen, um an die Akte heranzukommen.“

„Er ist ohne jeden Farbklecks“, bemerkte Bruno. Er trat hinter den Stuhl, auf dem Guo saß, bückte sich und schnupperte an den gefesselten Händen. „Benzin.“

„Außerdem soll jemand von der Kriminaltechnik kommen“, sagte Jean-Jacques ins Handy. „Sieht so aus, als hätten wir einen der Brandstifter.“

„Bei der Gelegenheit könnten wir ihm auch gleich eine Speichelprobe entnehmen“, schlug Bruno vor. „Die ließe sich dann mit den Gewebespuren in dem verlassenen Mercedes vergleichen.“

„Gute Idee“, sagte Jean-Jacques.

Isabelle durchsuchte die Taschen des jungen Chinesen und fand ein paar Euroscheine, ein Handy, eine Telefonkarte sowie einen Papierschnipsel, auf dem eine Telefonnummer notiert war. Bruno zog wieder sein Notizbuch zu Rate. Es handelte sich um die Nummer der Kanzlei von Poincevin in Perigueux.

„Maitre Poincevin wird uns einiges zu erklären haben“, sagte Bruno. „Nebenbei bemerkt, ich habe eine glaubwürdige Zeugin, die gesehen hat, wie Unbekannte etliche Ratten in Vinhs Haus ausgesetzt haben. Ich würde sie gern zu einer Gegenüberstellung einladen.“

„Augenblick“, sagte Isabelle und zerrte Guo die Schuhe von den Füßen. „Wäre nicht das erste Mal, dass ich hier fündig werde.“ Und tatsächlich fischte sie dem jungen Mann eine BNP-Bankkarte aus einer Socke, hob sie triumphierend in die Höhe und las den Namen vor, auf den die Karte ausgestellt war. Der Gefangene kniff die Augen zu.

„Chan Kangying“, sagte sie. „Klingt überhaupt nicht wie Guo. Aber auch zu diesem Namen wird es eine Adresse geben und jede Menge Daten, die sich zurück verfolgen lassen. Alles Weitere werden wir über diesen Anwalt erfahren, der uns unter anderem zum Beispiel auch verraten kann, wer die Gerichtskosten bezahlt hat.“

„Ich glaube, dass, wer immer diesen Vogel angeheuert hat, nicht glücklich sein wird, dass wir ihn erwisch haben. Und richtig ärgern wird sich dieser Jemand darüber, dass dieser Vogel so dumm ist, eine Kreditkarte bei sich zu tragen“, sagte Jean-Jacques. „Wir dürfen uns auf ein interessantes Gespräch gefasst machen, denn er wird reden, weil es in seinem ureigensten Interesse ist.“ Geradezu liebevoll fuhr er dem Gefangenen durch die Haare.

„Was passiert jetzt?“, wollte Bao Le wissen.

„Wir warten auf die Kriminaltechnik, nehmen diesen Mann in Polizeigewahrsam, beschlagnahmen sein Motorrad und schauen uns sein Bankkonto an“, antwortete Jean-Jacques. „Das meiste davon übernehmen Kollegen aus Bordeaux, die bereits auf dem Weg sind.“

„Drei Motorräder und sechs Männer“, stellte Isabelle fest. „Außerdem muss jemand den Tatort ausgekundschaftet haben, denn sie wussten von den Fahrzeugen, die die Straße blockierten, und haben weiße Farbe mitgebracht, um die Scheiben blind zu machen, damit sie nicht verfolgt werden konnten. Innerhalb der kurzen Zeit war das nur mit einem gut eingespielten Team zu schaffen.“

„Und wozu das alles?“, fragte der Brigadier. „Nur um uns darauf hinzuweisen, dass sie von unserem Treffen wussten? Ziemlich viel Aufwand für nur einen Molotowcocktail.“

„Mir stellt sich die Frage, wie sie von unserem Treffen wissen konnten“, sagte Bruno. Er wandte sich an Vien. „Könnte es auf Ihrer Seite eine undichte Stelle geben?“

Vien zuckte mit den Achseln. „Möglich ist alles, aber ich kann es mir kaum vorstellen.“

„Es könnte vielleicht sein, dass unsere Telefone angezapft werden“, gab Bao Le zu bedenken, der wie Bruno den Gefangenen scharf im Auge behielt und jede seiner Reaktionen aufmerksam beobachtete. „Auf jeden Fall sollten wir alle Anschlüsse überprüfen und uns neue Handys zulegen.“

„Wenn sie meins auf dem Schirm gehabt hätten, wäre es ihnen gelungen, die beste Verschlüsselungstechnik in ganz Frankreich zu knacken“, erklärte der Brigadier. „Ich glaube kaum, dass sie das fertigbringen - noch nicht.“ Er griff nach Guos Handy, öffnete die Anrufliste und schaute sich die Textnachrichten an. In der Ferne waren Polizeisirenen zu hören.

„Ist alles in Pinyin geschrieben, Chinesisch mit lateinischen Buchstaben. Damit kann ich nichts anfangen. Es scheint mir allerdings, dass ihm jemand diese Adresse hier hat zukommen lassen, und zwar um 19 Uhr 42, also kurz nachdem wir hier angekommen waren. Wahrscheinlich ist man uns einfach gefolgt.“

„Von Sainte Alvere bis hierher?“, fragte Bruno. „Das wäre uns doch aufgefallen.“

„Vielleicht wurden Sie beschattet“, sagte der Brigadier, zu Vien und Bao Le gewandt. Der Sirenenton schwoll an.

„Das ist so gut wie ausgeschlossen“, entgegnete Bao Le. „Auf so etwas passen meine Leute auf.“

„Dann haben sie Brunos Handy angezapft“, folgte der Brigadier und streckte die Hand aus. Zögernd gab ihm Bruno sein Handy. „Sie bekommen eins von uns.“

„Was ist mit dem Gefangenen?“, fragte Bruno. „Sein Partner auf dem Motorrad weiß, dass er zurückgeblieben ist. Die Bande wird schleunigst abtauchen, weil sie davon ausgehen muss, dass wir ihn festgenommen haben.“

„Gut kombiniert“, lobte Jean-Jacques. „Ich schlage vor, wir geben eine Pressemitteilung heraus und behaupten, ein unbekannter Asiat sei nach einem Brandanschlag tot auf der Straße aufgefunden worden. Ich kümmere mich darum.“

Polizei, Feuerwehr und Kriminaltechnik schienen gleichzeitig aufgekreuzt zu sein. Der Brigadier überließ Tran und Jean-Jacques das Feld und führte die anderen durchs Treppenhaus und an den beiden *Fúsiliers* vorbei nach draußen in die Gasse hinter dem Haus.

„Wir sollten uns da raushalten. Außerdem muss ich jetzt los und den Präfekten informieren. Ich setze Sie unterwegs vor Ihrem Hotel ab“, sagte er mit Blick auf Isabelle. Er drückte eine Kurzwahltaste auf seinem Handy, um seinen Wagen zu rufen, und reichte Bao Le und Vien seine Visitenkarte. „Da steht auch meine E-Mail-Adresse drauf. Geben Sie mir Ihre Telefonnummern durch, sobald Sie neue haben. Die Verbindung ist sicher.“

Sein Wagen fuhr vor. Er ließ Bruno und Isabelle auf der Rückbank Platz nehmen, verabschiedete sich von den beiden Vietnamesen mit einem knappen „Sie haben jetzt wohl auch einiges zu tun“, schwang sich auf den Beifahrersitz und forderte den Chauffeur auf, die Place des Quinconces anzusteuern.

„Sie wohnen im Hotel Quatre Soeurs?“, fragte er Isabelle. Sie nickte, worauf er sich wieder an den Fahrer wandte. „Setzen Sie die beiden an der Ecke Trente Juillet und Esprit des Lois ab.“ Dann griff er nach einem Handy, das auf dem Armaturenbrett lag, und widmete sich seinen Mails.

Bruno und Isabelle sahen einander an und blickten dann gleich wieder zur Seite. Sie schwiegen.

„Meine Tasche ist im Kofferraum“, informierte Bruno den Fahrer, als der am Straßenrand anhielt. Auf Knopfdruck sprang die Heckklappe auf.

„Mal sehen, ob noch ein Zimmer für mich frei ist“, sagte Bruno. Der Wagen war weitergefahren, und er stand mit Isabelle allein vor dem Hotel. Sie zündete sich eine Zigarette an, eine Royale, und inhalierte hastig. Offenbar hatte sie wieder zu rauchen angefangen. Bruno verkniiff sich einen Kommentar.

„Wo hattest du denn übernachten wollen?“, fragte sie, ohne ihm in die Augen zu sehen. Was wäre heikler als ein Abend mit einer alten Flamme?, dachte Bruno. Wahrscheinlich würde jede Frau beleidigt sein, wenn man ihr nicht zumindest den Wunsch vermittelte, das kleine Fünkchen Glut wieder neu aufleben zu lassen, und wenn man es täte, würde ihr der Stolz gebieten, Abstand zu nehmen. Bruno ließ die Vorstellung einer gemeinsamen Nacht mit Isabelle gar nicht erst zu, denn er ahnte, dass ihn die Aussicht darauf umso mehr reizen würde, je länger er darüber nachdachte.

„Ich wollte eigentlich bei Tran bleiben, meinem alten Freund aus der Militärzeit. Aber wahrscheinlich wird er noch eine Weile von Jean-Jacques in Anspruch genommen. Darum ist es besser, wenn ich mir ein Hotelzimmer nehme.“

„Ich brauche jetzt einen Drink“, sagte sie. „Besorg dir ein Zimmer, und lass es mir auf die Rechnung setzen, Zimmer drei-drei-vier. Meine Spesen sind mit Sicherheit großzügiger bemessen als deine. Du findest mich in der Bar. Soll ich dir schon was bestellen?“

„Einen Armagnac, bitte“, antwortete er und folgte ihr ins Hotel, wobei er sich plötzlich daran erinnerte, wie selbstverständlich sie ihre Waffe in der Hand gehalten hatte, gerade so, als würde sie sie tagtäglich benutzen. Er trug nie eine Waffe bei sich oder allenfalls nur dann, wenn sie unverzichtbar war. Seine Dienstpistole lag im Safe der *mairie* von Saint-Denis und wurde nur dann herausgeholt, wenn er einmal im Jahr auf dem Schießplatz der Gendarmerie in Perigueux seine obligatorischen Schießübungen machte. Er legte Wert auf die Unterscheidung zwischen den Waffen, die er als Soldat allzu häufig hatte abfeuern müssen - und dazu zählten auch die Handfeuerwaffen der Polizei -, und solchen, die er zur Jagd einsetzte. Letztere waren für ihn im Wesentlichen zivile Begleiter.

Er ließ sich an der Rezeption ein Einzelzimmer geben, das billigste auf der obersten Etage für immerhin noch fünfundachtzig Euro. Für diesen Preis hätte er in den Hotels von Saint-Denis zwei oder drei Nächte wohnen können. Er fuhr mit dem Fahrstuhl nach oben, warf seine Tasche und den Mantel aufs Bett, putzte sich die Zähne und ging nach unten in die Bar, wo nur einige wenige Gäste Platz genommen hatten. Isabelle saß an einem kleinen Tisch in der Ecke mit zwei Gläsern vor sich.

„Da wären wir also“, sagte sie heiter und schob ihm den Armagnac zu.

„Tja, gewissermaßen aus der Affäre gezogen, mit der sich jetzt Jean-Jacques herumschlagen muss, und mit der Frage im Hinterkopf, ob unsere Handys angezapft, werden.“ Ihm war irgendwie zum Lachen zumute, was, wie er glaubte, nicht nur an der ganzen Anspannung des Abends lag, sondern jetzt auch an Isabelles Anwesenheit.

„Meins bestimmt nicht. Man hat mir gesagt, es wird automatisch gesichert“, erwiderte sie und vermied es, seinem Blick zu begegnen.

„So weit sind wir in Saint-Denis noch nicht. Ich habe mein Handy vom Intermarche. Ich habe gesehen, deins hat ja sogar Landkarten gespeichert.“

„Und GPS“, ergänzte sie. „Herrje, ich muss unbedingt noch eine rauchen. So habe ich mir unser Gespräch nicht vorgestellt.“

„Unverhofft kommt oft.“

„Vielleicht ist das gut so. Nicht, dass ich klare Vorstellungen hätte“, sagte sie. Bruno nickte und wartete. Sie schaute ihn an. „Seltsam, wie uns das Schicksal immer wieder zusammenführt.“

„Das Schicksal oder vielleicht unsere Dienstpflichten?“, fragte er und legte eine kurze Pause ein. „Apropos, Hercule hatte ein Schließfach, und als sein Testamentsvollstrecker bin ich dafür verantwortlich. Der Schlüssel scheint verschwunden zu sein. Möglich, dass ihn eure Leute vom Archiv haben mitgehen lassen. Kannst du mir was dazu sagen, oder gibt es sonst irgendetwas, was ich wissen sollte?“

„Ich weiß nur, dass ein paar Dokumente beschlagnahmt worden sind. Frag den Brigadier. Oder schalte den *notaire* ein. Wenn der eine förmliche Anfrage stellt, muss darauf reagiert werden.“

„Hast du eine Ahnung, worum es in diesen Dokumenten geht?“

„Um den Algerienkrieg. Auch solche alten Kamellen können manchmal ziemlich brisant

sein.“

„Gibt's sonst noch was?“

„Mir ist zu Ohren gekommen, dass Hercule mehrere gefälschte Pässe hatte, ausländische und auch ein paar unausgefüllte. Die übliche Ausstattung eines Geheimagenten. Normalerweise gehört auch ein Haufen Bargeld dazu, aber das scheint bei ihm nicht gefunden worden zu sein.“

„Ich suche immer noch nach diesem Trüffeljournale. Könnte es vielleicht in dem Bankschließfach liegen?“

„Keine Ahnung. Aber wenn man's dort gefunden hätte, wüsste ich davon“, antwortete sie mit einem kleinen Lächeln. „So etwas spricht sich in der Kantine herum. Trüffeln aus dem Perigord, oh, lá, lá!“

„Wie gefällt dir dein neuer Job?“

„Ganz gut, manchmal jedenfalls, wie heute Abend, wenn mich jemand daran erinnert, dass ich auch etwas essen muss. Das war lieb von dir, Bruno, danke. Du bist ein echter Gentleman.“

„Dein Auftrag als Verbindungsfrau zwischen der Marine und den Briten im Kampf gegen illegale Einwanderung... ziemlich gefährlich, oder?“

„Wie kommst du denn darauf?“, fragte sie und musterte ihn kritisch.

„Ich vermute, ihr entert Schiffe auf hoher See.“

Sie runzelte die Stirn. „Davon solltest du nichts wissen.“

„Liegt doch auf der Hand. Es war mir in dem Augenblick klar, als du mit den *Füsiliers Marius* gekommen bist.“

„Machst du dir um mich Sorgen, Bruno?“ Ihr Lachen klang ein wenig gekünstelt. „Darüber müsstest du doch hinweg sein. Wie auch immer, ich bin die Letzte, die vom Hubschrauber abgeseilt wird, wenn überhaupt.“

„Ich glaube, man hört nicht auf, sich Sorgen um jemanden zu machen, den man einmal geliebt hat.“

„Wohl wahr“, sagte sie nachdenklich. „Was sind deine Pläne für morgen?“ Nur eine Frau schaffte es, so schnell umzuschalten. Stimme, Haltung, Gestik und Blick hatten sich schlagartig gewandelt. Bruno konnte nur staunen.

„Ich werde mich mit Jean-Jacques treffen und auch noch einmal bei Tran vorbeischauen, ehe ich in den Zug zurück nach Saint-Denis steige. Es gibt zu Hause noch viel zu tun, unter anderem Vorbereitungen für das Kinderfest zu Weihnachten“, sagte er und schmunzelte, als er sie lächeln sah. „Was mich daran erinnert, dass ein neues Weihnachtsmannkostüm im Rathaus auf mich wartet. Und dann muss ich irgendwann meinen neuen Dienstwagen in Empfang nehmen und mir in Perigueux Ersatz für meine Uniformen abholen, die mir in Ausübung meines Amtes versaut worden sind.“

Sie lachte, und diesmal klang es echt. „So stelle ich mir Polizeiarbeit vor. Erzähl mir, was passiert ist, lieber Weihnachtsmann.“

Also berichtete er ihr von dem Überfall auf Vinhs Marktstand, von seinem Dienstwagen, der gestohlen und zu Schrott gefahren worden war, und von seinem Sprung in die Jauchegrube, mit dem er sich die Uniform ruiniert hatte.

„Ja, ich habe in der Zeitung gelesen, wie du den kleinen Jungen da rausgeholt hast.“

„Typisch Presse, dass sie eine solche Geschichte so aufbläst. Geärgert habe ich mich vor allem über diesen dämlichen Pons, der die Schulkinder eingeladen und sich einen Dreck um ihre Sicherheit geschert hat...“ Er nippte an seinem Drink. „Was hast *du* morgen vor?“

„Wir beide sind morgen um neun mit meinem Chef und dem Präfekten verabredet. Um elf fliege ich von Merignac ab, um mich wieder einmal mit Vertretern der Marine und der Briten kurzzuschließen. Du hast recht, wir beobachten ein bestimmtes Schiff. Für den Nachmittag habe ich mir vorgenommen, mich einmal auf dem Campingplatz bei Arcachon umzusehen, von dem die Vietnamesen gesprochen haben.“

„Sei vorsichtig“, sagte er.

„Vielleicht werden wir das Schiff gar nicht entern müssen, wenn es tatsächlich vor diesem Campingplatz vor Anker geht. In dem Fall könnten wir das Gebiet ringsum absperren und die Passagiere in Empfang nehmen. Darüber werden wir uns wohl morgen Mittag unterhalten.“

„Es scheint, wir müssen beide morgen früh raus.“ Er rutschte auf seinem Stuhl zurück.

„Eine Minute noch, Bruno“, sagte sie. „Es wäre mir peinlich, neben dir im Fahrstuhl zu stehen und damit rechnen zu müssen, dass du mich zur Tür begleitest und über mich herfällst.“

„Ich bin keiner, der über andere herfällt.“ Er grinste.

„Nein, aber manchmal ist mir danach.“ Sie stand auf und gab ihm einen Kuss auf den Mund. „Gute Nacht, Bruno.“

Isabelle entfernte sich, stolz und hoch aufgerichtet. Seufzend ging Bruno zum Tresen, um die Getränke zu bezahlen. Als er das Foyer durchquerte, sah er Isabelle draußen vor der Drehtür stehen und rauchen. Er blieb stehen. Sollte er zu ihr gehen?

Stattdessen aber fuhr er mit dem Fahrstuhl nach oben, zog sich in sein Zimmer zurück und bedauerte, nicht zu ihr gegangen zu sein und sie in den Arm genommen zu haben. Er schüttelte den Kopf. Die Folge wäre gewesen, dass sie sich Gedanken darüber hätten machen müssen, ob es sinnvoll sei, eine Affäre neu zu beleben, mit der es eigentlich vorbei war. Als er im Bett lag, fragte er sich, was ihn an Pamela band und ihr treu sein ließ. Seit sie sich für Politik interessierte, schien sie mehr Zeit mit Bill Pons zu verbringen als mit ihm.

Das Hoteltelefon weckte ihn kurz nach vier. Es war Jean-Jacques, der ihn aufforderte, sich rasch anzuziehen. Er werde in wenigen Minuten von einem Polizeiwagen abgeholt.

Chapter 22

Ich glaube, wir sind einen großen Schritt weiter“, sagte Jean-Jacques, der am Steuer eines Zivilfahrzeugs der Polizei von Bordeaux saß und über die stille Rue de Pessac raste. Obwohl die Lautstärke des Funkgeräts heruntergedreht war, konnte Bruno das unablässige Hin und Her zwischen Zentrale und Kollegen im Einsatz hören. „Dank der Kreditkarte und der Mithilfe einer der Sicherheitskräfte der Bank, die plötzlich ganz kooperativ wurde, als wir was von einer Bombendrohung sagten, kennen wir jetzt die Adresse unseres Brandstifters. Eine kleine Wohnung über einem Kino plus Restaurant.

Das Haus gehört einer Holding, die mit der *treizieme* verflochten ist.“

„Wer leitet den Einsatz? Die Polizei von Bordeaux?“, fragte Bruno und schaute auf seine Uhr. Es war kurz vor halb fünf, noch über drei Stunden bis zur Morgendämmerung.

„Nein, der bleiben nur eventuelle Festnahmen überlassen. Das Kommando hat der Brigadier.“

„Ist die hiesige Polizeidirektion informiert?“

„Der Brigadier spricht gerade mit dem Präfekten. Er wird wohl ausnahmsweise einmal tun, was von ihm verlangt wird“, antwortete Jean-Jacques.

„Wie viele Fahrzeuge sind im Einsatz?“

„Mir wurden vier versprochen, die sich auf meinen Befehl hin in Bewegung setzen und von *Inspecteur* Verneuil angeführt werden. Ein guter Mann, wie es heißt. Hoffentlich. Viel Zeit zur Vorbereitung gab es nicht.“

Jean-Jacques bremste ab, als Kino und Restaurant in Sicht waren. In einer Seitenstraße davor standen, wie Bruno bemerkte, zwei Streifenwagen mit Standlicht und laufenden Motoren. Ein Zivilfahrzeug parkte an der Ecke. Ein groß gewachsener Mann mit Pelzmütze und einem Funkgerät in der Hand stand davor. Jean-Jacques hielt neben ihm an.

„*Inspecteur* Verneuil?“, fragte Bruno. Der Mann mit der Mütze nickte.

„Haben Sie meine Nachricht erhalten?“, erkundigte sich Jean-Jacques, über Bruno hinweg, der das Fenster geöffnet hatte. Wieder nickte der Mann mit der Mütze.

„Bekommen wir einen Kanal für diese Dinger zugewiesen?“, fragte Jean-Jacques und deutete auf Verneuils Funkgerät.

„Und wie erkenne ich Sie?“

„Wenn ich sage >Operation Deutschland< sind Sie gemeint. Und wenn ich sage >Operation Deutschland jetzt<, bringen Sie Ihre Leute ins Spiel, und zwar im Laufschrift.“

„Verstanden“, sagte Verneuil. „Warum Deutschland?“

„Weil es unverwechselbar klingt und nichts mit unserer Sache zu tun hat. Die Kerle, auf die wir's abgesehen haben, hören sehr wahrscheinlich Polizeifunk und sollen keinen Verdacht schöpfen. Alles klar?“

Verneuils Nicken ließ die Fellmütze erneut wippen.

„Wir sollten erst einmal die Lage peilen, zu Fuß“, schlug Jean-Jacques vor.

„Das Funkgerät ist im Wagen eingebaut“, sagte Bruno.

„*Putain de merde*. Okay, wir fahren noch ein Stück näher ran, dann wird sich Bruno hier ein wenig umsehen, ich bleibe im Wagen.“

„Und ich halte mich mit meinen Männern bereit, bis ich von Ihnen >Operation Deutschland jetzt< höre“, bestätigte Verneuil.

Mit ausgeschalteten Scheinwerfern fuhr Jean-Jacques langsam weiter und passierte dann das Zielobjekt etwas schneller, um nicht aufzufallen. Im Haus brannte kein einziges Licht. Jean-Jacques bog an der zweiten Ecke links ab, machte eine weitere Linkskehre und traf auf einen abgesperrten Parkplatz mit hoher Maschendrahtumzäunung.

„Schauen Sie sich jetzt ein wenig um“, sagte er. „Ich fahre zur Hauptstraße zurück, um möglichst störungsfrei funken zu können, wenn es so weit ist. Wenn Sie in Schwierigkeiten geraten, pfeifen Sie. Ich schlage dann Alarm. Wenn nicht, warte ich, bis Sie

zurückkommen. Ich lasse das Fenster offen, damit ich Sie hören kann.“

Bruno schaltete die Innenbeleuchtung im Wagen auf Aus, um zu verhindern, dass das Licht anging, wenn er die Tür öffnete. Er stieg aus, drückte die Tür behutsam zu und näherte sich dem Zaun. Der Parkplatz lag völlig im Dunkeln und schien ziemlich groß zu sein. Wahrscheinlich war er für Kinogäste reserviert. Bruno folgte dem Zaun und hatte nach etwa dreißig Metern eine Stelle erreicht, von der er freien Blick auf die dunkel aufragende Rückseite des Zielobjekts hatte.

Davor standen zwei große Sattelschlepper in eigentümlichem Winkel zueinander. Bruno ging weiter am Zaun entlang und gelangte an ein Tor mit zwei Flügeln, die mit einer Kette samt Vorhängeschloss gesichert waren. Er rückte weiter vor und versuchte, so nahe wie möglich an die Lastwagen heranzukommen. Ihre seltsame Parkaufstellung ließ vermuten, dass sie etwas versteckt halten sollten. Bruno schlich darauf zu und entdeckte eine fahle, vielleicht weiße Oberfläche, die für ein Auto zu groß und für einen Lkw zu klein war. Dann sah er den dunklen Fleck eines großen Fensterausschnitts und die Umrisse einer schmalen Trittleiter und wusste, dass es sich um ein Wohnmobil handelte. Inzwischen hatten sich seine Augen an das spärliche Licht gewöhnt. Vor dem Hinterausgang des Gebäudes und abgeschirmt von den beiden großen Sattelschleppern standen, wie er jetzt sehen konnte, insgesamt vier Wohnmobile.

Wohnmobile, Isabelle, der Campingplatz bei Arcachon und das vor kurzem im Norden aufgekaufte Unternehmen - in Brunos Gehirn griff ein Rädchen ins andere. Er lief auf die Hauptstraße zurück, riskierte es, den vorderen Eingang des Gebäudes zu passieren, und beeilte sich, zu Jean-Jacques zurückzukehren.

„Sie müssen den Einsatz abblasen, jetzt gleich“, keuchte er durchs offene Fenster, als er den Wagen erreichte. „Hinterm Haus parken vier Wohnmobile. Das ist die Verbindung zu Isabeiles Operation, den illegalen Einwanderern und dem Campingplatz bei Arcachon. Wenn wir jetzt zuschlagen, fällt der Landgang flach.“

„Verstehe“, sagte Jean-Jacques. Er griff zum Funkgerät, hielt dann aber inne. „Nein, besser nicht über Funk. Ich könnte missverstanden werden. Wir fahren das Stück zurück und sagen Verneuil Bescheid.“

„Der Polizei von Bordeaux wird das nicht passen. Sie will Festnahmen.“

„Sie wird sich damit abfinden müssen“, sagte Jean-Jacques. Bruno setzte sich auf den Beifahrersitz und zog die Tür leise hinter sich zu.

„Wollen Sie den Brigadier nicht anrufen?“, fragte er. „Womöglich werden die Flüchtlinge schon heute Nacht an Land gebracht. Es könnte eng werden.“

„Wir dürfen Isabelle nicht dazwischenfunken“, entgegnete Jean-Jacques. Er wandte sich Bruno zu und versetzte ihm grinsend einen Stoß mit dem Ellbogen. „Man stelle sich vor, wenn die Sache schiefgeht, wird sie womöglich strafversetzt, zurück zu uns. Wäre doch eigentlich gar nicht so schlecht, oder?“

„Nach einer solchen Niederlage wäre sie nicht mehr dieselbe“, erwiderte Bruno und fragte sich, wie es möglich war, dass Jean-Jacques als langjähriger Ehemann so wenig von Frauen zu verstehen schien. „Wahrscheinlich würde sie uns nicht einmal mehr sehen wollen.“

Das Fahrzeug einer Zivilstreife parkte vor Trans Restaurant, wo ein gutgelaunter Vietnameser die Eingangstür neu lackierte und leise vor sich hin summte. Von dem Anschlag am Vorabend waren sonst keine Spuren mehr zu erkennen, als Bruno das Restaurant betrat und sah, wie Kellner die Tische eindeckten und Lieferanten mit Hühnerfleisch und Gemüse durch die Hintertür ins Haus kamen. Tran nahm die Ware entgegen, befragte die Kohlköpfe und drückte mit dem Daumen in die Hühnerbrüste, um sich von deren Frische zu überzeugen, ehe er die Rechnung unterschrieb.

Als er Bruno sah, ließ er sich von einem seiner Köche vertreten.

„Hast du schlafen können?“, fragte Bruno.

„So gegen zwei hat man Bao Le und mich gehen lassen, nachdem wir unsere Aussagen zu Protokoll gegeben hatten. Jean-Jacques war uns behilflich. - Und wie geht es dir?“

„Ich habe heute Morgen ausgesagt“, antwortete Bruno. „Ich wollte mich jetzt nur kurz von dir verabschieden und fragen, ob ich noch irgendetwas für dich tun kann. Übrigens hätte ich einen Rat, was diese Lieferungen angeht.“

„Keine Sorge, draußen in der Gasse steht einer meiner Männer, der jeden Karton kontrolliert, bevor er ins Haus gebracht wird. Komm mit in mein Büro. Bao Le ist auch da und will mit dir sprechen.“ Tran bestellte Kaffee beim Küchenpersonal und führte Bruno nach oben.

Bao Le saß vor einem Laptop an der falschen Seite des Schreibtisches. Nett von ihm, dachte Bruno, dass er Tran den Platz davor freihält. Bao Le blickte auf, beeilte sich, das Programm zu schließen, mit dem er gerade gearbeitet hatte, und stand auf, um Bruno zu begrüßen.

„Entschuldigen Sie“, sagte er, „aber ich habe auch noch einen richtigen Job, für den es einiges zu tun gibt.“

„Was machen Sie?“, fragte Bruno.

„Ich bin Partner eines internationalen Consultingunternehmens. Um ehrlich zu sein, bin ich aber gerade Ihrer Frage nach Hercules Tochter nachgegangen. Wussten Sie, dass er mich schon viele Jahre lang gedrängt hat, Informationen über sie einzuholen?“

„Das wundert mich nicht“, antwortete Bruno. „Lebt sie?“

„Nein, und Hercule wusste das. Aber die Sache ist komplizierter. Wissen Sie, dass sie als Teenager von zu Hause ausgerissen ist?“

„Ich weiß überhaupt nichts, weder von seiner Frau noch von seiner Tochter. In solchen Dingen war Hercule sehr verschlossen.“

„Vielleicht sollte ich Ihnen vorweg sagen, dass ich selbst betroffen bin. Hercules Frau war meine Tante, seine Tochter also meine Cousine.“

„Beides Mitglieder einer königlichen Familie.“

„Zweiten oder dritten Grades. Meine Urgroßmutter war eine Cousine des Vaters von Kaiser Bao Dai. Unsere Familie war nie reich, gehörte aber zum Hof und lebte und arbeitete im Palast. Als Bao Dai nach Frankreich fliehen musste, hat fast die gesamte Familie das Land mit ihm verlassen. Zu dieser Zeit war meine Tante mit Hercule verheiratet. Sie starb, als Linh zur Welt kam. Weil Hercule in Algerien stationiert war, wohnte Linh bei uns. Wir wuchsen zusammen in Paris auf. Sie war für mich wie eine große Schwester, und ich habe sie sehr bewundert. Ich sage Ihnen das, weil Sie wissen

sollten, dass ich sie, genau wie Hercule, unbedingt finden wollte.“

„Sie muss um einiges älter gewesen sein als Sie“, bemerkte Bruno.

„Elf Jahre, ja, sie war meine Babysitterin.“ Bao Le holte ein Notizbuch aus der Jackentasche und zog ein postkartengroßes Schwarzweißfoto daraus hervor, auf dem ein hübsches Mädchen mit asiatischem Einschlag und schulterlangen gewellten Haaren zu sehen war. Er reichte es Bruno. „Das trage ich immer bei mir. Gewissermaßen hat sie mich aufgezogen. Sie sprach immer vietnamesisch mit mir, brachte mir Lesen, Schwimmen und Fahrradfahren bei. Aber Ende der Sechziger war es damit vorbei. In Vietnam herrschte ein blutiger Krieg, und während der Vietnam-Konferenz in Paris kam es zu sogenannten Friedensgesprächen. Vielleicht erinnern Sie sich: Kissinger und Le Duc Tho wurde der Friedensnobelpreis zuerkannt. Le Duc Tho hatte immerhin so viel Anstand, den Preis abzulehnen.“

„Ich habe darüber gelesen“, sagte Bruno.

„Wie man sich denken kann, war die gesamte Exilgemeinde von Paris schrecklich aufgebracht wegen des Krieges in der Heimat, vor allem Linh“, erklärte Bao Le. „Wir waren zwar alle Patrioten, lehnten aber das Regime in Saigon ab und waren entsetzt über die Art, wie Amerika diesen Krieg führte. Wir verabscheuten auch die Kommunisten in Hanoi. Nur Linh war anderer Meinung. Sie schlug sich auf die Seite der Vietkong, nicht, weil sie Kommunistin war, sondern weil sie glaubte, mit dieser Haltung den einzig praktischen Beitrag als Patriotin leisten zu können.“

„Rückblickend hatte sie damit gar nicht so falsch gelegen“, meinte Tran. „Wäre ich in diese Zeit geboren worden, hätte ich mich wahrscheinlich ähnlich entschieden.“

Bao Le musterte Tran mit nachdenklichem Blick. „Wer weiß?“, sagte er. „Die Geschichte lässt sich Zeit mit der Frage, was richtig war und was nicht. Wir müssen uns entscheiden, wenn sie gestellt wird. Und Linh war noch sehr jung.“

„Wann ist sie von zu Hause ausgerissen?“, wollte Bruno wissen.

„Als sie achtzehn war und einen Pass beantragen konnte; das war 1974. Sie ist über Warschau nach Hanoi geflogen, um sich als Freiwillige zum Kriegsdienst zu melden. Von der Botschaft in Paris hatte sie ein Visum. Als sie ankam, wusste man nichts mit ihr anzufangen. Sie war ja eine entfernte Verwandte des Kaisers und zur Hälfte Französin mit französischem Pass. Sie wurde dann zur Krankenschwester ausgebildet, und aus Briefen wissen wir, dass sie ein Jahr später einer kämpfenden Einheit zugeteilt wurde, die Saigon eroberte. Diese Einheit wurde später nach Laos und Kambodscha geschickt. Sie war eine ausgesprochene Kritikerin dieser vergessenen kleinen Kriege, geriet deshalb in Schwierigkeiten und wurde in ein Umerziehungslager gesteckt.“

„Konzentrationslager wäre wohl der zutreffendere Ausdruck“, bemerkte Tran.

„Ja, es muss schrecklich gewesen sein. Jedenfalls haben Freunde von uns zwei Personen ausfindig gemacht, die sie aus diesem Lager kannten - eine Mitgefangene, die uns mitteilte, dass Linh von Aufsehern vergewaltigt worden sei und noch im Lager ein Kind zur Welt gebracht habe, was aber von der anderen Person, einem Arzt, abgestritten wurde. Er war ebenfalls in Haft gewesen, hatte aber dort auf der Krankenstation gearbeitet und behauptete, dass er von einem solchen Kind gewusst hätte. Anfang 1979 wurde sie entlassen, in die Armee zurückbeordert und ein Jahr später getötet, als die

Chinesen in den Grenzkonflikt eingegriffen haben. Mehr war nicht zu erfahren.“

„Eine tragische Geschichte“, sagte Bruno. Ihm fehlten die Worte. „Ein Alptraum für Hercule. Und auch für Sie.“

„Bleibt die Frage, ob sie nun ein Kind hatte oder nicht.“

Neugeborene wurden von den Eltern getrennt und umbenannt - sie bekamen verrückte Revolutionsnamen. Auf diese Weise versuchten die Kommunisten, die Geschichte auszulöschen. Aus Unterlagen geht hervor, dass in dem besagten Lager über zwölftausend Kinder zur Welt gekommen sind. Viele von ihnen haben inzwischen ihren Namen wieder geändert, was man ihnen nicht verdenken kann. Hätte ich >Oktoberrevolution< oder patriotische Rache< geheißen, würde ich mir auch einen anderen Namen zugelegt haben. Uns bleibt nichts anderes übrig, als so viele dieser Kinder wie möglich ausfindig zu machen und zu einem DNA-Test zu überreden.“

„In wie vielen Fällen ist Ihnen das bislang gelungen?“, fragte Bruno.

„Es sind inzwischen knapp über dreihundert.“

„Mit den Genen seines Großvaters wird das Kind doch vielleicht auffallen“, sagte Bruno.

„Können Sie sich vorstellen, wie viele vietnamesische Waisenkinder aus dieser Zeit amerikanische Väter haben? Zehntausende haben einen westlichen Einschlag.“

Bruno ließ sich in einen Sessel fallen. Die Enttäuschung raubte ihm den Rest der nach der vergangenen Nacht noch übrig gebliebenen Energie. „Könnte ich irgendetwas tun?“

„Wir geben nicht auf und setzen Anzeigen in vietnamesische Zeitungen. Das machen viele Familien so, die Angehörige suchen. Es gibt inzwischen etliche Suchdienste und Privatdetektive, die sie darin unterstützen.“ Bao Le schaute auf die Uhr. „Sie sprachen davon, einen Zug erwischen zu müssen. Ich habe draußen einen Wagen mit Chauffeur stehen und könnte Sie zum Bahnhof bringen.“

Chapter 23

Nicco, Brunos Amtskollege in Sainte Alvere, erwartete ihn am Bahnhof Le Buisson. Er war verärgert. „Haben Sie Ihr Telefon verloren?“, fragte er. „Ich habe versucht Sie zu erreichen.“

Unwillkürlich griff Bruno zum leeren Futteral am Gürtel und erinnerte sich, dass der Brigadier sein Handy hatte. Er hatte im Zug vor sich hin gedöst und von der Strecke kaum etwas mitbekommen, einer Fahrt, die für Weinliebhaber einer Pilgerreise gleichkommt, da sie an Saint Emilion, Sainte Foy la Grande vorbei und durch die Weinfelder von Castillon und Pomerol führt. Für Bruno war der vertraute Anblick endloser Reihen von Rebstöcken Heimat, die er in sich fühlte, auch wenn er sie nicht vor Augen sah. Und die waren ihm im Zug vor lauter Müdigkeit zugefallen.

„Tut mir leid“, sagte er. „Ich musste mein Handy abgeben und bekomme ein neues, das nicht abgehört werden kann. Es hat deswegen Schwierigkeiten gegeben.“

„Auch Florence vom Trüffelmarkt hat ständig versucht, Sie zu erreichen. Gute Nachrichten, sagt sie. Es geht um irgendein Kassenbuch.“

„Wie gut kennen Sie Didier, Nicco?“

„Den Marktmanager? Gut genug. Ich kann nicht behaupten, dass ich ihn sonderlich mag.“

Steckt er vielleicht hinter diesen Betrügereien?“

„Das Kassenbuch könnte uns Aufschluss geben. Es war bislang nicht aufzutreiben.“

„Ein hausgemachter Schwindel also. Wen wundert's? Mir sind ein paar Beschwerden zu Ohren gekommen, es schien aber nichts Gravierendes zu sein. Wie groß ist der Schaden?“

„Das lässt sich erst abschätzen, wenn wir alle Bücher geprüft haben. Es scheint allerdings um erhebliche Beträge zu gehen.“

„Wird Anklage erhoben?“

„Das entscheidet Ihr Bürgermeister.“ Bruno wollte sich auf dieses Thema nicht näher einlassen. „Wann hat Florence angerufen?“

„Mich? Mehrere Male. Sie wollte wissen, wie Sie zu erreichen sind. Wenn ich richtig verstanden habe, werden Sie sich heute auf dem Kinderfest treffen. Wenn Sie Florence schon früher sprechen wollen, könnte ich Sie zu ihr bringen.“

„Das wäre nett. Ich weiß nämlich nicht, wo sie wohnt.“

„In einem kleinen Apartment über dem Friseurgeschäft, viel zu beengt mit den Kindern. Aber sie sagt, dass sie nach Saint-Denis umzieht.“

„Ja, sie wird dort demnächst im *College* unterrichten.“

„Schon mal was von dem Sportfest in unserem Kindergarten gehört? Zuerst laufen die Knirpse um die Wette, dann die Mütter. Florence war diesmal mit Abstand die Schnellste.“

In seinem Landrover folgte Bruno dem Polizeichef von Sainte Alvere zu einem kleinen Friseurladen, wo sich die Bewohner der Sozialbausiedlung am Rand der Stadt die Haare schneiden ließen. Nicco winkte zum Abschied und fuhr weiter. Bruno drückte auf die Klingel zur Wohnung im Obergeschoss. Gleich darauf hörte er Schritte auf der Treppe.

„Bruno!“, rief Florence überrascht, als sie die Tür öffnete. Sie strich sich die Haare aus der Stirn und zupfte an ihrer Schürze, strahlte und wirkte ganz gelöst, irgendwie... Er suchte nach dem passenden Wort. Hübscher wäre zu viel gesagt, aber sie wirkte plötzlich viel anziehender auf ihn. „Mit Ihrem Besuch habe ich nicht gerechnet.“

„Nicco hat mich vom Bahnhof abgeholt und mir gesagt, dass Sie mich sprechen wollen, wegen des Kassenbuches. Aber wenn's Ihnen gerade nicht passt...“

„Ich wollte mit den Kindern spazieren gehen.“ Sie zeigte auf einen zusammengeklappten Kinderwagen für Zwillinge, der das enge Treppenhaus fast zustellte.

„Dann würde ich Sie gern begleiten“, sagte er. „Sie holen die Kinder runter, und ich mache den Wagen klar.“ Sie lächelte und lief nach oben, während Bruno den Kinderwagen nach draußen brachte und auseinanderklappte.

In weniger als fünf Minuten war sie zur Stelle, umgezogen und frisch frisiert. Die Kinder trugen Mäntel, Handschuhe und Wollmützen.

„Dora und Daniel“, sagte Florence. „Eigentlich Dorothee, aber ich nenne sie Dora.“

Bruno ging vor den Kindern die Hocke, grüßte sie mit freundlichem Lachen, hob sie in den Wagen und gurtete sie fest. Sie waren gepflegt, munter und wirkten kerngesund.

„Ja, ich habe das Kassenbuch gefunden“, sagte sie, als er sich aufrichtete. „Ich weiß, wie Didier tickt. Er ist immer auf der Hut, und wenn was schief läuft, weist er jede Schuld weit von sich. Dass das Buch einfach so verschwindet, konnte ich nicht glauben.“

„Sie meinen, er hat es absichtlich irgendwo abgelegt, wo es niemand finden kann.“

„Genau“, erwiderte sie. Wie selbstverständlich schob Bruno den Kinderwagen. Florence ging mit zügigen Schritten neben ihm her und erklärte. Anstatt in Didiers Büro zu suchen, war sie unter dem Vorwand in den Keller gegangen, ein paar Zahlen in den Unterlagen vom Vorjahr überprüfen zu wollen. Schon in dem dritten Karton, der von ihr geöffnet worden war und Belege für die Wohnungssteuer enthielt, hatte sie das Buch mit dem roten Einband und dem schwarzen Rücken gefunden. Jetzt steckte es in der Tasche am Kinderwagen, und Florence zog es für Bruno hervor.

„Ich schätze, Sie werden die Einträge darin mit den gesammelten Quittungen vergleichen müssen“, fügte sie hinzu. „Mir ist aufgefallen, dass Sie den Karton, in dem diese Quittungen aufbewahrt werden, versiegelt haben. Ich konnte also nicht selbst nachsehen, habe aber anhand meiner eigenen Aufzeichnungen ein paar Rechnungen angestellt. Zwei Dinge sind mir dabei ins Auge gesprungen. Erstens, dass die gezahlten Preise bei der Auktion nach Verkaufsschluss immer deutlich unter dem Marktwert lagen.“

„Was auf Absprachen hindeutet“, sagte Bruno. Florence schien nicht zu verstehen. „Die Bieter haben offenbar verabredet, sich nicht gegenseitig zu überbieten. Das kann auf Dauer aber nur dann funktionieren, wenn der Auktionator, in unserem Fall also Didier, mitspielt und zu den niedrigen Preisen verkauft, anstatt die Ware auf Lager zu halten. Und was ist Ihnen als Zweites aufgefallen?“

„Der Hauptaufkäufer war fast immer jemand mit dem Namen Pons. Er hat jedes Mal in bar bezahlt, und zwar einen Betrag, der noch unter den anderen Geboten lag.“

„Stehen Initialen vor dem Namen? Es gibt einen Boniface und einen Guillaume Pons.“ Florence schüttelte den Kopf. Bruno erinnerte sich an ein Gespräch mit Hercule, der ihm gesagt hatte, dass Didier früher einmal für Boniface auf einer Trüffelskultur gearbeitet habe, aber dann sei der Versuch eingestellt worden und Pons habe seine Bäume an Holzhändler verkauft. Pons musste sich also im Trüffelhandel auskennen. Möglich, dass sein Name ohne sein Wissen vorgeschoben worden war. Wie auch immer, Florence hatte da offenbar einen Schwindel aufgedeckt, der schwerer wog als falsch deklarierte billige Trüffeln aus China.

„Sie haben mir eine Menge Arbeit abgenommen.“ Bruno lächelte sie an und fand im Unterschied zu seinem ersten Eindruck, dass ihre graublauen Augen sehr viel weniger kühl schienen.

„Passen Sie auf!“, sagte sie und ergriff seinen Arm. Er steuerte mit dem Kinderwagen geradewegs auf einen Laternenmast zu.

„Oh, tut mir leid, ich bin an so was nicht gewöhnt.“

„Passiert mir auch, wenn ich in Gedanken bin.“ Sie warf einen Blick auf ihre Kinder. „Meistens warnen sie mich, wenn's brenzlig wird.“

„So, ich muss jetzt los, ins Rathaus, um Zahlen zu vergleichen“, sagte Bruno. „Wir sehen uns doch auf dem Kinderfest, oder?“

Sie schaute zu Boden. „Ich fürchte, wir können nicht kommen. Die andere Mutter, die mich immer mitnimmt, ist nach Perigueux zum Einkaufen gefahren, und ich habe kein Auto.“

„Meins steht vor Ihrem Haus. Wenn ich im Rathaus fertig bin, hole ich Sie ab, und dann fahren wir nach Saint-Denis, einverstanden?“ Was muss das für ein Leben sein, dachte

Bruno, in einer ländlichen Kleinstadt ausgesetzt, knapp bei Kasse, ohne fahrbaren Untersatz, und der Supermarkt liegt am anderen Ende der Ortschaft.

„Ich kann Sie auch wieder zurückbringen. Sie müssten sich allerdings ein bisschen gedulden, bis ich aus dem Kostüm raus bin und mich umgezogen habe. Kinder sollten doch noch eine Weile an den Weihnachtsmann glauben dürfen.“

Mit dem Kassenbuch und Florence' Hinweis, worauf zu achten sei, stellte Bruno eine Liste der Preise zusammen, die vormittags auf dem Markt gezahlt worden waren, und verglich sie mit den Erlösen der Auktion, die wahrhaftig deutlich geringer ausfielen. Florence hatte recht. Ein Name tauchte immer wieder auf. Pons schien bei allen Auktionen zum Zuge gekommen zu sein. Aus dem Kassenbuch ging jedoch nicht eindeutig hervor, ob es sich dabei um Vater oder Sohn handelte. Bruno blätterte zurück und stellte fest, dass auch im Vorjahr ein Käufer namens Pons die besten Schnäppchen gemacht hatte. Bill war zu der Zeit noch im Ausland gewesen, also kam nur Boniface in Frage. Bruno addierte die Beträge und stieß einen verwunderten Pfiff aus. An manchen Tagen hatte Pons mehr für Trüffeln ausgegeben, als Bruno in einem Monat verdiente.

Er widmete sich wieder den krakeligen Einträgen im Kassenbuch und fand bestätigt, dass Pons nicht nur der größte Einkäufer bei den Auktionen war, sondern auch, wie Florence festgestellt hatte, stets weniger für seine Lose bezahlte als andere Bieter für vergleichbare Mengen, und selbst die mussten nur etwa zwei Drittel der Summen berappen, die in Paris oder auf anderen Märkten verlangt wurden. Damit hatten sie eine Lizenz zum Gelddrucken, garantierte Profite. War es möglich, dass Pons wegen der großen Mengen, die er kaufte, ein Preisnachlass gewährt wurde?

Bruno studierte die Zahlen weiter. Ja, Pons bekam ständig Rabatt und bezahlte immer in bar. Außerdem schien er an fast jeder Auktion teilgenommen zu haben. Bruno konnte es selbst kaum glauben. Wie sollte er all das auch beweisen? Plötzlich fiel ihm etwas ein. Er schlug sein Notizbuch auf und blätterte die Seiten zurück, die er im Januar beschrieben hatte, als er mit Pons, dem Baron und anderen Mitgliedern des Rugbyclubs für drei Tage nach Marseille gefahren war, um die heimische Mannschaft bei einem Turnier anzufeuern. Pons war also Hunderte von Kilometern entfernt gewesen, als man ihn als Käufer überaus günstiger und in bar bezahlter Trüffeln ins Kassenbuch eingetragen hatte.

Wenn nicht Pons persönlich, so hatte ein anderer, vermutlich Didier, in seinem Namen zugeschlagen und im Vorjahr nicht weniger als eine halbe Million Euro für Trüffeln in einer Gesamtmenge von mehreren hundert Kilo ausgegeben. Wer hatte so viel Bares in der Tasche, Zehntausende von Euros Woche für Woche? Bruno tippte auf Geldwäsche und spürte immer deutlicher, dass er einer Sache auf der Spur war, die mehrere Schuhnummern zu groß und zu komplex für ihn war. Er musste Jean-Jacques anrufen und ihn bitten, Spezialisten des Betrugsdezernats kommen zu lassen. Die nationalen Steuerbehörden würden sich bestimmt auch dafür interessieren.

Als Bruno seine Aufzeichnungen und das Kassenbuch eingesammelt hatte und nach oben ging, um Fotokopien zu machen, kam ihm der Gedanke, dass Pons' Wahlchancen schwinden würden, falls gegen ihn oder seinen Vater Ermittlungen eingeleitet würden. Die für ihn verlorenen Wählerstimmen kämen wieder Gerard Mangin zugute, dem alten

Bürgermeister und Arbeitgeber von Bruno, der in ihm inzwischen eine Art Vaterersatz sah. Während Bruno Seite um Seite des Kassenbuches und der Rechnungslisten kopierte, dachte er über die politischen Folgen nach. Es würde bei der Wahl ein Kopf-an-Kopf-Rennen geben zwischen dem amtierenden Bürgermeister und Bill Pons, dem Kandidaten der rot-grünen Koalition. Es ging gar nicht um einen ödipalen Konflikt zwischen Vater und Sohn, der die Kameras der nationalen Fernsehsender anlocken und damit die Idylle der Lokalpolitik stören würde.

Mit den Kopien der Listen und dem Kassenbuch in der Aktentasche ging Bruno ins Büro des Bürgermeisters. Er begrüßte die Sekretärin, lehnte dankend ab, als sie ihm eine Tasse Kaffee anbot, und trat auf die Tür zu, hinter der ein Bürgermeister bei der Arbeit saß, der zwar einer anderen Stadt vorstand, möglicherweise aber über das Schicksal von Saint-Denis mitentscheiden würde. Bruno versuchte sich zu sammeln, warf noch einmal einen Blick auf seine Notizen und Alains Geständnis und dachte darüber nach, wie er diesen zweifachen Betrug erklären sollte. Als Erstes würde er nachweisen, dass an den Verpackungen herumgepfuscht worden war, was der Digitalzähler belegte, und dann auf die Auktionsabsprachen und Pons' Manipulationen eingehen. Absurd, dachte Bruno, dass er im Anschluss an dieses Gespräch in die Rolle des Weihnachtsmanns würde schlüpfen müssen. Er klopfte an, öffnete die Tür und begrüßte einen Mann, der nicht älter war als er selbst, die Geschicke von Sainte Alvere lenkte und sich zweifellos Hoffnungen darauf machte, in der Politik noch ein gutes Stück weiter voranzukommen.

Nachdem sie sich die Hand gegeben und ein paar Höflichkeiten ausgetauscht hatten, kam Bruno zur Sache. „*Monsieur le Maire*“, hob er an. „Ich komme mit schlechten Nachrichten. Man hat Sie betrogen. Auf Ihrem Markt wurden die Trüffeln umverpackt und falsch ausgewiesen. Daher rühren die Beschwerden, die Ihnen vorgetragen wurden. Verantwortlich ist Ihr Marktmanager Didier.“

Der Bürgermeister stand auf und ballte die Fäuste. Er trug einen schwarzen Rollkragenpullover und schwarze Jeans. Bruno erinnerte sich, ihn vor ein paar Jahren im Stadion gesehen zu haben, als er für seine Stadt Rugby gespielt und eine gute Figur dabei abgegeben hatte. Dass er übermäßig rauchte, sah man ihm nicht an. „Didier?“, fragte der Bürgermeister. „Sind Sie sicher?“

„Ich habe hier die schriftliche Aussage eines der Marktangestellten, der zugegeben hat, die versiegelten Verpackungen geöffnet zu haben.“ Bruno legte Alains Erklärung auf den Schreibtisch. „Er hat sich mir aus freien Stücken offenbart. Ich finde, wir sollten ihm gerichtliche Schritte ersparen. Als auskunftsbereiter Zeuge ist er uns nützlicher.“

„Didier, was für ein verdammter Narr!“, murmelte der Bürgermeister, als er Alains Erklärung las. Er zupfte eine Disque Bleu aus der Zigarettenschachtel. Bruno dachte daran, dass in allen Rathäusern Frankreichs *Defense de fu*-Schilder aufgehängt waren. Darüber konnte sich ein Bürgermeister natürlich hinwegsetzen.

Bruno machte darauf aufmerksam, dass die Stadt Monat für Monat um Zehntausende Euro betrogen wurde. „Auf diesen Sonderauktionen kommen immer mehr hochwertige Trüffeln unter den Hammer, ohne dass die Stadt davon profitiert. Nach meinen Berechnungen hätten Sie jetzt mindestens eine halbe Million Euro mehr im Stadtsäckel, wenn die Ware zu angemessenen Preisen verkauft worden wäre.“

„*Merde*“, knurrte der Bürgermeister und stieß einen Schwall Rauch aus. „Das könnte mich den Wahlsieg kosten. Wer außer Ihnen weiß noch davon?“

Bruno beschloss, diese Frage zu überhören. Wer so etwas wissen wollte, dachte an Vertuschung. „Auf diesen Auktionen wird offenbar auch Geld gewaschen. Aus den Unterlagen geht hervor, dass es von Boniface Pons kommt. Er war jedoch, wie ich belegen kann, in einigen Fällen gar nicht vor Ort, konnte also selbst auch nicht mitgeboten haben. Sie wissen bestimmt, dass sich Pons an Trüffelpulturen versucht hat, die von Didier gemanagt wurden.“

Der Bürgermeister nickte. Bruno bemerkte, dass sich auf dessen gesunde Gesichtsfarbe ein grauer Schatten gelegt hatte.

„Da Pons immer in bar zahlt, sind Ihren Rechnungsprüfern wahrscheinlich manche Zahlungen durch die Lappen gegangen. Sie sollten bei der *Police Nationale* Anzeige erstatten. Ich werde nämlich in jedem Fall Meldung machen.“

„Eine halbe Million Euro“, stöhnte der Bürgermeister und ließ sich in seinen Sessel zurückfallen.

Chapter 24

Es überraschte Bruno, alle drei Bürgermeisterkandidaten um den Weihnachtsbaum im Speisesaal des Seniorenheims versammelt zu sehen. Mathilde, die vollbusige ehemalige Krankenschwester, jetzt Heimleiterin, bemühte sich um Konversation, während ein paar ältere Damen Leckereien auf Tablets aus der Küche brachten. Sie hatten anscheinend schon die ganze Woche am Backofen verbracht und sich mit der Zubereitung von *sacristains* und *madeleines*, *Tartes aux noix* und *galets* gegenseitig zu übertreffen versucht. Auf den Tischen standen Schalen mit *crudites*, Mandarinen- und Apfelstückchen, und Reihen von Plastikgläsern, gefüllt mit Orangensaft und Milch. Man hatte alles aufgefahren, womit sich die Knirpse gern verwöhnen lassen, nicht zuletzt auch der Große mit roter Kutte und dem falschen weißen Bart, dachte Bruno.

„Ach, der Weihnachtsmann ist da“, sagte Mathilde. „Sie sehen großartig aus, Bruno. Sie sind es doch, oder?“

„Ho-ho-ho, allerdings“, antwortete er und gab ihr einen Kuss auf die gepuderten Wangen. Den drei Männern schüttelte er die Hand. Pons senior verzog das Gesicht, noch immer sichtlich verärgert darüber, dass Bruno ihm ein Glas Wein hinter den Hosenbund gekippt hatte.

„Schön, dass alle Parteien auf diese Weise zusammenfinden und die Politik außen vor lassen“, sagte Bill mit heiterer Miene, die man ihm aber nicht abnahm. Er wirkte abgespannt und angestrengt. Er stand zwischen dem Bürgermeister und seinem Vater, die sich kaum eines Blickes würdigten. „Schließlich sind wir wegen der Kinder hier.“

„Ja, hier, weit weg von ungesicherten Jauchegruben, und das ist gut so“, bemerkte der Bürgermeister grantig.

Bill wollte etwas entgegnen, doch der Bürgermeister ließ ihn gar nicht erst zu Wort kommen.

„Bruno, wir können uns bei Boniface für eine großzügige Spende bedanken, tausend

Euro zugunsten der Kinder. Während Sie in Bordeaux waren, haben wir die Spielzeugabteilung im Supermarkt leer gekauft, und Mathildes reizende Damen waren den ganzen Tag damit beschäftigt, die Geschenke zu verpacken. - Wie ist es übrigens in Bordeaux gelaufen?“

„Darüber werde ich Ihnen morgen ausführlich berichten“, antwortete Bruno und nestelte an seinem Bart, der nicht richtig fest saß. An Bordeaux erinnert zu werden gefiel ihm nicht, denn er musste unwillkürlich an Isabelle denken und daran, dass noch in dieser Nacht die Razzia bei Arcachon stattfinden sollte. Unwillkürlich fühlte er sich in seine eigene Militärzeit zurückversetzt, in die bangen Stunden vor einer gefährlichen Operation, wenn ihm vor lauter Nervosität und Anspannung schlecht geworden war. Und dann erinnerte er sich daran, von einem Heckenschützen angeschossen worden zu sein und blutend im Schnee gelegen zu haben. Hoffentlich, so dachte er nun, hielt sich Isabelle hinter den *Füsiliers Marius* zurück, wie sie es ihm versprochen hatte.

Er wandte sich dem jungen Pons zu. „Bill, könnten Sie mir mal helfen? Ich habe Probleme mit der Bartschlaufe. Sie scheint sich im Kragen verfangen zu haben.“ Als Pons Hand anlegte, stieg Bruno dessen Rasierwasser in die Nase. „Wo sind die Nichten Ihres Küchenchefs?“, fragte er. „Das Fest ist für alle Kinder.“

„Es geht ihnen nicht gut“, antwortete Pons. „Sie sind erkältet. Außerdem sprechen sie nur Chinesisch.“

„Kinder lernen schnell. Im Sommer könnten die Mädchen schon zweisprachig sein. Die Aufforderung zur Einschulung müsste doch längst angekommen sein.“

„Daraus wird nichts. Nach Weihnachten kehren sie zu ihren Eltern zurück.“ Bill rückte den Bart zurecht und trat einen Schritt zurück. „So, jetzt hält er.“

Zu den Eltern nach China? Bruno hatte irgendwo gelesen, dass Familien in China nur ein Kind haben durften. In der Eingangshalle jenseits der Doppeltür wurden in diesem Augenblick aufgeregte Kinderstimmen laut. Mathilde schaute auf die Uhr, warf einen Blick auf die Tische und verdrehte die Augen.

„Machen Sie sich auf was gefasst, *Messieurs*“, sagte sie und ging zur Tür. „Die Barbaren sind im Anmarsch.“

Als die beiden Türflügel aufgingen, stieg der Lärmpegel auf das Doppelte. Ein Schwärm kreischender Kinder stürmte herbei und machte sich über die Speisen her. Ihnen folgten nervöse Mütter.

„Ruhe!“, brüllte Bruno aus vollem Hals, und es wurde schlagartig still. „Ho-ho-ho, grüßt man so den Weihnachtsmann?“, fragte er, die Stimme von Kasernenhof- fast auf Zimmerlautstärke gesenkt. „Jetzt müssen wir erst mal ein bisschen Ordnung schaffen, damit ich jedem von euch die Hand geben kann.“ Er schickte alle, die sechs Jahre oder älter waren, auf die rechte Seite des Saales, die Jüngeren auf die linke. Die Mütter, von denen manche Kleinkinder im Arm hielten, bat er, an den Tischen Platz zu nehmen.

Aus den Augenwinkeln sah er plötzlich eine weitere Gestalt durch die Tür huschen. Pamela. Sie zog ihren Mantel aus, steuerte geradewegs auf Bill zu und reckte den Hals, um sich auf die Wangen küssen zu lassen. Dafür hatte Bruno jetzt keine Zeit.

„Alain, Regine, Mireille, Simon, Dominique, Jean-Louis und Colette - kommt bitte zu mir“, rief er. Er kannte sie vom Tennisunterricht und forderte sie auf, alle Kinder, die nicht älter

als fünf waren, in Vierergruppen aufzuteilen und zu den Tischen zu führen.

„Jeder bekommt ein Sandwich und darf sich ein Stück Kuchen aussuchen. Jeder nur eins, keiner soll leer ausgehen. So, und jetzt ab mit euch!“

„Das ist doch Bruno“, hörte er Simon flüstern, als sich die Kinder auf den Weg machten. „Ho-ho-ho“, rief er ihnen nach.

Er ging auf die Mütter zu und sagte: „*Mesdames*, wenn Sie bitte auch darauf achten könnten, dass die Kleinen den anderen noch was übriglassen und nicht außer Rand und Band geraten.“

Danach wandte er sich an die Übersechsjährigen, die es vor Ungeduld kaum mehr auf der Stelle hielt, und forderte sie auf, zur Stereoanlage zu gehen und auszusuchen, welche Weihnachtsmusik gespielt werden sollte. Er winkte Bill zu sich und bat ihn, den Kindern bei der Musikauswahl zu helfen. Dessen Vater schien verschwunden zu sein. Der Bürgermeister begrüßte einzeln und mit Küsschen jede der älteren Damen, die voll Stolz und Freude zusahen, wie ihr Gebäck verputzt wurde.

„Wo sind die Geschenke, und wann ist Bescherung?“, fragte er Mathilde.

„Ich glaube, Monsieur Pons will sie selbst verteilen“, antwortete sie. „Das hat er jedenfalls gesagt.“

„Na schön“, meinte Bruno. „Solange er sich nicht auch als *Pere Noel* verkleidet. Für die Kinder wär's ein bisschen verwirrend, wenn sie zwei davon sähen.“

„In der Tat“, erwiderte sie. „Ich gehe nachsehen, was der alte Mann vorhat.“

Bill hatte den CD-Spieler angestellt. Bruno hörte die Klänge von „Stille Nacht“, die aber im Lärm der Kinder fast untergingen. Er schmetterte noch ein paar Ho-ho-hos durch den Saal und fand, dass es auch für ihn an der Zeit war, das eine oder andere Sandwich zu essen. Auf dem Weg zum Büfett wuschelte er Haarschöpfe und hob Krabbelkinder in die Höhe, um ihnen ein Weihnachtsmannküsschen zu geben, wovor aber eins der Kinder so zurückschreckte, dass es zu plärren anfang. Schnell gab er es seiner kichernden Mutter zurück und ging weiter.

„Ich glaube, die beiden hier hätten gern ein Küsschen vom *Pere Noel*“, sagte Florence und zeigte auf ihre Kinder, die mit vollen Backen und kakaoverschmierten Lippen verlegen zu ihm aufblickten.

„Frohe Weihnachten, Dora, und dir auch, Daniel“, grüßte er und nahm das Mädchen auf den einen, den Jungen auf den anderen Arm. Er bekam von beiden einen herzhaften *bisou*, beugte sich vor und gab der Mutter auf beide Wangen einen Kuss.

„Frohe Weihnachten, *Pere Noel*, und danke für alles. Oh, Sie haben ja Kakao im Gesicht.“ Florence zog ein Taschentuch aus dem Ärmel, befeuchtete es an den Lippen und putzte ihm die Wange. Er war sicher, dass Pamela zuschaute, und spürte, wie er rot wurde.

„Ho-ho-ho, danke, Florence. Jetzt muss ich mich beeilen, sonst ist das Büfett gleich abgeessen und ich gehe leer aus.“

Er verdrückte ein Sandwich mit Schinken und Käse, eine *madeleine* und einen *galet* und spülte gerade mit einem Glas Orangensaft nach, als der Bürgermeister mit besorgter Miene und einem Handy am Ohr auf ihn zukam.

„Ich habe hier Nicco aus Sainte Alvere am Apparat“, sagte er. „Es ist etwas Schlimmes

passiert, und er bittet Sie, sofort zu kommen.“

Bruno ließ sich das Handy geben, konnte aber kein Wort verstehen, weil ihm Haare und Kapuze im Weg waren. Er eilte in Richtung Küche und löste die Bartschlaufe vom Ohr.

„Es ist Bruno, es ist Bruno“, rief eins der älteren Kinder, während Bruno zu verstehen versuchte, was Nicco ihm zu sagen hatte. „Didier... er ist tot“, stammelte der. „Er hat sich erschossen.“

Plötzlich ging die Küchentür auf, und ein zweiter Weihnachtsmann trat ihm entgegen, begleitet von zwei Feen, die prall gefüllte Säcke trugen. Und dann stand plötzlich Pamela neben ihm. Sie kochte vor Wut.

„Ich will hier keine Szene machen, aber lass dir gesagt sein: Du bist ein Mistkerl.“

Er starrte sie verblüfft an, als eine der Feen vorbeidrängte und ihm mit dem Sack voller Geschenke das Telefon aus der Hand schlug. Er bückte sich, um es aufzuheben, und bemerkte, dass es hinter ihm plötzlich still geworden war. Als zweiter Weihnachtsmann verkleidet, schritt Pons majestätisch in den Saal.

„Dominique war gestern in Bordeaux, um ihre Weihnachtseinkäufe zu erledigen, und stell dir vor, wen sie da gesehen hat: dich und Isabelle, in deinem Hotel“, blaffte Pamela. „Na dann, viel Glück mit deiner Polizistin. Mir langt's, ich -“

Er packte Pamela beim Arm und führte sie in die Küche, ehe sie ihre Schimpfkanonade vor Publikum fortsetzen konnte.

„Jetzt halt mal die Luft an“, sagte er, als sie allein waren. „Erstens wird mir hier gerade am Telefon mitgeteilt, dass sich jemand erschossen hat. Ich muss jetzt nach Sainte Alvere. Und zweitens, ja, ich war in Bordeaux und habe mich mit Isabelle getroffen, weil wir an einem Fall zusammenarbeiten. Wir haben in getrennten Zimmern übernachtet.“

„Wer's glaubt, wird selig. Dominique hat euch zusammen in der Bar gesehen.“

„Na und? Wie gesagt, ich habe allein geschlafen. - Verzeih, dass ich grob war und dich hier hereingezerrt habe. Aber mir blieb nichts anderes übrig. Ich wollte nicht, dass Dutzende von Kindern, die noch an den Weihnachtsmann glauben, gleich mit zweien konfrontiert werden. Tut mir leid, aber ich muss jetzt gehen.“

„Nur eins noch“, sagte Pamela. „Ich finde es unmöglich, wie du dich Bill gegenüber verhältst. Seit er sich zur Wahl gestellt hat, wirfst du ihm Knüppel zwischen die Beine.“

Jetzt wurde auch noch sein Restaurant dichtgemacht. Auf deine Veranlassung, stimmt's? Echt mies von dir, Bruno. Das ist unverzeihlich.“

„Dichtgemacht? Wann?“

„Heute Morgen. Vom Gerichtsvollzieher. Eine Sauerei ist das! Er hat sogar den Campingplatz geräumt und die Gäste aufgefordert abzureisen. Zur Begründung wird irgendeine Trinkwasserverordnung ins Feld geführt. Ich wette, du steckst dahinter, du und dein verfluchter Bürgermeister. Ihr tut doch alles, um die nächste Wahl zu gewinnen und an der Macht zu bleiben.“

„Der verfluchte Bürgermeister hat damit nichts zu tun, Madame“, meldete sich eine Stimme im Hintergrund. Gerard Mangin war in die Küche gekommen. „Ehrenwort, Bruno und ich sind für die Schließung nicht verantwortlich. Ich habe gerade erst davon erfahren.“

Camper zu dieser Jahreszeit?, dachte Bruno, als er sich aus dem Kostüm pellte. Seltsam. Jedenfalls musste er jetzt nach Sainte Alvere. Die alten Damen, die in der Küche

herumwerkelten, waren hingerissen von dem Schauspiel, das sich ihnen bot.

„Sie können mich mal“, schnaubte Pamela. Sie stürmte hinaus und ließ die Küchentür hinter sich ins Schloss knallen.

Der Bürgermeister legte Bruno eine Hand auf die Schulter. „Tut mir leid. Sie wird sich bestimmt wieder beruhigen. Und jetzt verraten Sie mir bitte, was in Sainte Alvere passiert ist.“

„Ich habe Ihnen doch von den Betrugereien auf dem Trüffelmart erzählt“, antwortete Bruno und nahm den Bart ab. An der Spüle spritzte er sich Wasser ins Gesicht und bemerkte, dass er noch die Perücke trug. Er zog sie vom Kopf. „Ich war heute Nachmittag beim Bürgermeister in Sainte Alvere und musste ihm mitteilen, dass der Marktmanager im großen Stil betrogen hat. Ich habe ihm empfohlen, Anzeige bei der *Police Nationale* zu erstatten, und erfahre jetzt, dass sich dieser Manager das Leben genommen hat.“

„Das haben Sie jetzt nicht gehört, *Mesdames*“, sagte der Bürgermeister, an die alten Damen gewandt.

„In einer Stunde wird's ohnehin die ganze Stadt wissen“, entgegnete Bruno und führte den Bürgermeister ins Badezimmer, wo er seine Tasche und den Mantel deponiert hatte. „Sie sollten noch etwas wissen. Es scheint, dass Boniface Pons bis zum Hals in dieser Geschichte mit drinsteckt.“

„Würde mich nicht wundern“, sagte der Bürgermeister. „Mir war er immer schon suspekt, von Anfang an, als er mit einem Haufen Geld aus Algerien kam und das Sägewerk aufbaute. Welchen Verdacht haben Sie gegen ihn?“

„Dass er Geld wäscht, Hunderttausende von Euros, und zu diesem Zweck mit dem Manager diese Sonderauktionen organisiert hat.“

„Wird's zur Anklage kommen?“

„Vielleicht. Mit Sicherheit aber wird er zu dieser Sache vernommen werden und die Steuerfahnder am Hals haben, denen er dann erklären muss, woher das viele Bargeld kommt. Nur, ohne Didiers Aussage kann er sich womöglich wegen mangelnder Beweise herausreden.“

„Wird der Skandal noch vor den Wahlen aufliegen?“

„Jetzt klingen Sie wie der Politiker, über den sich Pamela aufregt“, sagte Bruno.

„Die Politik geht wie das Leben weiter“, entgegnete der Bürgermeister. „Ich dachte, das hätte ich Ihnen schon beigebracht.“

Bruno betrachtete sein Gegenüber mit düsterer Miene. Er empfand Bewunderung und Zuneigung für ihn, spürte aber manchmal auch einen Anflug von Zynismus. „Ja, Sie haben mir so einiges beigebracht“, erwiderte er und ging zur Tür, die nach draußen führte. „Ich muss los.“

„Und ich muss bleiben und mich in aller Öffentlichkeit bei Pons bedanken. Auch das ist Politik.“

In der Tür drehte sich Bruno noch einmal um. „Die neue Lehrerin am *College* - sie heißt Florence - hat zwei Kinder. Ich habe sie von Sainte Alvere abgeholt, kann sie aber jetzt nicht wieder zurückbringen. Würden Sie das für mich übernehmen?“

„Die Blonde, die Ihnen den Kakao von der Backe gewischt hat?“

„Ja.“

„Klar doch, wird gemacht. Wenn sie zu uns zieht, habe ich dann hoffentlich ihre Stimme.“

„Oder auch nicht. Sie unterrichtet Umweltkunde. Ich schätze, sie steht den Grünen nahe.“

„Tu ich doch auch“, sagte der Bürgermeister. „Wenn's sein muss.“

Chapter 25

Didier lag hinter seinem Schreibtisch auf dem Boden, die Beine immer noch mit dem Sessel verhakht. An der Wand dahinter klebten verspritztes Blut und Gewebe, und um den Kopf oder das, was davon übriggeblieben war, hatte sich eine große Blutlache gebildet.

„Sind Sie sicher, dass er es ist?“, fragte der junge *inspecteur* aus Bergerac. Lieutenant war die korrekte Rangbezeichnung, wie sich Bruno erinnerte. Er hieß Jofflin, ließ sich aber mit seinem Vornamen ansprechen - Gustave. „Oder müssen wir erst seine Fingerabdrücke nehmen?“

„Es sind jedenfalls seine Sachen, die der Tote trägt“, sagte der Bürgermeister von Sainte Alvere. Sein Gesicht war kreidebleich. Er hatte wieder eine Disque Bleu im Mund. „Und der Statur nach kommt's auch hin.“

„Sie könnten mal einen Blick auf den Ehering werfen“, schlug Bruno vor. „Vielleicht ist was eingraviert.“

Jofflin beugte sich über die Leiche. „Lässt sich leicht abziehen.“ Er hob den Ring vors Gesicht und suchte blinzelnd die Innenfläche ab. „Didier - Annette. Das dürfte also klar sein.“

„Ist das eine Rolex, die er trägt?“, wollte Bruno wissen. „Die kosten ein Vermögen.“

„Rolex Oyster Perpetual“, antwortete Jofflin. „Schätzungsweise fünftausend Euro. Und auf der Rückseite ist sein Name eingraviert.“

„Von dem Geld gekauft, das eigentlich der Stadt gehört“, sagte der Bürgermeister. „So ein Mistkerl!“

„Hat er keinen Abschiedsbrief hinterlassen?“, fragte Bruno.

Jofflin richtete sich auf und nahm eine Plastikhülle vom Schreibtisch, in der ein Blatt Papier steckte. „Nur das hier.“

Bruno blickte auf drei Wörter. „*Je regrette tout - ich bereue alles.*“ Der Bürgermeister schnaubte.

„Und das hier habe ich im Papierkorb gefunden.“ Jofflin deutete auf die Reste angesengten Papiers, die in einer anderen Asservatentüte steckten. „Ich glaube, das waren Fotos. Vielleicht kann die Kriminaltechnik was damit anfangen. Die Kollegen werden gleich eintreffen.“

„Weiß seine Frau schon Bescheid?“, fragte Bruno.

„Ja“, antwortete der Bürgermeister. „Meine Frau ist bei ihr.“

„Weiß sie auch von den Betrugereien?“ Bruno fühlte sich indirekt schuldig.

„Noch nicht. Sie weiß nur, dass er sich das Leben genommen hat.“

„Der Bürgermeister hat mir Ihre Ermittlungsergebnisse vorgelegt“, sagte Jofflin. „Schießt man sich deshalb in den Kopf?“

„Er hätte ins Gefängnis gemusst“, entgegnete der Bürgermeister. Er wollte gerade seine

Zigarette im Mülleimer ausdrücken, wurde aber von Jofflin daran gehindert, der ihm die Kippe aus der Hand nahm, das Fenster öffnete und sie hinauswarf.

„Wir sind hier an einem Tatort, Monsieur“, sagte der Lieutenant mit höflichem Lächeln. „Sehen Sie sich bitte vor.“ Der macht Nägel mit Köpfen, dachte Bruno.

„Verzeihung“, murmelte der Bürgermeister und steckte sich die nächste Zigarette an. „War dumm von mir. Ja, er wäre eingesperrt worden, und das habe ich ihm unmissverständlich gesagt, als er bei mir war. Ich habe ihn, gleich nachdem Sie, Bruno, gegangen waren, zu mir zitiert und mit dem, was gegen ihn vorliegt, konfrontiert. Nicco war als Zeuge dabei.“

„Ja“, bestätigte Nicco. „Als er Alains Aussage gelesen hat, wurde er ganz kleinlaut. Es musste ja wohl so kommen, sagte er. Klang wie ein Geständnis. Ich habe mir Notizen gemacht. Er meinte dann noch, er habe sehr unter Druck gestanden, und wollte einen Anwalt sprechen. Wir haben ihn gehen lassen. Zehn Minuten später war der Schuss zu hören.“

„Ist doch seltsam, dass er eine Flinte in seinem Büro hatte“, bemerkte Bruno. „Und Munition.“

„Vielleicht lag sie auch im Kofferraum seines Wagens“, entgegnete Nicco. „Das wäre bei uns nicht ungewöhnlich.“

„Haben Sie den Wagen schon durchsucht? Oder den Schreibtisch?“, fragte Bruno. Es läutete an der Tür. Gleichzeitig hörte man einen schweren Wagen draußen vorfahren.

„Das überlassen wir den Kollegen von der Kriminaltechnik. Das werden sie sein“, sagte Jofflin.

Doch es war der Bürgermeister von Saint-Denis, der in der Tür stand, um sein Beileid auszusprechen und ein paar Worte mit Bruno zu wechseln. Hinter ihm stieg ein Team der Kriminaltechnik aus einem Transporter.

„Meine Herren, ich würde Ihre Aussagen gern zu Protokoll nehmen, aber nicht hier“, sagte Jofflin.

„Wir können in mein Büro gehen“, schlug der Bürgermeister vor. Er zerknüllte seine leere Zigarettenspackung und warf einen letzten Blick auf Didiers Leiche. „Da habe ich auch noch was zu rauchen.“

„Ich habe unsere neue Lehrerin und ihre Kinder zu Hause abgesetzt. Auf der Fahrt hierher hat sie mich regelrecht verhört und wollte alles über Sie und Pamela wissen“, sagte Mangin. Er stand im Korridor neben Bruno, der darauf wartete, von Jofflin vernommen zu werden. „Ich hatte nicht einmal Gelegenheit, sie um ihre Stimme zu bitten.“

„Was haben Sie ihr erzählt?“

„Dass Sie an einem gebrochenen Herzen leiden. Frauen hören so was gern. Aber eigentlich bin ich hier, um Ihnen mein Handy zu geben. Jean-Jacques hat angerufen. Er kann Sie nicht erreichen, weil Sie dem Brigadier Ihr Handy geben mussten. Er sagt, meins sei sicher genug, und ich soll Ihnen schon mal ausrichten, dass die Operation heute Nacht losgeht.“

„Danke.“ Bruno nahm das Handy entgegen. „Und was soll das Ganze von wegen gebrochenem Herzen?“

„Wie jeder in der Stadt weiß, waren Sie in Isabelle verliebt, die Sie gedrängt hat, zu ihr nach Paris zu ziehen. Zu unserer großen Erleichterung haben Sie aber darauf bestanden, in Saint-Denis zu bleiben. Und dann kam Pamela, um Sie zu trösten, was aber auf die Dauer nicht gutgehen konnte.“

„Wieso nicht?“, fragte Bruno, neugierig zu erfahren, wie andere sein Liebesleben einschätzten. „Weil sie Engländerin ist?“

„Oh, nein. Das wäre kein Hinderungsgrund, im Gegenteil. Engländerinnen rinden uns Franzosen ja ein bisschen exotisch - auch wenn unsere Frauen anderer Meinung sind. Nein, es ist, weil Pamela, wie man hört, keine Kinder will und sich nicht festlegen möchte, und wer Sie kennt, mein lieber Bruno, weiß, dass Sie sich sehr wohl eigene Kinder wünschen.“

„Und all das haben Sie Florence erzählt?“ Bruno wusste nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte.

„Nun, vielleicht nicht so direkt“, antwortete der Bürgermeister.

„Weil Ihnen also klargeworden ist, dass ihr als Grüne nicht politisch beizukommen ist, haben Sie mit Vertraulichkeiten versucht, ihre Stimme zu gewinnen.“

„Jetzt reden Sie wie Pamela, was nicht heißen soll, dass ich was gegen sie hätte. Ganz und gar nicht. Wenn ich die Wahl gewinne, werde ich sie in den Stadtrat holen, irgendwie, vielleicht als Vertreterin der Migranten.“

Die schwere Eichentür öffnete sich, und Nicco zeigte mit dem Daumen in den Raum dahinter. „Sie sind dran“, sagte er zu Bruno.

„Eine Frage, Nicco. Der für unser Gebiet zuständige Gerichtsvollzieher - ist das immer noch Gabriel Duchot?“

„Ja. Und er wohnt immer noch über seinem Büro in dem alten Haus an der Straße nach Lalinde.“

„Könnten Sie, während ich jetzt meine Aussage mache, für mich herausfinden, ob er es war, der heute Morgen die Schließung der *Auberge des Verts* veranlasst hat?“

„Wenn sie geschlossen wurde, dann wahrscheinlich durch ihn. Aber ich werde nachfragen.“

Eine Viertelstunde später hatte Bruno seine Aussage gemacht. Nicco wartete draußen im Flur auf ihn und bestätigte Brunos Annahme.

Bruno ließ sich Niccos Handy geben und rief den Gerichtsvollzieher an, um ihm eine Frage zu stellen, die ihn seit dem Kinderfest beschäftigte.

„Ich hoffe, ich störe nicht, Gabriel. Es geht um die *Auberge des Verts*, die Sie heute Zwangsschließen mussten. Stimmt es, dass Sie auch die Camper auf dem Campingplatz zur Abreise aufgefordert haben?“

„Von einem Campingplatz kann eigentlich nicht die Rede sein, Bruno. Ein Parkplatz für Wohnmobile vielleicht, ja, und darauf standen vier Fahrzeuge, die wir weggeschickt haben. Einer der Fahrer fragte mich noch, wo er Diesel tanken könne. Ich habe ihm den Weg zur Tankstelle von Lespinasse beschrieben.“

„Sie haben sich nicht zufällig die Nummernschilder notiert?“

„Nein, aber wenn sie bei Lespinasse getankt und mit Kreditkarte bezahlt haben, wird's Belege geben. Da fällt mir ein, es gibt bei ihm doch auch Überwachungskameras, die er

nach dem Einbruch hat einbauen lassen. Vielleicht lassen sich die Kennzeichen auf den Aufzeichnungen erkennen.“

„Guter Hinweis, danke, Gabriel. Waren die Fahrer Ausländer?“

„Ja, Asiaten, vielleicht Chinesen. Alle vier.“

„Und hatten Sie den Eindruck, dass sie den Besitzer Guillaume Pons gut kannten?“

„Oh, ja. Unterhalten haben sie sich aber vor allem mit dem großen Chinesen, der anscheinend als Koch im Restaurant arbeitet. Er hat sich übrigens mit mir anzulegen versucht und war stinksauer. Ich dachte schon, er fällt gleich mit dem Fleischermesser über mich her. Der französische Besitzer, dieser Bill, konnte ihn zum Glück beruhigen, als ich ihm erklärt habe, was der Wasserverband zu beanstanden hat.“

„Vielen Dank, Gabriel, mehr wollte ich nicht wissen.“

Bruno klappte das Handy zu. Ihm schwirrte der Kopf. Chinesen und Wohnmobile, an einem unverdächtigen Ort zwischengelagert, zwei Autostunden von Arcachon entfernt. Und Pons hatte chinesische Kontakte und einen chinesischen Koch. Bruno zwang sich, ruhig zu bleiben: keine voreiligen Schlüsse. Er gab Nicco das Handy zurück und rief über das Telefon des Bürgermeisters Lespinasse an. Dessen Sohn war am Apparat.

„*Salut*, Edouard, ich bin's, Bruno. Bevor ich's vergesse, Kompliment, du hast toll gespielt.“

„Du warst auch nicht schlecht. - Worum geht's?“

„Heute waren Wohnmobile bei euch an der Tankstelle. Wurde mit Kreditkarte bezahlt?“

„Zum Teil, es blieb ihnen nichts anderes übrig. Sie hatten nicht genug Bares dabei, nicht für alle vier Fahrzeuge, weshalb sie ziemlich stinkig waren.“

„Und das mit der Karte ging klar?“

„Ja, sicher.“

„Waren eure Kameras eingeschaltet?“

„Ich glaube schon. Soll ich das Band zurückspulen und die Kennzeichen feststellen? Alle acht?“

„Wieso acht? Du hast doch von vier Fahrzeugen gesprochen.“

„Getankt haben nur vier, aber dann kamen vier weitere von der kleinen Straße hinterm Friedhof und haben sich dem Konvoi angeschlossen.“

„Von der kleinen Straße hinterm Friedhof? Die führt doch bloß an ein paar alten Scheunen vorbei zur Höhle, die die Touristen aufsuchen, zu dieser Jahreszeit aber geschlossen ist.“

„Richtig. Ich vermute, die vier haben ein ruhiges Plätzchen gesucht, um ungestört zu sein und keine Standgebühren bezahlen zu müssen.“

„Hast du gesehen, in welche Richtung sie weitergefahren sind?“

„Richtung Perigueux, zur Autobahn nach Bordeaux oder Brive und von dort vielleicht weiter nach Paris.“

„Schau bitte auf dem Band nach, ob die Kennzeichen darauf zu erkennen sind. Ich rufe später noch einmal an.“

„Ein Kennzeichen kann ich dir auch schon jetzt nennen. Wenn mit Kreditkarte bezahlt wird, notiere ich mir die immer auf der Rückseite des Kassenbons. Augenblick ... hier, da ist es.“ Er diktierte, Bruno schrieb mit. Die Zulassungsnummer endete mit den Ziffern 59;

das Wohnmobil kam also aus Lille.

„Vielen Dank. Das mit den anderen Kennzeichen hat jetzt keine Eile, es reicht, wenn du sie mir morgen durchgeben kannst.“

Als Nächstes wählte Bruno die Nummer von Jean-Jacques. Der meldete sich mit: „*Monsieur le Maire?*“

„Nein, ich bin's, Bruno.“

„Sie gehören eingelocht. Ich habe Jofflin vor Ihnen gewarnt, aber dass Sie auch noch die Frechheit haben, dem Bürgermeister sein neues Handy zu klauen...“

„Schon gut, Jean-Jacques, ich habe was Wichtiges. Sie erinnern sich doch an die Wohnmobile, die ich auf dem Parkplatz in Bordeaux hinter dem Haus der Chinesen gesehen habe? Mir ist soeben zu Ohren gekommen, dass acht weitere Wohnmobile mit chinesischen Fahrern hier bei uns gecamppt haben. Von einem Nummernschild wissen wir, dass es in Lille zugelassen wurde.“

„Sie haben das Kennzeichen?“

„Ja, mehr noch, auch die Nummer der Kreditkarte, mit der sie Diesel bezahlt haben.“

„Her damit. Vielleicht können wir die ganze Operation abkürzen. Möglich, dass ein paar große Tiere des *treizieme* dahinterstecken.“

„Wann genau soll die Sache losgehen?“

„Darüber entscheidet der Brigadier. Die Aeronaval hat das Schiff bereits auf dem Radar. Wir haben die Straßen rings um den Campingplatz gesperrt. Schnellboote patrouillieren vor der Küste, und mehrere Hubschrauber stehen in Bereitschaft. Wir warten, bis die Flüchtlinge an Land gebracht werden, und schlagen dann zu.“

„Wo sind Sie jetzt?“

„In der Einsatzzentrale in Merignac. Der Brigadier lässt Sie grüßen und sagt, dass er ein schickes neues Handy für Sie hat.“

„Wo ist Isabelle?“

„Bei ihrer Eingreiftruppe in Arcachon. Keine Sorge, alle tragen schusssichere Westen.“

„Eins noch, vier der genannten Wohnmobile standen vor der *Auberge des Verts* in Saint-Denis, einem Restaurant, das einem gewissen Guillaume Pons gehört, der vor kurzem mit einem Sack voll Geld aus dem Osten zurückgekehrt ist. Er war in ganz Asien unterwegs und beschäftigt einen chinesischen Koch namens Minxin.“

„Da hätten wir doch die chinesische Verbindung.“

„Sieht ganz so aus. Sagen Sie dem Brigadier Bescheid, und lassen Sie ihn nachfragen, ob etwas gegen Guillaume Pons vorliegt. Der Knabe nennt sich Bill. Vielleicht wissen die britischen Kollegen was über seine Zeit in Hongkong. Mir hat er erzählt, er habe in Shanghai mit Cognac gehandelt, in Vietnam Waren verkauft, in Bangkok Französisch unterrichtet und in Macau in einem Spielcasino gearbeitet -“

„Moment, das muss ich mir notieren“, unterbrach Jean-Jacques. „Spielcasino in Macau, das klingt interessant.“

„Ich glaube, er war Croupier. Informieren Sie den Brigadier, wahrscheinlich kann er über seine Kanäle weitere Informationen einholen. Vielleicht weiß auch unser korsischer Freund Savani einiges aus Pons' Vergangenheit zu berichten.“

„Gut, ich verabschiede mich dann. Aber bleiben Sie dran, der Brigadier will noch kurz mit

Ihnen sprechen.“

Bruno musste nicht lange warten. Sekunden später meldete sich eine vertraute knurrige Stimme, die sofort zur Sache kam.

„Wie alt ist dieser Pons?“

„Mitte bis Ende dreißig, würde ich sagen. Sieht aber jünger aus.“

„Hat er auch einen Vater?“

„Boniface Pons, um die siebzig, Geschäftsmann in Sachen Holz und Trüffeln. Wir sind ihm auf der Spur. Es scheint, dass er auf dem hiesigen Trüffelmarkt Geld gewaschen hat, Hunderttausende von Euro. Er ist hier bei uns ziemlich unbeliebt. Es heißt, dass er seine Frau geschlagen hat. Er und sein Sohn sind verkracht. Sie hatten kürzlich eine heftige Auseinandersetzung in aller Öffentlichkeit. O ja, und er war Soldat, in Algerien.“

„Boniface Pons.“ Der Brigadier schien laut zu denken. „Das also ist aus ihm geworden.“

„Sie kennen ihn?“

„Ich kannte ihn. Und Hercule hat ihn ebenfalls gekannt. Er hat in Algerien ein doppeltes Spiel gespielt. Mehr davon morgen, wenn die Sache heute Nacht abgeschlossen ist. Vielen Dank, Bruno.“

Chapter 26

Morgens kurz nach fünf wurde Bruno vom Telefon geweckt. Er hatte nur wenig geschlafen und in Gedanken an Isabelle lange wach gelegen. Er stellte sie sich in den Sanddünen von Arcachon vor, während sich ein verdunkeltes Schiff der Küste näherte.

„Es ist vorbei, wir haben sie gefasst“, meldete Jean-Jacques. „Leider habe ich aber auch eine schlechte Nachricht.“

„Isabelle? Was ist passiert?“ Bruno saß kerzengerade und mit pochendem Herzen im Bett. Er schloss die Augen.

„Sie ist verwundet worden, angeschossen. Zwei Treffer auf der Weste, nicht weiter schlimm, aber eine Kugel hat sie im Oberschenkel erwischt. Keine Sorge, sie wird sich erholen. Sie liegt im Militärhospital und wird gerade operiert. Zum Glück stand auf Veranlassung des Brigadiers ein Medvac-Hubschrauber in Bereitschaft.“

„Haben Sie sie gesehen?“ Bruno hatte Mühe, seine Stimme unter Kontrolle zu halten.

„Ja, wie sie in den Hubschrauber gebracht wurde. Wie gesagt, sie wird sich wieder berappeln. Der Brigadier hat mit dem Chef Chirurgen gesprochen.“

„Gibt es sonst noch Verletzte?“

„Nur auf der anderen Seite. Isabelle hat einen zur Strecke gebracht, als mit AK-47ern das Feuer auf sie eröffnet wurde. Drei Weitere wurden von den Engländern außer Gefecht gesetzt. Es war schnell alles unter Kontrolle. Wir haben das Schiff, die Wohnmobile und den Campingplatz und zählen gerade die Flüchtlinge. Es sind mehr als zweihundert, so weit ich weiß. Keine Kinder darunter, aber manche sehen ziemlich jung aus.“

„Wissen Sie, ob die Kugel den Knochen durchschlagen hat? Kann ich sie sehen?“

„Warum nicht? Die Schusswunde sitzt ziemlich weit oben, nahe der Hüfte. Das Gelenk scheint unverletzt zu sein. Allerdings hat sie eine Menge Blut verloren, und ihr mussten schon im Hubschrauber Transfusionen gegeben werden. Sie schläft wohl noch, es wäre

also besser, wenn Sie erst morgen Nachmittag bei ihr vorbeischauten. Ich glaube, das Krankenhaus heißt >Robert Piquet<. Oder hieß so das alte? Die Adresse werde ich Ihnen noch zukommen lassen. Wir sehen uns dort gegen drei. Vorher möchte der Brigadier noch mit Ihnen reden.“

„Wissen Sie, worüber?“

„Über diesen Guillaume Pons. Wir haben ihn auf dem Campingplatz festgenommen. Er war der einzige Nicht-Asiat vor Ort, abgesehen von zwei Dutzend Iraki und Afghanen, die auf eigene Rechnung da waren. Der Brigadier kann Ihnen einiges über Pons erzählen. Er scheint tatsächlich als Croupier in Macau angefangen zu haben, ist aber dann ganz groß rausgekommen. Er hat eine Schussverletzung an der Schulter und wird womöglich den Arm verlieren.“

„Liegt er im selben Krankenhaus wie Isabelle?“ Bruno konnte kaum fassen, dass Pons am Tatort gewesen war. Wenn er in der Hierarchie der Organisation weit oben rangierte, hätte er es nicht riskiert, beim Landgang der Illegalen anwesend zu sein, und er wäre wohl auch nicht dabei gewesen, wenn er mit dieser Sache nur wenig zu tun hätte. Wäre er nicht auf frischer Tat ertappt worden, hätte man ihm allenfalls vorwerfen können, den Wohnmobilen einen Stellplatz auf seinem Grundstück gegeben zu haben. Zu einer Anklage wäre es nicht gekommen.

„Nein, er liegt im Gefängnishospital“, antwortete Jean-Jacques. „Er war bewaffnet und hat geschossen. So schnell wird er aus dem Knast nicht mehr herauskommen.“

„Womit war er bewaffnet?“ Bruno konnte sich Pons mit einer Waffe kaum vorstellen.

„Mit einer billigen Handfeuerwaffe. Einer Nicorino, neun Millimeter, dem Standardmodell der chinesischen Armee. Die lässt sich, wie man mir sagte, überall in Asien auftreiben, mittlerweile auch auf dem europäischen Schwarzmarkt.“

„Und was passiert jetzt?“

„Der Brigadier meint, es sei an der Zeit, den Streit zwischen der *treizieme* und den Vietnamesen zu schlichten. Nach der erfolgreichen Operation ist er jetzt am Drücker und der *treizieme* in der Defensive. Beste Voraussetzungen für Verhandlungen, wie er sagt. Übrigens, die Kreditkarte, die Sie uns gegeben haben, hat uns auf die Spur vernetzter Konten geführt, die jetzt alle eingefroren sind.“

Bruno legte den Hörer auf, ließ sich aufs Kissen zurückfallen und dachte an Isabelle, an ihre Verletzung und daran, wie sie, Isabelle, in ebendiesem Bett seine Narben betrachtet und mit der Fingerspitze nachgezeichnet hatte. Jetzt trug ihr ehemals makelloser Körper ebenfalls Spuren von Gewalt. Würde sie nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus immer noch so wendig, schnell und schlagkräftig sein, wie er sie kannte? Und würde sie jetzt so wetterfühlig sein wie er und den bevorstehenden Winter tief unter der Haut spüren?

Warum machte er sich darüber Gedanken? Die Affäre war vorbei. An die magischen Wochen, die sie miteinander verbracht hatten, würde sich nicht wieder anknüpfen lassen. Aber warum hatte er in Bordeaux nicht die Gelegenheit zu einer letzten gemeinsamen Nacht ergriffen, warum war er ihr nicht in den Fahrstuhl gefolgt, in die willkommene Dunkelheit ihres Zimmers, wo nur ihr weißer Körper und die funkelnden Augen zu sehen gewesen wären?

Er wälzte sich auf die Seite. Schlag dir diese Gedanken aus dem Kopf, sagte er sich. Es war vorbei. Jetzt galt es, seine Beziehung zu Pamela zu kitten. Er würde ihr sagen müssen, dass Pons angeschossen und verhaftet worden war. Nach dem, was vorgefallen war, würde sie ihre Meinung über Pons vielleicht revidieren, aber es stünde nach wie vor ihr Vorwurf im Raum, er, Bruno, und der Bürgermeister seien verantwortlich für die Schließung der *auberge*. Und wahrscheinlich würde es sie gegen ihn aufbringen, dass sie nun zugeben musste, sich in Pons geirrt zu haben. Dass der womöglich seinen Arm verlieren würde, machte alles noch schlimmer. Tröstlich war nur, dass sie ihre politischen Ambitionen weiterverfolgen konnte, wenn der Bürgermeister sie, wie versprochen, in den Rat holte. An dessen Wahlerfolg bestand jetzt kein Zweifel mehr...

Was ihn erneut aufschrecken ließ, war diesmal nicht das Telefon, sondern die Sirene auf dem Dach der *mairie*, deren Heulen er immer mit Krieg und Invasion in Verbindung brachte. Offenbar war irgendwo Feuer ausgebrochen. Bei dem Versuch, Licht zu machen, stieß er das Buch, in dem er gelesen hatte, vom Nachttisch. Das Handy, nach dem er suchte, lag auf dem Stuhl. Es hing am Netz. Als er die Kurzwahl für die *pompiers* eintippte, fiel ihm ein, dass er den Apparat des Bürgermeisters in der Hand hielt. Er scrollte durchs Adressbuch und fand die Nummer unter P.

„Hier Bruno. Wo brennt's?“

„Ich habe dich schon zu erreichen versucht. Warum bist du nicht drangegangen?“, fragte Ahmed.

„Meine alte Nummer gilt nicht mehr. Nun sag schon: Was ist los?“

„Das neue Restaurant an der Straße nach Les Eyzies steht in Flammen, die *Auberge des Werts*. Scheint ein Riesenbrand zu sein. Wir haben alle Fahrzeuge im Einsatz und Verstärkung aus Les Eyzies und Le Bugue angefordert. Albert ist vor Ort und fragt, wo du bist.“

„Sag ihm, dass ich gleich da bin.“

Er wusch sich Gesicht und Nacken, putzte schnell die Zähne, sprang in seine Kleidung und nahm einen Schluck Milch aus der Flasche. Dann steckte er das Handy ein, fütterte den Hund und die Hühner. Für sich packte er den Rest eines alten Baguettes und ein großes Stück von Stephanes *tomme dAudrix* ein und rannte zu seinem Landrover. Im Wagen hatte er eine Flasche Wasser, und wie er Albert kannte, würde der frischen Kaffee bereithalten.

Die Vietnamesen hatten also Rache genommen und Feuer gelegt. Trans Anspielung war, wenn auch versteckt, deutlich genug zu verstehen gewesen: Seine Landsleute würden sich zur Wehr setzen. Aber wie sie Bill als ihren Feind hatten identifizieren können, ließ sich für Bruno nur schwer nachvollziehen. Waren sie etwa den Wohnmobilen von Lille aus bis zu diesem Anwesen gefolgt? Oder führten sie Lauschangriffe? Ahmed hatte von einem Riesenbrand gesprochen. Anscheinend stand nicht nur das Hauptgebäude in Flammen. Himmel, die chinesischen Mädchen wohnten darin! Er drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch, aber der alte Landrover, so geländegängig er auch war, kam kaum auf Touren.

So schnell es ging, fuhr er durch Saint-Denis, kaute auf trockenem Brot und bemerkte, dass in der Gendarmerie und im medizinischen Versorgungszentrum Licht brannte. Die

Sirene hatte sie wohl in Alarmbereitschaft versetzt. Wahrscheinlich würde er gar nicht gebraucht werden, und dass ihn die Feuerwehr in einem Brandfall benachrichtigte, war nur Routine. Die Bewohner seiner Stadt sollten wissen, dass er immer zur Verfügung stand.

Als er die Bahntrasse und den Fluss überquert hatte, sah er über dem Hügelkamm einen rötlichen Lichtschein am Nachthimmel glühen. Er schaltete einen Gang zurück, bog in den Fuhrweg ab und raste bergan auf die protzigen Steinsäulen zu, die Pons hatte errichten lassen. Vor der Einfahrt zu dem großen Anwesen bremste er und sah, dass nicht nur die *auberge*, sondern auch zwei Nebengebäude in Flammen standen. Das Glas der Solarpanelen platzte eins nach dem anderen, was sich wie Gewehrsalven anhörte. Das Dach des Restaurants stürzte in sich zusammen, und eins der Windräder knickte ein. Bruno stellte seinen Wagen ab, wo er den Fahrzeugen der Feuerwehr nicht im Weg stand, und entdeckte nach kurzer Suche Albert, der in ein Handy brüllte.

„Was kümmert mich ein Gerichtsbeschluss? Ich will, dass der Hahn wieder aufgedreht wird, und zwar sofort. Wir haben selbst bald kein Löschwasser mehr, und hier ist der Teufel los.“ Er sah Bruno kommen und winkte ihm. „Dann sagen Sie mir wenigstens, wo das Ventil ist, damit ich es öffnen kann... Das wissen Sie nicht? Verdammt, wie sollen wir dann hier das Feuer bekämpfen?“

Albert steckte sein Handy in die Tasche und rief: „Fabien, komm her.“ Einer seiner Männer kam angelaufen. „Fahr mit meinem Wagen zum Wasserturm, und sieh nach, ob die Leitung hierher gesperrt ist. Wenn ja, mach sie auf, wenn nein, geh der Leitung nach und öffne jedes Ventil, auch wenn's verplombt sein sollte. Verstanden?“

„Wo sind die Kinder?“, fragte Bruno.

„Welche Kinder?“

„Die beiden Nichten des Kochs.“

„Das Haupthaus war leer. Aus dem Personaltrakt haben wir vier Leute rausgeholt. Von Kindern war nicht die Rede. Wo könnten sie denn schlafen? *Merde*, mir wurde gesagt, das Gebäude sei geräumt worden. Nichts wie los! Mist, verdammter, Fabien hat meinen Wagen.“

„Nehmen wir meinen“, sagte Bruno, und beide rannten zu seinem Landrover. Als er ihn in Bewegung setzte, passierte ein weiterer Feuerwehrwagen das Steintor. Albert lehnte sich aus dem Beifahrerfenster und rief: „Mir nach!“

Bruno kurvte um eine Gruppe von Feuerwehrmännern herum, die Schläuche zu einem der Lösch tanks schleppten.

Wenn Fabien das richtige Ventil nicht fand, würde bald kein Wasser mehr zur Verfügung stehen. Bruno fuhr am Nebenhaus vorbei und versuchte sich zu erinnern, wo die Jauchegrube war, um nicht aus Versehen seinen Landrover darin zu versenken. Die Scheinwerfer des dichtauf folgenden Feuerwehrwagens spiegelten sich im Rückspiegel. Geblendet drehte Bruno ihn zur Seite.

„Wo ist der Krankenwagen?“, rief Albert in sein Handy. „Er soll zu dem Haus weiter hinten kommen. Da bin ich, zusammen mit dem Löschgruppenfahrzeug von Les Eyzies, das soeben eingetroffen ist. Und schickt Verstärkung. Es scheint, dass Kinder im Haus sind.“

In dem abseitsstehenden Gebäude erkannte Bruno die umgebaute Scheune wieder, in

der er altmodisches Mobiliar gesehen hatte. Es brannte im vorderen Bereich und auf der Westseite. Das Dach hatte noch nicht Feuer gefangen. Bruno fuhr auf die Ostseite, hielt neben einem schwarzen Mercedes und ließ den Motor laufen. Hinter einem der Fenster im Obergeschoss bewegte sich etwas. Er machte Albert darauf aufmerksam, eilte zum Feuerwehrgewagen aus Les Eyzies und öffnete den Gerätekasten, hinter dem er die Schutzausrüstung vermutete, weil das Fahrzeug baugleich mit dem in Saint-Denis eingesetzten Modell war.

„He, was machen Sie da?“, brüllte jemand, als Bruno eine Schutzjacke überstreifte und nach einem passenden Helm suchte. Bruno ließ sich nicht beirren, setzte einen der Helme auf und riss die Axt aus der Halterung in der Tür. Albert war dabei, die Hintertür mit einem Brecheisen aufzustemmen, als Bruno zu ihm stieß. Er holte tief Luft und kämpfte gegen seine Angst vor Feuer an, die ihn seit seinen ersten schweren Verbrennungen begleitete. Die Narbe auf seinem Arm schien zu prickeln, als er sich an den brennenden Panzerwagen auf dem Flugfeld von Sarajevo erinnerte und daran, wie im Inneren die Eingeschlossenen um ihr Leben schrien, bis er endlich die glühend heiße Tür aufgebrochen und die Kameraden herausgeholt hatte. Er hackte mit der Axt den Falz auf, damit Albert das Eisen besser ansetzen konnte, und mit vereinten Kräften gelang es ihnen, die Tür aufzubrechen.

Albert zog einen Schal aus der Tasche. „Leg dir den hier übers Gesicht. Das Tuch ist feuerfest.“ Er selbst setzte seine Schutzmaske auf, riss eine Stablampe vom Klettband seiner Jacke und ging voraus. Dichter Qualm schluckte den Lichtstrahl aus der Lampe. Sie half nicht viel weiter.

Tastend erreichten sie den unteren Treppenabsatz. Albert bückte sich und befühlte die Stufen. „Noch sind sie nicht allzu heiß, aber sie könnten jeden Augenblick Feuer fangen. Schau du dich hier unten um. Ich lasse die Leiter ausfahren.“ Er gab Bruno die Taschenlampe und eilte wieder nach draußen.

Die ersten beiden Zimmer im Erdgeschoss waren leer. Die dritte Tür war verschlossen und so heiß, dass Bruno sie nicht zu öffnen wagte. Vorsichtig stieg er über die Treppe nach oben. Indem er die Schritte zählte und jede Stufe mit der Hand prüfte, versuchte er, seine Angst in Schach zu halten, die in Panik auszuarten drohte.

Auf dem Zwischenabsatz angelangt, stellte er fest, dass die Treppenstufen, die hier im rechten Winkel von der heißen Wand wegführten, merklich kühler waren. Je höher er kam, desto dünner wurde der Rauch. Im Lampenschein entdeckte er zwei Türen. Als er die erste öffnete, schien es, als stürzte Rauch von der Decke. Er presste die Lippen aufeinander, um seine Angst zu zähmen, trat auf ein Bett zu und vergewisserte sich, dass niemand darin lag.

Die andere Tür klemmte. Er hebelte sie mit der Axt auf und ging in die Hocke, um nachzusehen, was den Türflügel blockierte. Es war ein in sich verdrehter Stofffetzen. Der Rauch wurde dichter. Sehr viel länger würde er es hier nicht aushalten können. Dem Impuls, sofort zu fliehen, konnte Bruno kaum widerstehen. Ihm wurde schwindlig, und er spürte, wie er das Bewusstsein verlor.

In Sarajevo hatten ihn die Schreie der Männer dazu angetrieben, einen nach dem anderen aus dem brennenden Wrack herauszuzerren. Hier aber war kein Laut zu hören.

Sie sind tot, redete er sich ein, erstickt und nicht mehr zu retten. Bring dich schleunigst selbst in Sicherheit.

Bruno wehrte diese Gedanken ab und dachte stattdessen an Wasser, kühles Wasser, an ein Bad im Fluss, zusammen mit Isabelle. Oder an Schneegestöber über tief verschneiter Berglandschaft.

Er tastete sich an der Wand entlang, stieß vor ein Bett und fühlte plötzlich ein dünnes Bein unter der Hand, das bei der Berührung leise zuckte. Dann hob er das offenbar doch nur bewusstlose Kind aus den Laken, drückte es mit dem linken Arm an die Brust und eilte ans Fenster, vor dem er fast über das zweite Mädchen stolperte, das am Boden lag. Mit der Axt schlug er das Fenster auf und schnappte nach Luft.

„Hierher!“, brüllte er, worauf die Leiter vor das Fenster geschwenkt wurde. Bruno ließ die Axt fallen und reichte das erste Mädchen hinaus, dem Feuerwehrmann entgegen, der sich auf der Leiter näherte.

„Hier ist noch ein Kind“, rief er Albert zu, der an der Fernbedienung der Leiter stand. Bruno atmete tief durch, hielt die Luft an und tauchte zurück in den beißenden Qualm, um das zweite Mädchen zu bergen.

„Jetzt du“, rief Albert, als Bruno das Kind durchs Fenster gehievt hatte. Bruno griff nach der Leiter, schwang das rechte Bein über den Sims und spürte die Leiter plötzlich wegendeln, worauf er schnell mit beiden Händen zupackte. In diesem Augenblick schien der Raum hinter ihm zu explodieren. Vom Hitzeschwall nach draußen gestoßen, hing er mit den Beinen frei in der Luft.

„Du Idiot!“, hörte er Albert wie aus weiter Ferne schimpfen. „Ich habe dir doch gesagt, du sollst unten bleiben.“

Am Boden liegend und von weißem Löschschaum zugedeckt, schlug er die Augen auf und blickte in ein vertrautes Gesicht. Es war Fabiola. Sie hatte ihm die Jacke geöffnet und drückte ein Stethoskop an seine Brust.

„Den Kindern geht's gut, Bruno“, hörte er sie sagen. „Sie waren gerade noch rechtzeitig zur Stelle.“

Chapter 27

Fabiola reichte ihm ein Glas Milch. Gegen die Schmerzen in der Kehle, wie sie sagte. Jeder Atemzug tat ihm weh und brannte wie Feuer in der Lunge. Er lag in einem fremden Bett und sah, dass beide Beine in der Luft schwebten. Darüber war ein dünnes Mulltuch ausgebreitet. Dr. Gelletreau stand am Fußende des Bettes, blickte von einem Klemmbrett auf und lächelte. Fabiola führte Bruno einen Strohhalm an die Lippen. Er trank und registrierte zu seiner großen Erleichterung, dass er sich im medizinischen Versorgungszentrum von Saint-Denis befand.

Wäre er schwerer verletzt, hätte man ihn ins Krankenhaus von Perigueux gebracht.

„Sie haben großes Glück gehabt“, sagte Gelletreau. „Die Verbrennungen an den Waden sind nicht weiter schlimm, und die Rauchvergiftung ist bald überstanden. Ein paar Tage Ruhe, und Sie sind wieder wohlauf.“

„Ich muss heute Nachmittag um drei in Bordeaux sein“, sagte Bruno.

„Das schaffen Sie nicht mehr“, entgegnete der Arzt. „Wir haben nämlich schon gleich drei.“

Bruno starrte durchs Fenster. Es war helllichter Tag, und er sah, wie das Rathaus auf der anderen Flussseite von der Sonne bestrahlt wurde.

„Keine Sorge“, sagte Fabiola. „Jean-Jacques weiß Bescheid. Sie sind entschuldigt.“

„Was ist mit den chinesischen Mädchen?“ Seine Stimme klang heiser, und es tat ihm weh, zu sprechen.

„Es sind ein Junge und ein Mädchen“, erwiderte Fabiola mit ernster Miene. „Den beiden geht's gut - den Umständen entsprechend.“

„Ein Junge? Ich war mir sicher, es waren zwei Mädchen, als ich sie das erste Mal gesehen habe.“

„Sie haben sich auch nicht geirrt. Eins der Mädchen ist tot.“

„Habe ich sie in dem Zimmer zurückgelassen?“, fragte er entsetzt.

„Nein, sie lag in einem anderen Zimmer und war schon tot, bevor Sie eingetroffen sind. Sie haben gerettet, was zu retten war. Aber Albert sagt, dass er Sie nie mehr in die Nähe eines Brandes kommen lässt.“

„Na gut“, sagte Bruno und ließ sich zurück aufs Kissen fallen.

„Da ist noch etwas, eine schlimme Geschichte“, sagte Fabiola. „Ich habe die Kinder untersucht und musste feststellen, dass sie missbraucht wurden, sexuell missbraucht, und zwar über einen längeren Zeitraum. Wir warten auf einen Dolmetscher und einen Kinderpsychologen, um zu erfahren, was ihnen angetan wurde.“

Bruno machte die Augen zu. Die beiden waren am Ende gar nicht die Nichten des Kochs. Kein Wunder, dass Min-xin und Pons sie versteckt gehalten hatten.

„Neben der Leiche des Mädchens lag ein toter Mann im Bett. Die beiden sind wahrscheinlich erstickt.“

„Wissen wir, wer er ist?“

„Er wird wohl nur anhand seines Gebisses identifiziert werden können. Der Zahnarzt ist eingeschaltet.“

Brandstiftung und Doppelmord. Hoffentlich haben Tran und Bao Le nichts damit zu tun, dachte Bruno.

„Sie haben Besuch“, sagte Gelletreau. „Wenn Sie ihn empfangen wollen, ich habe nichts dagegen.“

Fabiola öffnete dem Bürgermeister die Tür und trat zur Seite. Ein Blitzlicht zuckte. O nein, dachte Bruno, dieser Philippe Delaron fängt an zu nerven.

„Schauen Sie sich das an, Bruno“, sagte der Bürgermeister. Er kam aufs Bett zu und fächerte ein paar Computerausdrucke auf. „Übrigens, ich habe Ihre Hühner und den Hund gefüttert und anschließend Gigi ausgeführt. Er sitzt jetzt unten in meinem Wagen.“

Mangin hielt Bruno ein Foto vors Gesicht. Es zeigte ihn, Bruno, wie er, weit aus dem Fenster gebeugt, dem Feuerwehrmann auf der Leiter eines der Kinder reichte, während aus einem Fenster im Erdgeschoss Flammen emporschlugen. Auf einem zweiten Foto war zu sehen, wie er als dunkle Silhouette vor dem Feuerball der Explosion an der Leiter hing.

„Für die morgige Titelseite. Philippe sagt, dass er die Aufnahmen auch an *Paris-Match*

verkaufen konnte. Er würde jetzt gerne noch eine von dir im Krankenbett machen, um die Story abzurunden.“

„Wissen Sie schon, dass Pons verhaftet wurde?“, fragte Bruno.

„Ja, Jean-Jacques hat mich angerufen. Das bedeutet, ich werde die Wahl gewinnen - würde Pamela wahrscheinlich jetzt sagen. Sie wartet draußen und lässt fragen, ob sie hier willkommen ist.“

Natürlich wollte Bruno sie sehen. „Weiß sie über Pons Bescheid?“

„Ja, von mir.“

„Wie hat sie's aufgenommen?“

Der Bürgermeister zuckte mit den Achseln, wie das nur ein Franzose konnte, der so zum Ausdruck brachte, wie gelassen er die Bürde der Unwägbarkeiten des Lebens auf sich nahm, zu denen in erster Linie das unvergleichliche Mysterium der Frauen zählte.

„Hat Jean-Jacques auch davon gesprochen, wie es Isabelle geht? Wissen Sie, dass sie angeschossen wurde?“

„Jean-Jacques gibt Entwarnung. Es geht ihr schon sehr viel besser.“

„Gibt's Neues über die, die im Haus gefunden wurden?“, fragte Bruno.

„Sie sind noch nicht identifiziert. Da ist ein junger *inspecteur* aus Bergerac, der Sie gern sprechen würde, wenn es Ihnen recht ist.“

„Das wird Jofflin sein, ein vielversprechender Mann. Holen Sie ihn rein. Der Fall hat Vorrang.“

Jofflin kam ebenfalls mit Fotos, die allerdings grau und unscharf waren.

„Die Kriminaltechnik hat die verbrannten Bilder, die in Didiers Mülleimer gefunden wurden, mit Infrarot und aufwändigen Computerverfahren wiederherzustellen versucht. Das ist das Ergebnis. Ich glaube, der Kerl wurde erpresst.“

Bruno hatte Mühe, Fassung zu bewahren, als er auf den Bildern Didier erkannte, zusammen mit einem nackten chinesischen Jungen. Was ihn besonders ekelte, war, dass Didier noch seine Socken anhatte. Bruno musterte die Chaiselongue, auf der die beiden lagen.

„Das Möbelstück kenne ich. Es steht in der ausgebauten Scheune auf Pons' Anwesen, in dem Haus, wo die Kinder wohnten.“ Ihm wurde schlecht. Er hatte nicht einmal gewusst, dass es neben den Nichten auch einen Jungen gab.

„Kein Zweifel, es ist derselbe Junge, den Sie aus dem Haus herausgeholt haben“, sagte Jofflin.

Bruno gab dem Bürgermeister die Fotos. „Was bin ich bloß für ein *flic* In meinem Revier wird ein Päderastenbordell betrieben, und ich weiß nichts davon. Noch ein Verbrechen, das wir dem jungen Pons anlasten müssen. Man stelle sich vor, er wäre Ihr Nachfolger geworden...“

„Ich habe seinen Vater zu erreichen versucht, um ihm zu sagen, dass sein Sohn verhaftet worden ist und im Krankenhaus liegt, konnte ihn aber nirgends auftreiben“, sagte der Bürgermeister. „Ich weiß, wie zerstritten die beiden sind, aber immerhin ist er ja sein Sohn.“

Bruno nickte müde. An Jofflin gewandt, fragte er: „Haben Sie genug Beweise, um Boniface Pons für den Trüffelnbetrug zu belangen?“

„Mehr als genug“, antwortete der junge *inspecteur*. „Wir haben das Finanzamt bereits eingeschaltet. Der Alte ist weder bei sich zu Hause noch in seinem neuen Büro in Saint-Felix. Einen Anrufbeantworter hat er nicht eingeschaltet.“

„Haben Sie ihn zur Fahndung ausgeschrieben?“, fragte Bruno. „Wahrscheinlich ist er in seinem Auto unterwegs, einem großen Mercedes.“

„Seinen Wagen haben wir schon gefunden. Er steht vor der *auberge*“, sagte Jofflin. „Ich wollte Sie fragen, wo er diese Trüffelpultur angelegt hat.“

„Hinterm Friedhof“, antwortete der Bürgermeister, „an der kleinen Straße, die runter zu Lespinasse' Tankstelle führt.“

„Natürlich“, sagte Bruno, dem plötzlich ein Licht aufging. „Ich Esel, dass ich nicht längst darauf gekommen bin! Sie haben uns zum Narren gehalten, alle beide.“

Er versuchte sich aufzurichten, was aber die hochgehängten Beine nicht zuließen.

„Helfen Sie mir aus diesen verflixten Gurten heraus, und rufen Sie bitte einen der Ärzte. Ich habe zu tun.“

Der Bürgermeister protestierte. Jofflin aber befreite Bruno umstandslos aus den Schlingen, in denen seine Füße steckten.

„Und wenn Sie mir jetzt bitte meine Hose geben könnten. Die liegt auf dem Stuhl.“ Bruno setzte sich vorsichtig auf die Bettkante und streckte die schmerzenden Beine aus.

Jofflin hob grinsend ein Lumpenstück in die Höhe. Die Hosenbeine waren zerfetzt. Da wird wieder eine neue Uniform fällig, dachte Bruno.

„Geben Sie mir bitte die Schere da auf der Ablage.“ Bruno machte sich daran, die Beine abzuschneiden, und hatte wenig später eine kurze Hose, die sich tragen ließ. Jofflin half ihm dabei, sie über die bandagierten Beine zu ziehen, und reichte das Hemd und die Jacke, die im Kleiderschrank hingen. Sie stanken nach Rauch und waren fleckig vom Löschschaum, was Bruno aber nicht weiter störte. Ohne Socken stieg er in seine Stiefel und versuchte aufzustehen. Benommen stand er auf wackligen Beinen, als Fabiola und der Bürgermeister das Zimmer betraten.

„Ich sehe wohl nicht richtig“, sagte sie. „Sofort wieder ins Bett mit Ihnen!“

Pamela und der Baron streckten ihre Köpfe zur Tür herein. In der Ferne hörte Bruno das Knattern eines Hubschraubers. Er riss sich vom Anblick ihrer besorgten Mienen los.

„Bei welchem Zahnarzt war Boniface Pons in Behandlung?“, fragte er den Bürgermeister. Der schüttelte den Kopf.

„Bei meinem“, antwortete der Baron von der Tür. „Piguin in Soirac. Ich habe Pons dort einmal im Wartezimmer getroffen.“

„Holen Sie ihn her. Er soll sich die Leiche aus der *auberge* ansehen“, sagte Bruno zu Jofflin. „Jede Wette, dass es der alte Pons ist.“

„Würden Sie sich jetzt bitte wieder hinlegen?“, sagte Fabiola.

„Nein. Ich fahre jetzt mit dem *inspecteur* zu Pons' Haus, wo wir hoffentlich fündig werden.“

„Sie fahren nirgendwohin“, protestierte Fabiola. „Ins Bett mit Ihnen.“

„Als Sie mich an Pons' Trüffelpultur erinnert haben, ist bei mir der Groschen gefallen“, sagte er zum Bürgermeister und setzte sich wieder auf die Bettkante. „Ich schätze, dort haben die Wohnmobile über Nacht gestanden, bevor sie dann nach Arcachon

weitergefahren sind, wo Pons junior die Landung der Migranten beaufsichtigt hat. Und der Wagen des Alten steht auf dem Anwesen seines Sohnes. Mit ihrem vermeintlichen Zerwürfnis haben sie uns alle an der Nase herumgeführt. In Wirklichkeit stecken sie unter einer Decke, und zwar in Sachen Trüffeln, Chinamarkt, Chinesenmafia, was dieses widerliche kleine Päderastenbordell angeht, und nicht zuletzt in Sachen Bürgermeisteramt.“

„Aber da waren sie doch Rivalen“, widersprach Mangin.

„Nur zum Schein“, entgegnete Bruno in Erinnerung an das Buch über den britischen Geheimdienst, das auf Hercules Schreibtisch gelegen hatte und in dem von einem Agenten die Rede war, der sich zum stellvertretenden Bürgermeister eines kleinen Ortes hatte wählen lassen, um Ausweise und Lebensmittelkarten für andere Agenten ausstellen zu können. „Der alte Pons hat nur kandidiert, um Ihnen Stimmen abzujagen und seinem Sohn ins Amt zu verhelfen. So, und wer ist letztlich verantwortlich für die Vergabe von Personalausweisen, Geburts- und Heiratsurkunden? Sie, der Bürgermeister. Wer wäre geeigneter, illegalen Einwanderern eine neue Identität zu verpassen?“

„Aber der Streit über die Schließung des Sägewerks -“ Der Bürgermeister musste die Stimme heben, um den Lärm des Hubschraubers zu übertönen. Die Maschine schien direkt über dem Gebäude zu stehen.

„So haben uns die beiden hinters Licht geführt, verstehen Sie?“, sagte Bruno. „Pons senior hätte nicht den geringsten Nachteil gehabt. Er hatte längst ein anderes Grundstück an der Hand und wollte auf dem alten Werksgelände eine Neubausiedlung hochziehen, wie er dem Baron und mir gegenüber erklärt hat. Mit seinem Sohn im Bürgermeisteramt wären ihm jede Menge Zuschüsse aus der öffentlichen Hand sicher gewesen. Er hätte ein Vermögen gemacht.“

„Und obendrein besorgte ihm sein Sohn kleine chinesische Mädchen“, sagte Jofflin. „Ganz abgesehen von den kleinen Jungs, mit denen sie Didier erpressen konnten.“ Er blätterte durch sein Notizbuch, fand schließlich die Seite, nach der er suchte, und blickte auf. „Piguin aus Siorac steht auf unserer Liste für Zahnärzte, die wir zur Identifizierung der Leiche aufsuchen wollten. Übrigens haben wir das hier in Pons' Mercedes gefunden. Ich habe nur einen flüchtigen Blick hineingeworfen. Es scheint sich um eine Art Tagebuch zu handeln.“

Er holte ein in Leder gebundenes Buch aus seiner Aktentasche, das in einer Zellophantüte steckte.

„Könnte ich Handschuhe haben?“, fragte Bruno. Der Bürgermeister reichte ihm ein Paar aus einer Spenderpackung, die auf einem kleinen Tisch lag. Bruno streifte sie über, nahm die Tüte von Jofflin entgegen und zog das Buch heraus, bei dem es sich offenbar um Hercules Trüffeljournale handelte. Auf dem Innendeckel stand kein Name, aber die erste Seite war datiert - Dezember 1982 - und fing an mit den Worten: „Drei schöne *brumales*, gefunden unter einer Eiche nahe dem Hochsitz gleich hinter dem Forstweg nach Vergt, zusammen 340 Gramm.“

Bruno blätterte weiter und hielt inne, als er eine Bleistiftskizze entdeckte, bei deren Anblick er vor Rührung einen Kloß im Hals verspürte. Sie zeigte Gigi mit erhobener Pfote und aufgerichteten Schwanz, die Schnauze schnuppernd in die Luft gereckt. Auf der

nächsten Seite war eine liebevolle Karikatur des Barons zu finden nebst einem Hinweis auf die Weine, die sie zu dritt zum Abendessen getrunken hatten. Darunter standen die GPS-Koordinaten einer Fundstelle tief im Wald. In seinem letzten Eintrag hatte Hercule Brunos Verkaufserfolg auf dem Markt von Sainte Alvere vermerkt mit dem abschließenden Satz: „Wenn es jemand schafft, den Schwindel aufzudecken, dann Bruno.“

„Das ist es“, sagte Bruno. „Hercules Trüffeljournale, das er mir vermacht hat.“

„Und wie kommt es in Pons' Auto?“, fragte der Bürgermeister.

Bruno konnte ihn kaum verstehen, so laut war der Hubschrauber, der gerade auf dem Sportplatz hinter dem medizinischen Versorgungszentrum gelandet war. Er schaute aus dem Fenster und sah, wie Jean-Jacques und der Brigadier mit eingezogenen Köpfen aus der Maschine stiegen.

„Dass es darin lag, beweist zumindest seine Mittäterschaft an der Ermordung Hercules. Ich muss trotzdem dringend zu Pons' Haus. Dort werden wir weitere Beweise finden, zum Beispiel ein Testament zugunsten seines Sohnes. Wahrscheinlich auch Unterlagen zum Trüffelhandel und jede Menge Bargeld von seinen chinesischen Freunden, das er auf dem Markt waschen wollte. Jedenfalls glaube ich schon jetzt, sicher sein zu können, dass -“

In diesem Moment drängten sich Jean-Jacques und der Brigadier an Pamela und dem Baron vorbei, die immer noch in der Tür standen.

„... dass Pons mit dem Mord an Hercule zu tun hat“, ergänzte Bruno.

„So sieht's in der Tat aus“, schaltete sich gleich der Brigadier ein. Wir hätten da auch ein Motiv. Aber sollten Sie nicht im Bett liegen?“

„Allerdings“, sagte Fabiola.

„Was für ein Motiv?“, wollte Bruno wissen.

„Führen Sie bitte die Herrschaften nach draußen, Jean-Jacques“, sagte der Brigadier und wartete schweigend darauf, mit Bruno und dem Kommissar allein im Zimmer zu sein. Als alle gegangen waren, schloss Jean-Jacques die Tür hinter ihnen und lehnte sich dagegen. Der Brigadier nickte ihm dankend zu.

„Wir haben Hercules Bankschließfach geöffnet“, begann er. „Darin war ein persönlicher Bericht zu finden, der sich mit den Fehlern auseinandersetzt, die wir in Indochina und Algerien gemacht haben. Es geht darin unter anderem um politische Überheblichkeit und nicht zuletzt um Foltervorwürfe. Hercule bezichtigt Pons, während des Algerienkrieges selbst gefoltert und darüber hinaus krumme Geschäfte gemacht zu haben, und zwar in einem Gefangenenlager namens Ameziane. Was dort passierte, ist lange Zeit vertuscht worden. Hercule behauptet, Pons habe sich schmieren lassen und Gefangene gegen Geld auf freien Fuß gesetzt beziehungsweise deren Familien erpresst, die teuer bezahlen mussten, um ihren Angehörigen die Folter zu ersparen. Bekannt gewesen sei Pons vor allem auch dafür, dass er Minderjährige eingesperrt, sich an ihnen vergangen und dann von deren Eltern Lösegeld verlangt hat.“

„Warum hat er so lange gezögert, diesen Skandal publik zu machen?“ Bruno erinnerte sich, wie der Baron gesagt hatte, dass Pons bei seiner Rückkehr aus Algerien genug Geld gehabt habe, um ein Sägewerk aufzubauen. Woher dieses Geld gekommen war, wusste er jetzt.

„Das Manuskript steckte in einem versiegelten Umschlag, adressiert an seinen Notar und

mit dem Hinweis versehen, dass dieser Umschlag erst nach seinem Tod geöffnet werden dürfe. Die alten *barbouzes* müssen wohl geahnt haben, dass Hercule vorhatte, mit dem, was er wusste, an die Öffentlichkeit zu gehen, denn er hatte ein paar Mitstreitern von damals unangenehme Fragen gestellt. Ich vermute, Pons hat ebenfalls davon erfahren.“

„Werden Sie den Bericht an die Presse geben?“, fragte Bruno.

„Das liegt nicht in meinem Ermessen. Abgesehen davon steht noch vieles andere darin, was besser geheim bleiben sollte. Aber im Vertrauen gesagt: Wenn das Gericht im Zuge der Beweismittelführung Einsicht zu nehmen verlangt, müssen wir mit dem Bericht rausrücken.“

„Wird es denn zu einem Mordverfahren kommen? Pons ist doch tot.“

„Sind Sie sicher?“, fragte der Brigadier.

„Das nicht, aber es spricht einiges dafür, dass er verbrannt ist, zusammen mit einem chinesischen Mädchen im Bett“, antwortete Bruno. „Vor dem Haus stand sein Mercedes, und darin lag Hercules Trüffeljournale. Stichhaltige Beweise. Außerdem war ich von vornherein überzeugt davon, dass Hercule seinen Mörder gekannt haben muss. Anderenfalls hätte er sich nicht so ohne Weiteres überrumpeln lassen. Im Übrigen trug er sein Trüffeljournale immer bei sich.“

„Es wird zum Prozess kommen“, sagte Jean-Jacques. „Anhand der DNA-Probe des jungen Chinesen, den Sie in Bordeaux festgenommen haben, konnten wir nachweisen, dass er in dem Mercedes gesessen hat, der in der Nähe des Tatorts verlassen gefunden wurde.“

Bruno musste unbedingt noch eine Frage loswerden, bevor die anderen wieder ins Zimmer kamen. „Wie geht es Isabelle?“

„Sie liegt immer noch im künstlichen Koma, aber die Ärzte sind zuversichtlich, dass sie sich bald wieder erholen wird. Ihr Oberschenkelknochen wurde mit einer Titanschiene geflickt. In ein paar Monaten wird sie davon nichts mehr spüren. Allerdings wird sie wohl für längere Zeit krankgeschrieben sein.“

„Können die anderen jetzt wieder reinkommen?“, fragte Bruno.

Der Brigadier nickte, worauf Jean-Jacques die Tür öffnete.

„Bitte sehr“, sagte der Brigadier und reichte Bruno ein neues Handy. „Es ist unter Ihrer alten Nummer angemeldet und hat schon etliche SMS-Eingänge, mehr als die Hälfte davon sind von der Presse.“

„Die andere Hälfte ist von mir“, sagte Pamela mit leicht verlegenem Lächeln, das Bruno unter die Haut ging. „Ich wollte mich entschuldigen.“

„Nicht nötig“, entgegnete Bruno. „Pons hat uns allen was vorgemacht. Oder hättest du für möglich gehalten, dass er Zuhälter für Kinderschänder ist? Auch ich habe ihm in vielen Punkten beipflichten müssen, als er sich als Kandidat vorgestellt hat.“

„Ist dir eigentlich bewusst, wie komisch du in diesen Shorts aussiehst?“, fragte sie.

„Ich glaube, es ist ihm egal“, meinte Fabiola. Bruno wusste nur, dass ihm Pamela nicht egal war.

„Würden Sie mir bitte einen Gefallen tun und Gigi aus Ihrem Auto holen?“, fragte Bruno den Bürgermeister. Es war so voll im Zimmer, dass ein zusätzlicher Hund nicht weiter ins Gewicht fallen würde. Der Bürgermeister machte sich auf den Weg.

Zu Jean-Jacques und zum Brigadier gewandt, fragte Bruno: „Begleiten Sie mich, wenn ich zu Pons' Haus fahre?“

„Ich kann nicht“, antwortete der Brigadier. „Der Hubschrauber bringt mich gleich nach Bordeaux, wo ich an den Vermittlungsgesprächen teilnehmen werde. Vien lässt herzlich grüßen, und von Bao Le soll ich ausrichten, dass er sich bei Ihnen meldet, sobald er mehr über Linh in Erfahrung gebracht hat. Die Vinhs werden morgen nach Saint-Denis zurückkehren und nächste Woche wieder auf dem Markt sein.“

„Ich komme gern mit Ihnen“, sagte Jean-Jacques. „Aber es eilt nicht.“

In diesem Moment kam Gigi zur Tür hereingestürmt und sprang mit einem weiten Satz auf Brunos Bett.

„Um Himmels willen!“, rief Fabiola und schnappte lachend nach Luft. „Wir sind doch hier in einem Krankenhaus!“

Sie und Pamela setzten sich zu Bruno auf die Bettkante und kraulten dem Hund die langen samtenen Ohren.

„Ich bin dann weg“, verabschiedete sich der Brigadier. „Mein Angebot steht immer noch, Bruno. Ich hätte Sie gern in meinem Team. Denken Sie darüber nach.“

Bruno hob den Kopf, um Gigis lechzender Zunge auszuweichen, und blickte durch den Raum auf seine Freunde, den Bürgermeister, den Baron und Jean-Jacques, Pamela und Fabiola. Durch das Fenster hinter ihnen war das alte Rathaus zu sehen, vergoldet von der Wintersonne, die den Bronzeadler auf dem Kriegerdenkmal zum Funkeln brachte.

„Ich glaube kaum, dass ich mich jemals von dieser Stadt trennen könnte“, sagte Bruno. „Außerdem gibt's jede Menge zu tun. Ich muss den Neujahrsempfang des Rugbyclubs organisieren, und Stephane rechnet damit, dass ich ihm im nächsten Monat helfe, das Schwein zu schlachten. Ich muss mich um die Verträge für das Feuerwerk am Nationalfeiertag kümmern, und die Kinder erwarten, dass ich ihnen weiter Tennisunterricht gebe. Nebenbei bin ich auf ein Rezept gestoßen, das ich unbedingt ausprobieren möchte - *Truffes Cendrillon*, kleine Pasteten aus Gänseleber und Trüffeln, auf Holzkohle gegart. Ich möchte euch alle zu einem Weihnachtsessen zu mir nach Hause einladen, um Florence und ihre Kinder in Saint-Denis willkommen zu heißen.“

„Lieber Bruno“, sagte Pamela. Sie legte ihm die Hände an die Wangen und drückte ihm einen sanften Kuss auf die Lippen. „Komm nur ja nicht auf die Idee, dich ändern zu wollen.“

„Mich ändern?“, fragte Bruno und erwiderte ihren Kuss. „Ich fürchte, Saint-Denis wird mir keine Chance dazu geben.“